Stilistisches Hilfsbuch.

Von

Dr. Friedrich Beck.

Zweite Abtheilung.

München, 1868.
Carl Merhoff's Verlag.

Materialien und Dispositionen

zu

Uebungs-Aufsätzen

nebst

einzelnen Musterbeispielen.

Für

die obere Lehrstufe des deutschen Unterrichtes

an

Gymnasien und verwandten Lehranstalten.

Von

Dr. Friedrich Beck.

München, 1868.

Carl Merhoff's Verlag.

Vorwort.

Nachdem der Verfasser sein „Lehrbuch des deutschen Prosastiles"*) veröffentlicht hatte, drängte sich ihm bald die Wahrnehmung auf, daß er, um die Verwendung jenes Buches zu erleichtern, noch ein stilistisches Hilfsbuch folgen lassen müsse. So entstanden zunächst für die untere Lehrstufe des deutschen Unterrichtes die „Materialien und Dispositionen"**), welche hauptsächlich dazu bestimmt sind, zur Veranschaulichung und Einübung der Topik zu dienen. Hieran reiht sich nun unter ähnlichem Titel die vorliegende zweite Abtheilung des Hilfsbuches, welche nicht bloß in Bezug auf Stofffindung und Anordnung dem Schüler zureichende Beihilfe gewähren, sondern ihm auch für den formellen Theil der stilistischen Behandlung förderlich werden soll.

---

*) Lehrbuch des deutschen Prosastiles für höhere Unterrichts-Anstalten, wie auch zum Privatgebrauche. Mit einer Sammlung von Uebungsaufgaben, Hinweisung auf Musterbeispiele und einem Anhang über Titulatur der Briefe. Von Dr. Friedrich Beck. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. München, 1867. Carl Merhoff's Verlag.

**) Materialien und Dispositionen zu Uebungsaufsätzen nebst einzelnen Musterbeispielen. Für die untere Lehrstufe des deutschen Unterrichtes an Gymnasien und verwandten Lehranstalten. Von Dr. Friedrich Beck. Zweite unveränderte Auflage. München, 1868. Carl Merhoff's Verlag. Des stilistischen Hilfsbuches erste Abtheilung.

So kam es denn hier darauf an, ihm theils in vollständig ausgearbeiteten Aufsätzen verschiedener Autoren älterer und neuerer Zeit Vorbilder zu geben, theils durch Mittheilung von einzelnen Stellen, historischen Notizen, Sprüchen, Gedichten u. s. w., die sich auf das zu behandelnde Thema beziehen, seine eigenen Gedanken zu erregen und gleichsam in Fluß zu bringen. In solcher Art wurde nun eine nicht unansehnliche Reihe der im Lehrbuch bereits disponirten Themen*) behandelt; doch wurde diesen auch noch eine ziemliche Anzahl ganz neuer Themen mit Disposition und vollständiger oder theilweiser Ausführung angefügt.

Was die Verwendung des Buches in der Hand des Schülers anbelangt, so wird dieser sich zuerst mit den Materialien, welche ihm die Bearbeitung eines gegebenen Thema's erleichtern sollen, vertraut zu machen haben, dann durch aufmerksame Lectüre der kürzeren oder längeren Stilstücke und durch Vergleichung derselben mit den vorausgeschickten Dispositionen, welche nicht selten über diese Mittheilungen noch weit hinausreichen, darauf bedacht sein, sich an ein logisches Verfahren zu gewöhnen. Gesellt sich dazu noch von Seite des Lehrers weitere Anweisung und die Andeutung der Verbesserungen, welche der Schüler mit der Arbeit, die er geliefert, vorzunehmen hat, so lassen sich wohl auf diesem Wege bei fortgesetzter, mehrjähriger Uebung befriedigende Fortschritte in der richtigen Anordnung und Verbindung der Gedanken, so wie auch in der Aneignung einer einfachen, klaren und edlen Schreibart erzielen.

*) Die bei denselben angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die dritte Auflage des Lehrbuches des deutschen Prosastils.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Beschreibungen.

	Seite
Die Jahreszeiten (S. 10.)	3
Die Tageszeiten (S. 10.)	6
Das Gewitter (S. 10.)	8
Der Lauf des Rheins bis zu seinem Eintritt ins Elsaß	10
Die Walhalla bei Donaustauf am linken Donauufer	12
Die Newa bei Petersburg	14
Die Schiffswerft zu Geestemünde	18
Die Eiskapelle in der Nähe des Königssee's bei Berchtesgaden	22
Das Bauernhaus im bayrischen Gebirgsland	24
Venedig	26
Tivoli mit seinen Wasserfällen	28
Das Zeusbild des Phidias	29

II. Charakteristiken.

Der Neugierige (S. 110.)	35
Lebensweise und Charakter des Alpenbewohners	36

III. Parallelen und Gleichnisse.

Das Leben — eine Reise (S. 113.)	45
Die Welt — ein Theater (S. 113.)	46
Blüthen und Hoffnungen	47

Seite
Wiege und Sarg 48
Der Verschwender und der Geizige 50

IV. Abhandelnde Aufsätze.

Ueber den Rath des Herennius 57
Die Strenge und die Milde des Luc. Papirius Cursor (S. 114.) 58
Ueber ein Wort des Pompejus (S. 115.) 61
Ueber den Tod Cäsars (S. 115.) 61
Waren die Kreuzzüge eine sinnlose Unternehmung? (S. 115.) . 65
Ueber die Einnahme Constantinopels durch die Türken (S. 116.) 67
Was läßt sich für und wider den Krieg sagen? (S. 117.) . . 72
Vom Einfluß der Kriege auf Kunst und Wissenschaft (S. 118.) . 75
Ueber die Anhänglichkeit an das Bestehende und das Verlangen nach Neuerungen (S. 119.) 76
Ueber die Enthüllung geheimer Verbrechen (S. 119.) . . . 79
Ueber die Eisenbahnen (S. 121.) 81
Ueber Stenographie (S. 122.) 82
Ueber die Lectüre der Schriftsteller des classischen Alterthums (S. 123.) 84
Ueber die Vortheile des Uebersetzens aus fremden Sprachen (S. 126.) 86
Ueber die Lesesucht (S. 126.) 88
Ueber die Kunst des Improvisirens (S. 127.) 91
Vom Gesprächstone oder dem Tone der guten Gesellschaft (S. 129.) 93
Ueber Lobreden auf verdiente Männer (S. 129.) 95
Ueber die Bedachtsamkeit im Reden (S. 132.) 96
Ueber die Macht des guten Beispiels (S. 133.) 98
Die größten Denker auch die innigsten Verehrer der Religion (S. 134.) 98
Ueber die böse Sitte des Aufschiebens (S. 138.) 99
Ueber Einsamkeit und Geselligkeit (S. 140.) 102
Wie gelangt man am sichersten zum Wohlstande? (S. 142.) . 107
Ueber das Fehlschlagen der Erwartungen (S. 144.) . . . 109
Ueber die Sorge für die Gesundheit (S. 145.) 114
Wie kann man sich ein heiteres Alter bereiten? (S. 146.) . . 120
Ueber den Kampf des Menschen mit seinem Temperamente (S. 146.) 121
Die Pietät gegen das Alter (S. 146.) 122
Die kindliche Liebe bei großen Kriegshelden (S. 147.) . . 123
Vom Nutzen der Leiden (S. 148.) 123
Kann der Selbstmord als Beweis eines vorzüglichen Muthes gelten? (S. 150.) 124
Ueber die christliche Sitte, die Todten zu beerdigen (S. 150.) . 128
Ueber die Kürze des Lebens (S. 152.) 129

Seite
Kleobis und Biton (S. 153.) 129
Bilder der Auferstehung in der Natur (S. 153.) . . . 130
Man lebt nur einmal (S. 155.) 131
Die Neugierde (S. 155.) 135
Ubi bene, ibi patria (S. 155.) 136
Das Recht des Menschen über die Thiere (S. 155.) . . . 138
Bescheidenheit — eine Zierde der Jugend (S. 155.) . . . 144
Gefahren des Reichthums (S. 156.) 146
Gefahren der Armuth (S. 156.) 149
Warum ist es gut, die Zukunft nicht zu wissen? (S. 156.) . 150
Nutzen und Schaden der Spiele (S. 156.) 155
Die Kunst zu schweigen (S. 156.) 159
Wie können Reisen wahrhaft bildend werden? (S. 156.) . . 161
Von der Bestimmung und dem Nutzen der Denkmäler (S. 156.) . 164
Verdient das Mittelalter unbedingt den Vorwurf der Barbarei? (S. 156.) 167
Vom Sinn für die Natur 173
Von der Befriedigung, welche ein Landaufenthalt dem Stadtbewohner gewährt 176
Wichtige Belehrungen aus der Betrachtung der Pflanzenwelt . 177
Ueber den Reichthum der Gnadenwohlthaten Gottes im Reiche der Natur 179
Ueber den Luxus 180
Ueber die Sitte der Weihnachtsgeschenke 183
Ueber die Pflicht der Dankbarkeit 185
Die Ausflüchte des Undankbaren 187
In wiefern der Mensch Herr seines Geschickes sei . . . 189
Von den Temperamenten 191
Ueber den Wankelmuth in den menschlichen Handlungen . . 196
Ueber die Unentschlossenheit 197
Von der Herrschaft des Menschen über sich selbst 203
Bescheidenheit und Selbstvertrauen 205
Das Glück des Weisen 206
Von der Arbeitsamkeit 208
Ueber Führung der Geschäfte 212
Ueber die Muße 214
Ueber den Werth eines guten Gedächtnisses 218
Warum ist wahre Freundschaft etwas so Seltenes? . . . 220
Was lehrt die Geschichte über den Werth oder den Unwerth des Duells? 223
Ueber die Pflicht der Vaterlandsliebe 224
Von der Wichtigkeit des häuslichen Glückes für das Glück des Staates 227

Seite
Der beste Schatz und der beste Schutz 229
Der reichste Fürst 231
Von der Gefahr im Kriege 232
Ueber die Kühnheit im Kriege 234
Ueber die friedlichen Mittel, durch welche die Römer ihre Herrschaft in den Rheingegenden zu sichern bemüht waren . . . 236
Ueber den Rücktritt so manches großen Fürsten ins Privatleben . 237
Würde der Wissenschaft 241
Dem Leben lernen 245
Die Lectüre als das reichhaltigste, dauerndste und zugleich wohlfeilste Vergnügen 249
Ueber die hohen Vorzüge der deutschen Sprache 251
Ueber die Wichtigkeit der Uebungen im freien Vortrage und über die Mittel, sich am ehesten eine gewisse Fertigkeit darin zu erwerben 254
Der Sänger — nach Zeugnissen der Dichter 257
Ueber den Einfluß der materialistischen Denkart unserer Zeit auf die Literatur 262

V. Betrachtungen.

Die fliehende Zeit (S. 158.) 271
Krieg und Friede (S. 159.) 274
Am Geburtstage 278

VI. Chrieen.

Ohne Anstrengung keine Bildung (S. 176.) 285
Folgen der Verschwendung (S. 176.) 289
Ueber Mäßigung im Glück und Unglück (S. 176.) 290

VII. Commentare.

Der Sämann (S. 178.) 297
Die Hoffnung (S. 178.) 297
Der Ring des Polykrates (S. 178.) 298
Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe (S. 178.) 299
Der Kaufmann (S. 179.) 302
Märzlied (S. 182.) 302
Das Schloß Boncourt (S. 183.) 304
Der Antritt des neuen Jahrhunderts (S. 183.) 305
Die Gunst des Augenblicks (S. 185.) 306

Seite

Erwartung und Erfüllung (S. 185.) 309
Der Zauberlehrling (S. 187.) 313
Der Eislauf (S. 187.) 319
Der Frühlingsabend 322
Wilhelm Tell 324

VIII. Dialoge.

Blindheit und Taubheit (S. 194.) 329
Die Eisenbahnen (S. 194.) 333

IX. Reden.

Rede des Vaters des Horatius an das römische Volk für seinen wegen Schwestermordes von den Duumvirn zum Tode verurtheilten Sohnes (S. 195.) 337
Gisgo widerräth in der Volksversammlung der Carthager die Annahme der nach der Schlacht bei Zama von Scipio gestellten Friedensbedingungen (S. 197.) 340
Ueber die religiöse Weihe, welche Jugendfreundschaften besitzen sollen (S. 204.) 341
Lob der Beredtsamkeit (S. 205.) 345
Hannibal an sein Heer beim Uebergang über die Alpen (S. 208.) 347
Hermann ermuntert die Germanen zur Abschüttelung des Römerjoches (S. 208.) 350
Aufruf zur Befreiung des heiligen Grabes aus der Gewalt der Sarazenen (S. 208.) 355
Columbus an seine Schiffsmannschaft, welche, entmuthigt, ihn zum Aufgeben seiner Entdeckungsfahrt nöthigen will (S. 208.) . 361
Lob der Geschichte (S. 208.) 364
Aufforderung, das Duell zu beseitigen (S. 208.) . . . 369
Karl der Große ermuntert das fränkische Volk zur Befehdung der Sachsen 373
Ueber die nothwendige Verbindung sittlicher Gesinnung mit geistiger Bildung 374

I.

Beschreibungen.

(S. 10 u. 107—108.)

Die Jahreszeiten.

1. Der Winter.
(Stürme, Frost, Schnee, Eis; Schutzmittel des Menschen dagegen; Wintervergnügungen: trauliche Geselligkeit, Schlittenfahrten u. s. f.)
2. Der Vorfrühling.
(Schmelzen des Schnee's und Eises; das Hervorsprossen der ersten Gräser und Blumen.)
3. Der eigentliche Frühling.
(Die blühenden Gesträuche und Bäume, die milde Luft, die Reize der Landschaft, das frohe Thierleben in Feld und Wald, der Gesang der Vögel u. s. f.)
4. Der Sommer.
(Die Schwüle der Luft, Gewitter; Reifen der Früchte, die verschiedenen Ernten.)
5. Der Herbst.
(Sein melancholischer, an die Hinfälligkeit alles Irdischen mahnender Charakter; das Absterben der Vegetation; nur durch Topfgewächse, mit denen man das Zimmer schmückt, wird noch der Schein des Sommers festgehalten.)
6. In welcher Hoffnung uns der nach jedem Winter immer wiederkehrende Frühling bestärke, und an was uns die Jahreszeiten überhaupt mahnen.

Goethe schildert in seiner Recension der lyrischen Gedichte von Joh. Heinrich Voß die Jahreszeiten in folgender lebendigen und anmuthigen Weise:

„In ebener nördlicher Landschaft finden wir den Dichter sich seines Lebens freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole herstürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintrachten, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußen gebunden und im Triumphe nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den

Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im Einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle verbreitet sich, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Regen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Kaum aber ist der Segen, der aus der Erde quillt, in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußern Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörigen Vogel nicht an grünem, frischen Dache seiner Käfiglaube fehle.

Nun ist die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Gatten, Verwandte in allen

Graben wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erst unter sich und mit allen Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß Alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft Jeden erreicht und sein Licht über Alle leuchten läßt.

Die Tageszeiten.

(S. 10.)

1. Der Morgen:
   a) die Dämmerung;
   b) die Morgenröthe;
   c) der Aufgang der Sonne.
2. Der Mittag.
3. Der Abend:
   a) der Niedergang der Sonne;
   b) die Abendröthe;
   c) die Abenddämmerung;
4. Die Nacht:
   a) der Sternenhimmel;
   b) die Ruhe auf der einen Halbkugel der Erde.

Lange vorher, ehe die Strahlen der Sonne unsern Horizont erreichen, bedeckt ein grauer, anfangs kaum merklicher Schimmer von Osten her die Erde; mit jedem Augenblicke wird die Dämmerung heller, weil das Licht der Sonne, indem sie sich dem Horizonte nähert, von mehreren und niedrigeren Lagen der Atmosphäre zurückgeworfen wird; die Schatten der Nacht entfliehen, die kleinen und endlich auch die größten Sterne verschwinden nach und nach, man erkennt alle Gegenstände in

ihrer natürlichen, wiewohl schwächeren Farbe, und wir genießen das volle Tageslicht, ohne noch die Sonne zu sehen, bis endlich die Rosenfinger der Morgenröthe die Gipfel der Berge vergolden, die nahe Erscheinung der Gottheit des Tages und der Beherrscherin unseres Planetensystems verkündigen, und jedes fühlende Herz, selbst die Sänger des Waldes, zur Anbetung des Urhebers des prächtigsten Schauspieles der Natur, des Aufgangs der Sonne, erwecken.

In feuchten Schleier gehüllt, erhebt sich mit stiller Majestät aus den Fluthen des Meeres die Sonne, als hätte sie ihren glänzenden Schmuck abgelegt, um das blöde Auge des Menschen nach und nach an ihre Strahlen zu gewöhnen; mit jedem Augenblicke ersteigt sie eine neue Stufe zu ihrem Throne, dessen Höhe sie in der Stunde des Mittags erreicht, in der sie die Fülle des Lichts und der Wärme über den Erdkreis ergießt.

Doch bald lenkt Helios seinen Feuerwagen zum westlichen Ozean herab; unser Auge gewöhnt sich, wie beim Beginne des Tages an die Zunahme, so nun an die Abnahme des Lichtes und der Wärme, durch unmerkliche Stufen. Ein wenn gleich nicht so prächtiges, als der Aufgang der Sonne, doch rührenderes Schauspiel, ihr Untergang, beschließt die Arbeiten des Tages; die golden glühende Sonnenkugel taucht sich in das Weltmeer, um über andere Erdstriche ihr Füllhorn auszuschütten. Die holde Abendröthe tröstet uns über den kurzen Verlust der Sonne und ladet uns zur Ruhe ein, bis endlich die immer schwächer werdende Abenddämmerung dem Schatten der Nacht weicht, und eine neue mannigfaltigere Scene, der silberne Mond, von Millionen funkelnder Sterne umgeben, die Stelle einnimmt, die wir kurz vorher nicht anzublicken wagten.

Der Mensch, die Thiere, selbst die Pflanzen haben nun wieder eine Periode ihres Lebenslaufes vollbracht; Ruhe und Stille verbreitet sich über die eine Hälfte des Erdbodens, indeß auf der andern das unruhige Gewühl von neuem anfängt.

Das Gewitter.

(S. 10.)

1. Die Eigenthümlichkeit dieser Naturerscheinung. (Blitz und Donner.)
2. Der Verlauf derselben:
   a) Die Natur vor dem Gewitter.
   (Heitere Stille, blauer Himmel, überall Leben und Freude.)
   b) Das Herannahen des Gewitters.
   (Nebelflor, düstere Wolken, einzelne Blitze, fernes Donnern, drückende Schwüle.)
   c) Das Gewitter selbst.
   (Sturm, Staubwirbel, Rauschen des Wassers und der Bäume, Flucht der Thiere, Angst der Menschen, rasche Folge von Blitz und Donnerschlag, Platzregen.)
   d) Die Natur nach dem Gewitter.
   (Wiederkehr der Ruhe, Alles ist erquickt und athmet freier.)
3. Betrachtung über das Gewitter:
   (Gottes Allmacht und Güte zeigt sich auch im Gewitter; Dank Ihm, der das drohende Verderben in Segen umwandelt!)

Das Gewitter ist eine der mächtigsten, prachtvollsten, aber auch der fürchterlichsten und erschreckendsten Erscheinungen der Natur. Der Feuerstrahl des Blitzes fährt mit unglaublicher Schnelligkeit durch die finstern, den Niedersturz drohenden Wolkenberge im schlängelnden Fluge. Bisweilen, doch nicht oft, fällt dieser Strahl zur Erde nieder. Auf ihn folgt gleich in der Höhe des Wolkenmeeres ein Krachen, ein Schlag, der Alles erschüttert, ein Knall, ein lautes, sich in den Lufträumen langsam verlierendes Rollen — der Donner.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben in der Natur herrscht am frühen Morgen. Es grünt und

blüht, es rauscht und rieselt, es singt und hüpft. Ist's doch so, als ob die Schöpfung einen schönen Festtag feiern wollte, an dem sich der Mensch mit Vernunft und Gefühl am innigsten erfreuen soll. Die unermeßliche Bläue des Aethers überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dickere Wolken am Horizont herauf, erheben sich immer mehr, gleichen über einander gelagerten Gebirgsmassen, mannigfaltig gestaltet, graulich, düster, hell gefärbt. Durch sie, wie durch einen Schirm, werden die Strahlen der Sonne gehemmt, das Tageslicht verliert seine Helle; es wird trüber und dunkler.

In der dunklen Wolke blitzt es, sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört, das lauter schallt, je näher das Gewitter kommt. Schwül ist die Luft, Regenwolken senken sich in der Ferne nieder. Plötzlich bricht der Sturm los, er braust und saust, er führt Staubwolken in die Luft empor, See'n und Ströme schlagen Wellen, das Wasser schäumt, die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Thiere des Landes, die Vögel verbergen sich und suchen Schutzörter gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch kann nicht ohne Furcht sein. Er fragt: Wen wird der flammende, das Leben im Nu zerstörende Strahl treffen? Auf welche Wohnung wird er niederfahren, zünden und sie in einen Aschenhaufen verwandeln? Kann nicht ein Wolkenbruch, ein Platzregen eine verheerende Ueberschwemmung anrichten? Wird nicht der Hagel die Früchte des Feldes niederschlagen? Leben, Gesundheit, Eigenthum stehen auf dem Spiel. Wird unser Gut gerettet, wird es vernichtet werden? Diese Fragen kann Niemand beantworten.

Das Herz bebt, die Felsen zittern; von wüthenden Wogen wird das Ufer gepeitscht. Oft folgt Blitz und Schlag schnell auf einander. Es fallen große Regentropfen, in einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder. Aus den Thälern und Wäldern ist die ruhige Stille entflohen, das Brüllen des Donners, das Toben und Stürmen hat sie verscheucht.

Aber ohne Schaden ließ der Allmächtige das Gewitter vorüberziehen, um seine Schrecken, aber auch seine Wohlthaten

in andere Gegenden zu verbreiten. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne am Tage, mit mildem Glanze treten Mond und Sterne bei Nacht hinter dem Gewölk hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt; die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur, rein gewaschen vom Staub sind die Gewächse, munter singt der Chor der Vögel im Hain, trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt, die Brust kann freier athmen, der Hauch eines erquickenden Lebens geht durch die ganze Natur. Wie wohlthätig ist das Gewitter! Preis und Anbetung der Allmacht und Güte Gottes, der das drohende Verderben in Segen umgewandelt hat!

Der Lauf des Rheins bis zu seinem Eintritt ins Elsaß.

1. Der Ursprung desselben.
2. Das Rheinthal von Dissentis bis zum Bodensee.
3. Der Bodensee mit den schönen Inseln Mainau und Reichenau.
4. Der Rheinfall bei Schaffhausen:
   a) Umgebungen desselben (natürliche — künstliche);
   b) der Fall selbst (Bewegung des Wassers — Farbe — Tiefe — Getöse — Dampf).
5. Der Fall bei Lauffenburg.
6. Von Basel an ruhiger Lauf.

Dichter, Maler und Reisebeschreiber haben von jeher den Rheinstrom und dessen herrliche Umgebungen zum Gegenstande ihres Lobes gemacht. Kaum rieselt der Rhein aus seinen drei Quellen vom Gotthardsberge herab, so bildet er schon in der Schweiz ein romantisches Thal von Dissentis bis zum Bodensee. Zwischen dunkeln Gebirgen eingeschlossen, durchbricht er Felsen und Wälder, reißt Steine und Stämme mit sich fort.

und schießt schäumend und tobend in so gewaltigem Falle längs dem Thale dahin, daß die über ihm aus Aesten und Brettern zusammengefügten Brücken erzittern. Im Bodensee sammelt der noch junge Rhein seine Gewässer und Kräfte zu einer weiten ruhigen Fläche, auf welcher sich die schöne Natur umher sanft abspiegelt. Auf ihrer Mitte schimmern zwei liebliche Eilande, die Mainau und Reichenau, wie blühende Gärten und verschönern sowohl den See als seine fernern Umgebungen. Kaum aber ist der noch wilde Fluß aus diesen sanften Banden wieder hervorgetreten, als er in neuen und schrecklichen Fällen die Felsen durchbricht. Der Rheinfall bei Schaffhausen ist von jeher als eines der herrlichsten Schauspiele der Natur angesehen worden. Zu seiner Rechten ist eine Schmiede an die Felsen angebaut, mit sonderbaren Häuschen und Gerüsten, zur Linken erhebt sich stolz auf der dunkelgrünen Höhe das malerische Bergschloß Lauffen mit vielen Thürmen und zackigen Wänden. Unten aus dem Abhange ragen kahl oder, nur auf dem Haupte mit Gesträuch und Moos bedeckt, zwei Felsen herauf, durch die Länge der Zeit ausgehöhlt. Hinten aus dem dunkeln Gebirgsschlunde kommt der Rhein hervor und verschlingt sich in tückischem Wirbel, sobald er sich den Felsen nähert. Dann schießt er plötzlich und pfeilschnell gegen sie an; sein zuvor dunkelgrünes Wasser bricht sich in ein wildes Gewirre von weißen, blauen, grünen und grauen Strudeln und stürzt in ungeheuern Bächen und mit schrecklichem Getöse fünfundsiebzig Schuh tief in den Abgrund herunter. Der Fall verhallt wie ein naher Donnerschlag, die Gegend umher wird erschüttert, die Wellen schießen schäumend und wirbelnd im Thale fort, der Dampf steigt an dem dunkeln Berge wie eine Nebelwolke hinauf, indeß die Sonnenstrahlen in den aufgelösten Tropfen mit schönen Regenbogenfarben spielen. Bei Lauffenburg wiederholt der Rhein noch einmal, obwohl nicht so gewaltig, das herrliche Schauspiel; dann nimmt er, bei Basel sich rechts wendend, jenen ruhigen Lauf an, wodurch er ein reiner Spiegel der ihn umgebenden schönen Natur wird. Rechts vom Schwarzwalde, links von den Vogesen sanft begleitet, durchschlängelt er,

sich dehnend und windend, die vielen Auen und Inseln des reichen Schwaben= und Elsaßerlandes.

Die Walhalla bei Donaustauf am linken Donauufer.

1. Begriff:
2. Entstehung der Idee dazu.
3. Verbindung mit Gelehrten.
4. Vorschläge der Künstler.
5. Grundsteinlegung.
6. Allgemeine Form und Größe.
7. Giebelfelder.
8. Das Innere, und zwar:
   a) das Gewölbe,
   b) der Fries.
9. Die Büsten:
   a) der Verstorbenen,
   b) der noch Lebenden.
10. Werke und Biographieen.

Die Walhalla ist ein von König Ludwig I. von Bayern dem Andenken ausgezeichneter Deutschen errichtetes Gebäude in der Nähe von Regensburg. Den ersten Keim zu diesem wahrhaft patriotischen Gedanken, welcher den König lange beschäftigte, hat wohl der Lehrer desselben, Sambuga, und zwar in der früheſten Jugend des Prinzen gelegt. Dieser mochte etwa sieben Jahre alt sein, als Sambuga mit ihm durch den Garten von Schwetzingen ging, und, den Antheil desselben an den dort befindlichen Statuen bemerkend, sagte: „Welchen andern Eindruck müßte es hervorbringen, wenn man die Kräfte zur Herstellung nationaler Denkmäler benutzt hätte, und, statt an Apollo, Venus und andere unserm Volksbewußtsein fremde, mythologische Wesen, vielmehr an Karl den Großen, Heinrich I., an Kepler, Albrecht Dürer u. s. f. erinnert würde.“ Dieß

Wort war nicht verloren, und der heranwachsende Prinz beschäftigte sich fortwährend mit dem hingeworfenen Gedanken. Später, als der Entschluß bei ihm fest geworden war, der Gründer eines solchen deutschen Ehrentempels zu werden, trat er deßhalb mit ausgezeichneten Gelehrten, namentlich mit Joh. v. Müller, in Correspondenz, um die Meinung einsichtsvoller Männer über die Auswahl der zu Ehrenden zu hören. Auch mit Künstlern trat er in Verbindung, um über die Art und Weise der Ausführung ihren Rath zu vernehmen; mit diesen aber befand er sich meistentheils von vornherein in Widerspruch, weil man ihm die Formen deutscher Baukunst anrieth, er jedoch fest am griechischen Stile hielt, welcher allein der von ihm gefaßten Idee entsprach. Er hatte ein Programm bekannt gemacht, um Concurrenz zu veranlassen; allein die eingesendeten Arbeiten fanden seine Billigung nicht. Schon war eine große Anzahl Büsten, alle in Hermenform, fertig, als 1823 der Baurath Klenze vom Prinzen den Auftrag erhielt, nach der gegebenen Grundbedingung einen Plan auszuarbeiten. Dieser Plan wurde angenommen und nach demselben das Werk begonnen. Säulen und andere Verzierungen wurden zu künftigem Gebrauche in den Marmorsteinbrüchen des Untersberges vorgearbeitet, und am 18. Okt. 1830 erfolgte unter freudigem Zuströmen einer ungeheuern Volksmasse und in Erinnerung der Völkerschlacht von 1813 die feierliche Grundsteinlegung auf einer Anhöhe bei Donaustauf am linken Donauufer, 1¼ Stunde unterhalb Regensburg.

Auf dem 126 Fuß tiefen Fundament erhebt sich ein großer, im dorischen Stil erbauter, dem Parthenon in Athen nicht unähnlicher Tempel, siebzig Fuß hoch, hundert breit und dreihundert tief. Zweimal acht Säulen tragen den vorderen Giebel und bilden eine geräumige Vorhalle; daran reihen sich siebzehn Säulen zu jeder Seite, die mit den acht an der Rückseite befindlichen den Tempel umschließen. Das hintere Giebelfeld ist mit einer plastischen Darstellung der Hermannsschlacht ausgefüllt, das vordere zeigt die auf einem Throne sitzende, mit einem Eichenkranze geschmückte Germania, umgeben von

den allegorischen Figuren der einzelnen deutschen Staaten. Im Innern des Gebäudes tragen schön geschmückte Marmorwände und eine doppelte Reihe von Säulen die reich verzierte und kasettirte Decke. Auf dem Fries, der um den ganzen Saal geht, ist die Urgeschichte der Deutschen, von ihrer Einwanderung bis zur Verbreitung des Christenthums, in Relief dargestellt. An den Wänden sind in Gruppen, die durch Viktorien noch belebt und zusammengehalten werden, die Büsten ausgezeichneter Deutschen aufgestellt, wobei zu bemerken, daß der König die Auswahl auch auf die nächsten stammverwandten Völker der Deutschen, und auch auf Frauen, wie Maria Theresia u. s. w., ausgedehnt hat. Um das festliche Gebäude auch zum Mittelpunkte festlicher Tage zu machen, hat der König zugleich bestimmt, daß Büsten ausgezeichneter Lebenden verfertigt und nach ihrem Tode mit geziemender Feierlichkeit in das Heiligthum aufgenommen werden sollten. Zu dem Ende ist eine Halle im Souterrain angebracht, in welcher die Exspektanten aufgestellt bleiben bis zum Tage ihrer Enthüllung. Endlich ist noch eines Raumes zu gedenken, der sich im Epistodomos des Tempels befindet, in welchem die Werke oder die Biographieen der im Innern gefeierten Kriegs- und Friedenshelden aufgestellt werden, um den Besuchenden in Stand zu setzen, sich auch mit der Betrachtung ihres Lebens und Wirkens zu beschäftigen.

Die Newa bei Petersburg.

1. Die Beschaffenheit dieses Flusses überhaupt:
   a) die Vorzüge seines Wassers;
   b) seine Mündungen.
2. Sein Nutzen für die Bewohner von Petersburg.
3. Das Aufgehen seiner Eisdecke im Frühjahr:
   a) welche Festlichkeit dabei stattfinde;
   b) welche Eigenthümlichkeit das morsche Eis zeige;

c) wann sein Schmelzen am schnellsten erfolge;
d) warum dieß Ereigniß mit so großer Spannung erwartet werde;
e) welche Freude es errege.

Die Newa hat ein wunderschönes, klares, grünliches Wasser, das dem des Rheines, wo er den Eisgrotten der Alpengletscher entströmt, am meisten ähnlich ist. Sie theilt sich eine Meile vor ihrer Mündung in vier Arme, „die große“ und „die kleine Newa“, und „die große“ und „die kleine Newka“. Diese Hauptarme spalten sich dann wieder in eine Menge kleinerer Nebenzweige und Canäle und bilden so, ins Meer fließend, einen Archipelagus von Inseln, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet.

In so vielen Beziehungen, als ein Fluß einer Stadt nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Ueberfluß der Provinzen, Speise, Futter und Kleidung zu. An ihrer Mündung empfängt sie die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu den Palästen hin. Auch füllt sie den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihren Becher mit frischem Labetrunke. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagesgespräch der Petersburger bildet, und seine Kritik und sein Lob dort eben so die Gedanken und Zungen beschäftigt, wie die des Meerwassers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwassers bei den Aegyptern. Um so weniger darf man sich darüber wundern, da sie nicht bloß immer ihre Freude ist, sondern auch eben so oft ihre Noth und ihr Kummer, da sie ihnen nicht selten ihre Gärten verdirbt, ihre Häuser beschädigt, ja sogar ihre ganze Existenz bedroht.

Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres hindurch die Newa in eisige Bande, so daß sie also nur sechs Monate lang ihre Wohlthaten in vollem Maße zu

spenden vermag. Erst im Anfange Aprils, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen vor, den glatten Spiegel des Flusses so weit enthüllend, daß einem überfahrenden Boote freie Bahn vergönnt ist, so erdonnern die Kanonen von der Festung, diesen erwünschten Moment den Bewohnern verkündend. Zur selben Zeit, sei es Tag oder Nacht, steigt der Commandant der Festung, mit allen Insignien seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, zum gegenüberliegenden Palast des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Gewalt des Winters gebrochen sei, daß die Gewässer wieder frei seien und eine fröhliche Schifffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herbeigebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdenrunde getrunken wird; denn der Sitte gemäß gibt der Kaiser es dem Commandanten mit Gold gefüllt zurück.

Das Newaeis geräth gegen Ende des Winters, wenn schon mancher warme Tag auf seine Oberfläche wirkte, in einen ganz eigenthümlichen morschen Zustand. Es löst sich nämlich in eine ganze Menge dünner Eisstäbe von einem Zoll im Durchmesser und von der Länge der Eisdecke auf. Diese Stäbe, aus denen die Eisdecke alsdann besteht, hängen zuletzt so schwach zusammen, daß man sich dann durchaus nicht mehr auf das Eis wagen kann. Wo nicht eine Schneekruste darüber liegt, da sinkt man mit dem Fuße durch ellendickes Eis, indem man einige jener Stäbe hinabstößt. Große, auf dem Trockenen liegende Eisschollen, die dem Anscheine nach zusammenhängende, dichte Massen bilden, zersplittern bei der schwächsten Berührung

mit einem Stocke in eine Menge gläserner Säulchen und Stäbe. Mehrere Wochen vor dem erwarteten Durchbruche des Eises wird daher schon das Fahren auf der Newa verboten. Es entstehen hie und da Löcher in der Decke, und über der Eisfläche selbst sammelt sich ein trübes Schneewasser. Die ganze Eisfläche, welche Anfangs, von Schlitten und Fußgängern belebt, recht wohl gefiel und erfreulich war, wird nun zur drückenden Last, und man wünscht, diese unnütze schmutzige Kruste so bald als möglich entfernt zu sehen. Es ist oft Wochen lang schon das schönste Wetter, und doch liegt die Newa noch völlig unbeweglich. Die Sonne wirkt überhaupt nicht so lösend und zerstörend auf sie ein, als Regen und Wind. Ein einziger tüchtiger Regen, über den daher die Petersburger auch allemal um diese Zeit große Freude äußern, wirkt mehr, als drei Tage Sonnenschein. Gewöhnlich liegt die Eisdecke, ohne sich zu rühren, bis ein Paar Regen- und Windtage einfallen. Das untrügliche Zeichen des bald zu erwartenden Bruches ist das Verschwinden des Aufwassers auf dem Eise. So lange noch Wasser auf dem Eise steht, und wenn es auch so tief ist, daß die Pferde hier und da fast zum Schwimmen kommen, wagt noch Alles den Uebergang. Wenn es aber verschwindet, so ist dieß ein Zeichen, daß das Eis sich überall von den Ufern gelöst hat und zugleich auch so porös geworden ist, daß das Aufwasser durchsickern konnte.

Die Enthüllung der Newa ist ein merkwürdiger Moment, auf den Alles gespannt ist. Die Kaufleute erwarten ihn mit Sehnsucht, weil das Gelingen mancher Speculation von seinem früheren oder späteren Eintritte abhängt; die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen gibt; die vornehmen Damen, weil, wenn die Newa und der Kronstädter Meerbusen vom Eise gereinigt sind, das Lübecker Dampfboot mit neuen Modewaaren aus Paris nicht lange säumt, sich anzumelden; die Buchhändler und Gelehrten, weil nun der geistige Verkehr mit Europa wieder beginnt, und sie dann erfahren, welche Producte im Laufe des Winterhalbjahres an's Licht traten; die kranken Einheimischen und an Heimweh leiden-

den Fremden, weil nun die Bahnen zu den Bädern und nach Europa wieder offen stehen. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde, und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Den ganzen Winter hindurch lag die Newa im Eise verpuppt. Ihre Entpuppung bietet das schönste Schauspiel besonders dann, wenn sie bei heiterem, klaren Wetter vor sich geht. An den herrlichen Newaquai's drängen sich, vom Donner der Kanonen gelockt, die Spaziergänger, um des Commandanten goldene Gondel ankommen zu sehen, und kaum ist sie glücklich am Quai des Winterpalastes gelandet, so bedeckt sich sogleich der Fluß mit Hunderten von Booten, welche die unterbrochene Verbindung unter den verschiedenen Inseln wieder herstellen.

Die Schiffswerft zu Geestemünde.

1. Wo, von wem und wann diese Schiffswerft gegründet worden sei, und wie weit sich ihre Leistungen erstrecken sollen.
2. Die zu ihr gehörenden Gebäude:
   - a) Familienwohnungen der verheiratheten Arbeiter,
   - b) Schule,
   - c) Villa des Besitzers,
   - d) Bureau's und Comptoirs,
   - e) Zeichnen- und Modellzimmer,
   - f) Eßsaal und Küche,
   - g) Wohnungen der unverheiratheten Arbeiter,
   - h) Lagerräume,
   - i) Rißböden,
   - k) Werkstätten,
   - l) das Maschinenhaus,
   - m) Räume für Eisengeräth und Taue,
   - n) der große Schornstein und das Behältniß für Planken.

3. Die Werft selber und die daselbst herrschende Thätigkeit.
4. Die Arbeiter:
   a) ihr kräftiges Aussehen,
   b) ihre Bekleidung,
   c) ihre Lohnverhältnisse.

Eines der bedeutendsten Schiffsbauetablissements auf dem Continente, in seiner Anlage wohl jedenfalls das großartigste — ist die Werft des Herrn R. C. Rickmers in Geestemünde, gegründet in den Jahren 1855—57.

Rickmers, der als junger Mann ohne Vermögen nach Bremerhaven gekommen war, betrieb dort bereits, ehe er die Werft in Geestemünde gründete, die Schiffsbauerei mit ungemein günstigem Erfolg, und schwang sich durch seine Energie, seine Thätigkeit und seinen Unternehmungsgeist zu einem der ersten Schiffsbaumeister und Rheder von Bremen empor. Der Platz aber war zu eng für großartige Unternehmungen, und da kein Raum vorhanden war, denselben auszudehnen, erwarb Rickmers im Jahre 1855 ein Terrain von nahezu 32 Morgen, zu dem Hafenorte Geestemünde gehörig und durch eine Krümmung der Geeste an zwei Seiten von Wasser umflossen.

Da wurde es bald lebendig auf der grünen Wiese; Hunderte von Maurern und Zimmerleuten schafften von früh bis spät. Ein neues Feld, das man der Landwirthschaft entrissen, wurde dem Gewerbsbetrieb eröffnet. Wo bisher Jahr für Jahr Kühe und Pferde geweidet, wo das Heu in großen Fudern zu den naheliegenden Orten geführt worden war, sollten alsbald die Schornsteine der Fabriken dampfen, die Räder der Maschinen sich drehen, und Hammer, Beile und Sägen in den Händen der fleißigen Arbeiter mit betäubendem Geräusche Kunde geben von dem Siege der Industrie.

1857 sind die ersten Schiffe auf der neugegründeten Werft vom Stapel gelassen worden. Die Anlage ist darauf berechnet,

bei vollem Betriebe 1000—1200 Arbeiter zu beschäftigen, und monatlich ein großes Seeschiff zu liefern.

Durch ein großes Thor tritt man auf einen weiten Platz, der an drei Seiten von Gebäuden, aus rothen Backsteinen aufgeführt, hufeisenförmig umschlossen wird. Zur Linken befinden sich unter einem Dache eine Reihe von 90 Familienwohnungen für Arbeiter, eine Schule für 80 Kinder, und in Mitte freundlicher, geschmackvoller Gartenanlagen die elegante Villa des Besitzers. Zur Rechten liegen die ganz eigentlich zur Werft gehörenden Gebäude und nach vorne hin die Helgen, auf denen die Schiffe erbaut werden.

Zunächst dem Thore sind die hellen, geräumigen Bureau's und Comptoirs, darüber die Zeichnen- oder Modellzimmer. Hier werden über die zu bauenden Schiffe Zeichnungen entworfen und die Modelle ausgeführt, die mit der Zeit als Wandzierde dienen.

In der nächsten Abtheilung des Gebäudes befindet sich die Küche mit ihren gewaltigen Kesseln und der große Eßsaal für die Schiffszimmerleute. Eine bequeme breite Treppe führt in zwei über einander liegende Stockwerke, zur Wohnung für 200 unverheirathete Arbeiter oder für solche, die ihre Familie auswärts haben. Es sind große Säle mit Kojen zum Schlafen, Behältern für Kleider, und mit langen Tischen und Bänken.

Aus diesen Räumen kommt man in eine Abtheilung des Gebäudes, die im Erdgeschoß Lagerräume für Kupfer, Eisen, Werg enthält, auch theilweise zur Anfertigung von Matten und Raaen dient. Hierüber befinden sich zwei sogenannte Rißböden, je 180 Fuß lang und 40 Fuß breit. Da werden die einzelnen Theile der Schiffe in natürlicher Größe aufgezeichnet.

Der folgende Raum wird von einer Werkstätte eingenommen, in welcher Schaluppen und Böte verfertigt werden. Daneben ist ein Gemach mit einer Maschine zur Herstellung von Holznägeln. Hunderttausende solcher Nägel liegen aufgehäuft an den Wänden umher.

Durch die helle, geräumige Tischlerwerkstatt tritt man nun in das eigentliche Maschinenhaus, in welchem eine Hochdruck-Dampfmaschine von 100 Pferdekraft arbeitet und die verschie-

denartigsten Maschinen zur Anfertigung aller erforderlichen Schiffsstücke in Bewegung setzt.

Hier hobelt eine Maschine in rasender Geschwindigkeit täglich gegen 20,000 Fuß Bretter und Bohlen; dort zerschneiden Vertikal- und Zirkelsägen die stärksten Stämme. Hier stößt die Pecking-Maschine Löcher durch dicke Eisenplatten wie durch Papier; dort schneidet mit gleicher Leichtigkeit eine andere Maschine Stangeneisen. Hier summt und schwirrt es in der Werkstatt der Drechsler, dort hämmert und klopft es vor den Essen der Schmiede.

Große Räume für Eisen und andere Metalle, Platten in allen Formen und Längen, — für Ketten, Anker, Steuerruder, Blöcke, Takelage &c. nehmen das übrige Gebäude ein. An dem riesigen Schornstein bemerkt man einen langen Behälter, in welchem die Planken, die zu den Schiffen gebraucht werden sollen, biegsam gemacht werden.

Wenn man so die gewaltigen Räume durchschritten hat und wieder ins Freie tritt, gelangt man an die eigentliche Werft, den Platz, wo auf den Helgen oder Hellingen (langen, auf starken Pfählen ruhenden Balken) die zu erbauenden Schiffe in Speeken oder Rippen horizontal, nach dem Ufer hin, schräg auf der Erde liegen. Hier ist ein großer Dreimaster bereits seiner Vollendung nahe; der eleganten Kajüte wird von Tischlern, Tapezierern und Malern der letzte Schmuck gegeben. Oben auf dem Verdecke werden mit dampfendem Pech die Fugen ausgegossen; draußen am Schiffe sitzen auf den Gerüsten in mehreren Reihen über einander die Arbeiter, die den Werg in die Spalten klopfen; dort werden zu einem andern Schiffe erst die Rippen auf den Kiel gesetzt, während man noch kaum die Form des Schiffes zu erkennen vermag. An den Krahnen werden die Stämme emporgewunden, und munter tönt dazu, wie bei allen Arbeiten, bei welchen mehrere zugleich beschäftigt sind, der Gesang der Zimmerleute. Von allen Seiten fahren auf den Schienen die Wagen mit Holz herzu — von rechts und links läuft und rennt es mit Tauen, Stricken und Ketten — überall Leben und Arbeit.

Da aber tönt der helle Klang einer Glocke; es ist die Zeit zum Frühstück, und wie mit einem Zauberschlage wird's ringsher still. Eine endlose Reihe von kräftigen, breitschulterigen Gestalten kommt aus den Thüren des Fabrikgebäudes, aus dem Innern, von den Verdecken und von der Außenseite des Schiffes. Nun geht es in den großen Saal, oder in einen der Schuppen, und ein derber Imbiß hebt die ermatteten Kräfte.

Die Zimmerleute zeichnen sich durch ihre Kleidung vortheilhaft vor den übrigen Arbeitern und Handwerkern aus. Nie fehlt das kleidsame dunkelblaue wollene Hemd, über welchem im Sommer nichts getragen wird, im Winter aber eine Jacke von dickem blauen Flanell. Der ganze Anzug ist fast immer sehr sauber und ordentlich gehalten, Sonntags ist er sogar elegant. Es ist der Stolz der Zimmerleute, da in feiner weißer Wäsche, theurem schwarzen Tuchrocke und einer schönen Atlasweste sich zu zeigen.

Die Lohnverhältnisse der Schiffszimmerleute sind sehr günstig. Durchschnittlich kann man einen täglichen Verdienst von 25 Ngr. annehmen; doch verdient ein besonders tüchtiger Arbeiter mehr, daher auch der Ausdruck von Wohlbehagen und Selbstbewußtsein, der sich gewöhnlich schon in ihrer ganzen äußern Erscheinung und Haltung kundgibt.

Die Eiskapelle in der Nähe des Königssee's bei Berchtesgaden.

1. Der Weg dahin.
2. Die Umgebung.
3. Die Eiskapelle selbst:
   a) Beschaffenheit;
   b) wodurch sie möglich und erklärbar.

Nicht weit von der Halbinsel Bartholomä, seitwärts vom Königssee, liegt die sogenannte Eiskapelle. Ein Fußsteig führt

zunächst in einen Ahornwald und hierauf zu einer Wunderquelle bei einer einsamen kleinen Kirche. Mehr und mehr geht der Weg aufwärts, wobei man über Felsentrümmer, die von den Bergen herabstürzten, zu klettern, durch Gräben, welche Schneelawinen, Regengüsse u. s. w. in die Erde wühlten, in Schutt und Steingerölle zu waten hat. Die sparsamen Buchen, Ahorn- und Nadelhölzer kriechen hier an die Erde hingedrückt, und verstricken ihre Aeste in die Schlangenäste der Alpenföhre. Endlich verschwinden auch diese verkrüppelten Kinder der Natur, und man befindet sich jetzt in einem Kessel eingeschlossen, den auch die lebhafteste Fantasie sich nicht grauenhafter vorzustellen im Stande sein möchte. Sechs bis achttausend Fuß hohe senkrechte Wände, die Schnee auf ihren Gipfeln und in ihren Klüften tragen, starren an einander gedrängt empor, so daß kaum ein schmaler Streif des Himmels durch ihre zackigen Gipfel hereinblickt; die nackte Hechelwand und die beschneiten Wände des Watzmann thürmen sich über den kahlen Felsblöcken empor. Die Steine, die fast jede Minute durch dieß Labyrinth von Zinken herabrasseln, und die Todesstille, die hier herrscht, von ihrem Gepolter unterbrochen, machen den scheuen Fremdling um seine Erhaltung bange. Endlich langt man unter Mühe und Schweiß bei dem Gletscher an, der unter dem Namen der Eiskapelle bekannt ist. Er stellt sich als ein mehr als 200 Fuß langes, beschneites Eisgewölbe dar, das sich wie eine Hochbrücke über den Eisbach krümmt, welcher unter demselben dampfend hervorschießt. Wenn es aber auffallend sein muß, einen Gletscher in einem Lande zu finden, welches kaum 2500 Fuß über das Meer erhaben ist, so läßt sich dieses Wunder aus der ganzen Beschaffenheit der Gegend hinreichend erklären. Der Ort gleicht einem Kessel, dessen Tiefe nur wenige Wochen und in diesen nur wenige Stunden des Tages die Sonnenstrahlen erreichen. Dazu kommt noch, daß in Süden und Osten die wilde Hechelwand, gegen Westen aber der Watzmann denselben deckt, und nur gegen Norden sich eine Schlucht zeigt, durch welche der Eisbach sich windet.

Das Bauernhaus im bayrischen Gebirgsland.

1. Grundzüge der Bauart:
(Vorherrschender Holzbau, Söller, flaches Dach, nur ein Stockwerk, malerische Zuthaten der Außenseite).
2. Innere Eintheilung:
(Küche, Stube, Stall, Kammer, Räume für Erntevorräthe, Dreschtenne).
3. Einrichtung:
a) der Stube,
b) der Kammer.

In ältester Form sind die Berghäuser des Volkes von Oberbayern in gut deutscher Weise ganz von Holz mit ausgehauenen Balken und innerer Vertäfelung erbaut; die Halbbauten, an welchen der Untertheil gemauert und der obere Gaden oder doch die Frucht- und Heueinlage von Holz aufgerichtet wird, sind heute noch eben so üblich, als ganz gemauerte Häuser, an denen noch immer der Söller (die „Laube") und Sonstiges von Holz ist. Schon im Ampergrund treffen wir, je mehr wir südlich rücken, die Grundzüge der bezeichneten Bauart — den überwiegenden Holzbau, das flache Dach und das außer dem Erdgeschoß noch übliche obere Stockwerk — mit allen ihren malerischen Zuthaten, die selbst auf die Zieh- und Radbrunnen, die Gärten und grünen Zäune am Hause sich erstrecken. Nach der Ebene hin überwiegt freilich allmählich das Haus mit dem Hochgiebel und Ziegeldach, selbst Strohdächer sind nicht selten. Mit besonderer Zierlichkeit malen die Ammergauer ihre sauberen Häuser in dem ihnen noch immer geläufigen Stil der Stucco-Schnörkeleien und Prunk-Architektur des vorigen Jahrhunderts — eine übrigens auch in andern Gebirgsthälern häufig beliebte Zierde. Darin sind dann häufig die Haussprüche, welche besonders im Thal der Jachenau zahlreich und oft sehr sinnig vorkommen, mit zierlichen Buchstaben gemalt.

In seiner inneren Eintheilung bietet ein solches Haus das übliche Gelaß, bestehend in Küche, Stube und Stall,

hier und dort noch ein Nebenstüblein im Erdgeschoß; der obere Stock enthält die eigentliche „Kammer“ — das Schlaf- und Prunkgemach des Hausvaters und seines Weibes und die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Der hintere Theil des Hauses enthält die Räume für die Erntevorräthe, ferner die Dreschtenne und die Ställe.

Die Stube ist meist ganz getäfelt oder doch zur Hälfte der Wandhöhe, und alle Decken sind Fachwerk. Um die Wände der Stube und um den Ofen laufen Holzbänke; eingemauerte Schränke sind beliebt. Eine Ecke der Stube nimmt der Tisch ein, und meist der Thür gegenüber; darüber baut die fromme Andacht der Bewohner den Hausaltar mit zahlreichen Bildern, Täfelchen, Blumenbüscheln und sonstigem geistlichen Zierrath, der sich eng um ein Crucifix zusammendrängt. Ein vielfach beliebtes Geräth ist die Schwarzwälderuhr mit dem schreienden Kukuk als Wecker. Neben der Thür hängt der Weihbrunnkessel, dabei oft ein geweihter Salzstein, krankem Vieh ins Getränk zu legen. Das Handtuch ist auf Rollen an der Thür aufgespannt, und der Dreikönigsname † C † M † B sammt der Jahrzahl mit Kreide darüber geschrieben. Um den Ahorntisch stehen die noch immer in Ehren gehaltenen dreibeinigen Stühle; neben dem Ofen, welchen Trockenstangen umgeben, fehlt selten das Ruhelager — „Ofenbruck“ genannt — benutzt für Kranke zur Winterszeit oder für Gäste geringeren Standes. Der Raum unter „der Bruck“ ist gewöhnlich dem Hühnervolk zugewiesen; unter der Ofenbank wird das Pfannenbrett bewahrt, und der eiserne Schuhlöffel hängt dort an der Kette. Auf dem Fensterbrett am Tisch steht die „Bütsche“ — hölzerne Wasserkanne — und an einem der Wandkästen hängt der Kalender. Vielmals findet sich in einer Stubenecke eine schmale Treppe, die zur Kammer führt. Ist sie mit Brettern verschlagen, so dient der Raum darunter meist zum Milchkasten. Der Bauer im Ampergrunde tüncht seine Stube reinlich weiß, das Getäfel und Geräthe malt er braun oder hellblau. Blumenwerk und die Namen Jesu und Mariä fehlen selten an den Thüren und Schränken.

Die Kammer enthält das Zierlichste und Beste, was man an Möbeln besitzt. Das Hauptstück bildet die Doppelbettlade des Hausehepaares, vielfach noch mit Säulen und Dach geziert, und als solches „Himmelbett" genannt. Geistliche Schildereien, besonders an der Decke, fehlen daran niemals. Hoch aufgethürmt werden die schweren Federbetten, hie und dort von Vorhängen umgeben. Das Seitenstück zur Himmelbettstatt bildet der Kleiderschrank der Hausfrau. Meist zur Hälfte mit „Hauswirkener", d. h. im Hause gesponnener Leinwand angefüllt. Die gerollten Stücke tragen alle in der Mitte eine hochrothe, gemachte Federrose, oder sind mit Heiligenbildern besteckt. Hier bewahrt die Bäuerin ihre besten Kleider und in den Schublädchen die allenfallsigen Schatzgelder und den Silberschmuck. Ferner steht in den Kammern oft die Schaukelwiege und manche derbe alte Truhe, und am Schubladenkasten, d. h. der Kommode, glänzen die Prachtstücke des Geschirres, Krüge, bemalte Gläser oder Kaffeetassen und besonders rothbackige Aepfel, in ihrer Mitte, meist in einem Glasschrank, ein wächsernes Christkind. So will's die gute alte Sitte. — Leute von neuerem Geschmack kennen freilich polirte Bettladen und Schränke, und behängen ihre bunt bepinselten Wände mit französischen Lithographien und mit einem Spiegel, einem Möbel, das sich sonst in Bauernhäusern, wo höchstens ein Hand- oder Taschenspiegel im Gebrauche ist, als Wandschmuck nicht vorfindet.

Venedig.

1. Womit die Stadt zu vergleichen ist.
2. Nähe des Meeres.
3. Volkscharakter.
4. Merkwürdige Erinnerungen; hervorgerufen durch
   a) die Gebäude, auch
   b) durch die so bemerkenswerthen Dämme.
5. Der Markusplatz:
   a) nicht gerade merkwürdig wegen seiner Größe, wohl aber

b) wegen der auf demselben herrschenden Reinlichkeit;
c) große Regsamkeit auf eben diesem Platze.

Man möchte in Italien eintreten wo man wollte, nirgends würden Auge und Fantasie so mächtig ergriffen werden, als hier in dieser außerordentlichen Stadt. Im Profile gesehen, gleicht sie einem unermeßlichen Linienschiffe mit zahllosen Masten. Durch die Straßen wogen die grünlich blauen Fluthen und die schäumende Brandung schlägt oft zu den Thoren der schönen Paläste hinein. Hier, in dieser Stadt tritt uns auch der rein italienische Volkscharakter in seiner vollen Kraft entgegen. Trotz des politischen Todes der vormaligen Republik herrscht unbesiegbares Leben in allen Einwohnern; die Kaufleute, Lastträger, Mäkler und Fischer übertoben auf der Riva der Slavonier das Brausen der Meereswogen. Dazu kommt die Erinnerung an den Glanz und Ruhm vergangener Jahrhunderte, deren keine Republik der Welt so viele aufzuweisen hat, als diese. Ueberzeugen uns hievon nicht der St. Markusplatz, die Prokuratien, Wunder der Baukunst, die herrlichen Paläste der alten Stützen der Republik, so werden es die ungeheuern, ins Meer geworfenen Dämme, welche theils meilenweit von der Stadt die Wuth des Elementes abhalten, theils um die einzelnen Inseln einen unzerstörbaren Saum bilden. Welcher ungeheure Kostenaufwand gehörte dazu, hier, auf den mürben Lagunen einen festen Grund für solche Werke zu legen! — Den St. Markusplatz darf Niemand seiner Größe wegen bewundern; denn die alten Republikaner waren auf jedes Plätzchen der Freiheit geizig, und drängten ihre Wohnungen so zusammen, daß man mit ausgestreckten Armen die Breite der meisten Straßen beinahe erreichen konnte. Dagegen ist der herrliche Platz so zierlich und reinlich, da ihn jetzt weder Roß noch Wagen mehr betreten darf, daß er einem großen Saale verglichen werden kann. Obwohl er aufgehört hat, der Mittelpunkt einer der mächtigsten Republiken früherer Zeit zu sein, so ist er es doch noch immer für Venedigs städtisches Treiben und Leben.

Tivoli mit seinen Wasserfällen.

1. Die Lage von Tivoli:
   a) in einer schönen gebirgigen Gegend,
   b) mit angenehmer Aussicht, und darum
   c) mit vielen noch aus dem Alterthum herrührenden Villen.
2. Die Wasserfälle von Tivoli:
   a) der Teverone (Ursprung — Gewaltigkeit seines Falles —),
   b) die sogenannte große Cascatella (Ursprung — Umgebung —),
   c) andere kleinere Fälle.

Gegen Nordosten zu wird Rom, nach fünf Stunden Ebene, von einem Strich von Gebirgen eingefaßt, die, von den Apenninen ausgehend, fernhin immer weiter fortsteigen und stolz gegen Himmel sich erheben. Hier liegt, und zwar mitten auf der ersten Anhöhe Tivoli, in Umgebungen, welche einen unbeschreiblichen Reiz darbieten und namentlich so manche der ergetzendsten Aussichten in die Gebirge und in die weiten Ebenen von Rom bis an das Meer hin eröffnen. Alles dieses lockte die ehemaligen Beherrscher der Welt so stark an, daß noch jetzt Alles in der Runde voll ist von Ruinen ihrer Landhäuser, wie denn gleich auf dem ersten Abhang des Hügels von Tibur die Villa des Mäcenas lag, welche noch in ihren Ruinen einen höchst eigenthümlichen Anblick von Pracht und Würde, Majestät und Ruhe gewährt. Die Hauptzierde von Tivoli sind jedoch seine Wasserfälle. Der Hauptsturz ist der des Teverone, welcher aus einer ungeheuern, vielfach gewölbten alabasterartigen Grotte hervorkommt, deren Wände überall mit großen Wasserpflanzen und Gesträuch bewachsen sind. Sobald jener Fall hervorgetreten ist, stürzt sich ihm, um ihn mächtig zu verstärken, aus einer Höhe von hundert Fuß durch einen andern Gang noch eine Fluth nach. In Hinsicht auf malerische Schönheit übertrifft jedoch den Hauptsturz des Teverone die eine

Viertelstunde entfernt liegende sogenannte große Cascatella, welche aus einem starken Bach entsteht, der oben durch die Stadt vor dem Fall nach verschiedenen Mühlen geleitet wird. Hier sehen wir das Wasser von bemoosten Felsen, die mit schlanken Eschen und Pappeln eingefaßt und von Epheugewinden und tausenderlei niederm Gesträuche umlagert sind, in mancherlei Fällen aus den Höhen herunterschäumen, in zarten Perlenschäumungen in den Tiefen aufbrausen und in einem Wirbelwinde gleichsam von Staub dahinfließen und sich endlich in der Ferne verlieren. Auf diese große Cascatella folgen dann weiter durch das Thal noch verschiedene kleinere Fälle, bis endlich der aus der Villa des Mäcenas sich ergießende einen prächtigen Schluß bildet.

Das Zeusbild des Phidias.

1. Durch welche äußere Veranlassung die ideale Vorstellung von Zeus in Phidias lebendig wurde.
2. Welche Idee seiner Auffassung des Gottes zu Grunde lag.
3. Wie Phidias diese Idee in der Gestaltung des Gottes zum Ausdruck gebracht habe.
4. Aus welchen Stoffen der Thron und das übrige Beiwerk verfertigt war, und welche Bedeutung der Künstler in diesen Schmuck zu legen wußte.
5. Welches Größenverhältniß die Statue an sich und in Hinsicht auf den Tempel hatte.
6. Welche Urtheile die Alten über dieß Kunstwerk fällten, und wie namentlich:
   a) der röm. Feldherr Aemilius,
   b) der bithynische Redner Dion Chrysostomus sich über dasselbe geäußert haben.
7. Welche Anforderung der Alten an die Kunst aus der Aeußerung des Letzteren ersichtlich werde.

Obgleich Phidias bereits durch sein colossales Bild der Athene im Parthenon zu Athen seine außerordentliche Begabung kundgegeben und allgemeine Bewunderung erregt hatte, soll er doch, als er im Begriffe stand, an die Ausführung der für den Tempel in Olympia bestimmten Zeusstatue zu schreiten, davor gebangt haben, daß er, ein schwacher Mensch, es wagen wolle, den König der Götter abzubilden. Da sei er einst — so erzählt man — sinnend über den Markt gegangen, als ein Rhapsode den ersten Gesang der Iliade vortrug, und er habe jene berühmten Verse vernommen, in welchen Zeus der Thetis, der Mutter des Achilles, die Gewährung ihrer Bitte bestätigt:

Also sprach er und winkte mit dunkelen Brauen Kronion.
Und die ambrosischen Locken des Königes walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

Dieß Wort habe in ihm gezündet, und auf einmal stand wie in Folge einer göttlichen Eingebung das ideale Bild des Gottes vor seiner Seele, und indem er alle Kräfte derselben zusammengenommen, sei ihm gelungen, ein Werk zu schaffen, welches weit über alle Werke der früheren und der späteren Künstler hervorragte. Und als der Meister seine Arbeit vollendet, da bekräftigten nach der Sage Blitz und Donnerschlag die Wahrheit seines Gebildes, in welchem alle Hellenen ihren Gott zu schauen glaubten.

Die dem Bilde zu Grunde liegende Idee ist demnach die des allmächtig herrschenden, überall siegreichen Gottes, in huldvoll gewährender Erhörung menschlicher Bitten, des Vaters der Götter und Menschen, in ruhiger, leidenschaftsloser Hoheit und Majestät.

Der von der Mitte der Stirne löwenartig emporstrebende, dann zu beiden Seiten in mächtigen Locken herabwallende Haarwuchs, die gewaltigen Wellen des Bartes, die edel und breit geformte offene Brust drückten in sich beruhende göttliche Macht, die oben klare und helle, nach unten löwenartig vorgewölbte Stirn ruhige, göttliche Willenskraft aus; die zurückliegenden, aber weit geöffneten und gerundeten Augen schienen heitere Weisheit auszustrahlen, die feinen, milden Züge der Wangen und des

Mundes ließen die Güte, Milde und Liebe des Vaters der Götter und Menschen erkennen, und überschwängliche Schönheit war über den ganzen Bau des gewaltigen Leibes ausgegossen.

Der Thron von Cedernholz, auf dem er saß, war reich verziert mit Elfenbein, Gold und Edelsteinen; der Gott selbst trug auf dem Haupte einen goldnen Kranz von künstlichen Oelzweigen, grün emaillirt, in der Rechten die Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein, in der Linken sein Scepter, aus verschiedenen Metallen kunstvoll zusammengesetzt, auf dessen Spitze der König der Vögel, des Gottes Diener, ein Adler saß. Von Gold auch war der ganze Mantel und darauf Thiergestalten und Lilien gepreßt und mit Farben eingebrannt; eine Locke seines Hauptes wog dreihundert Goldstücke. Um die Füße des Thrones führten, an den Händen sich fassend, vier goldene Siegesgöttinen einen Reigentanz auf; an den obern Theilen desselben waren auf der einen Seite die Chariten, auf der andern die Horen abgebildet, um die geistige Schönheit des Weltalls und die geordnete Reihe der Jahreszeiten zu versinnlichen, und anzudeuten, daß von den Lippen stets der Ruhm des Zeus, ihres Vaters, ertöne und alle ihm Nahenden mit Frohsinn erfülle. Auch der Schemel seiner Füße war geschmückt mit goldenen Löwen und der Schlacht des Theseus gegen die Amazonen in erhabener Arbeit. Der ganze Koloß, mit der Basis 62 Fuß hoch, und in seinen einzelnen Theilen mit großer Feinheit nach den Gesetzen der Optik berechnet und ausgeführt, erschien in dem nur sechs Fuß höheren Tempel noch größer, als er wirklich war. Es sollte dadurch die Erhabenheit des Gottes über alle menschliche Größe, Alles, was ihn umgab, klein, seine Wohnung selbst, die ja nur für ihn, nicht er für sie bestimmt war, recht augenscheinlich zu eng erscheinen, um ihn zu fassen, damit nur er, nichts Anderes, der Gegenstand der Bewunderung und Anbetung sei und bleibe.

Die Urtheile der Alten stimmen alle darin überein, daß dieses Bild des Phidias das großartigste und schönste gewesen sei, welches bis dahin eine Künstlerhand geschaffen. Man reiste noch in späten Zeiten eigens nach Olympia, um den Zeus des

Phidias zu sehen, und zu sterben, ohne ihn gesehen zu haben, galt als ein Unglück. Der römische Feldherr Aemilius, ein Mann von starken Nerven, gestand, daß, als er in den Tempel zu Olympia eingetreten war und den gleichsam gegenwärtigen Gott geschaut habe, seine Seele erschüttert worden sei, so daß er sofort, wie zu Rom dem capitolinischen Jupiter, dem Zeus zu Olympia das schönste Opferthier darbrachte. Ja noch am Abend des hellenischen Lebens schildert der bithynische Redner Dion Chrysostomus den Eindruck des Bildes in folgenden denkwürdigen Worten: „Ist ein Mensch, dessen Seele ganz von Kummer niedergedrückt wird, da er viel Leiden und Mißgeschick im Leben erduldet hat, so daß selbst der süße Schlaf ihn flieht, auch dieser wird dem Bilde gegenüber alles vergessen, was er Schweres in seinem Leben erfahren hat; denn wie ein leidenverscheuchendes Zaubermittel wirkt das Bild, von Licht und Anmuth umflossen; wer es gesehen, könne fortan keine andere Vorstellung mehr von dem Gotte sich machen. Also throne er friedlich und durchaus gnädig, mild und ehrwürdig, in heiterer Gestalt, als Verleiher des Lebens und aller Güter, als gemeinsamer Vater der Menschen, ihr Erhalter und Wächter, also gebildet, wie es je einem Sterblichen vergönnt war, den unendlichen Gott aufzufassen und nachzubilden."

Aus diesen Urtheilen ist auch klar ersichtlich, was die Alten von ihrer Kunst verlangten: daß sie Geist und Herz über die Leiden des Lebens erhebe, reinige, stärke, in die Gegenwart Gottes versetze, und den Beschauer des Werkes so mit Licht und Trost erfülle, daß in seiner Brust dem Zweifel, der Angst und dem Gram kein Raum mehr bleiben könne.

II.

Charakteristiken.

(S. 108—111.)

Der Neugierige.

(S. 110.)

1. Welchem Temperamente die Neugierde besonders eigen sei.
2. Wie sie sich in einer harmlosen, aber oft lächerlichen Art äußere.
3. Zu welchen schweren Fehlern sie verleiten könne, wenn sie das Maß überschreitet.

Mehr oder weniger Anlage zur Neugierde haben alle Menschen; lebhafte Naturen zeigen eine stärkere, Phlegmatiker geringere Neigung dazu. Bei Leuten der ersteren Gattung bildet sich diese Anlage bisweilen zu dem Grade aus, daß sie in Allem, was sie reden oder thun, ihren Charakter verrathen. Einen Menschen dieser Art wollen wir zeichnen.

N. macht ein förmliches Geschäft daraus, jeden Tag Neues zu erfahren, und sucht alle Mittel, durch welche er seinen Stoff erhalten kann, so gut als möglich zu benützen. Hauptquellen sind für ihn die Tagesblätter; er kennt genau die Stunde, in welcher jedes erscheint, den amtlichen Anzeiger, die politischen Zeitungen, die interessantesten Journale sucht er zuerst in die Hand zu bekommen. Er ist unglücklich, wenn ihm ein Anderer hierin zuvorkommt; denn er setzt etwas darein, in Gesellschaften mit Neuigkeiten zu erscheinen, und da man von ihm Mittheilungen erwartet, wäre er in Gefahr, an Geltung zu verlieren, wenn er sich ununterrichtet zeigte, oder wenn das, was er

bringt, schon bekannt wäre. Man nennt ihn deßhalb im Scherz das lebendige Tagblatt. Der Marktplatz, die Schaufenster der Buch- und Kunsthändler, die Kaffeehäuser, die Bahnhöfe, der Gerichtssaal sind mächtige Anziehungspunkte für ihn; dort kann man ihn zu gewissen Stunden ganz sicher treffen, denn hier gibt es für ihn reiche Beute. Bildet sich auf der Straße ein Auflauf, so kann er dem Drange nicht widerstehen, er muß sich mit eigenen Augen und Ohren von dem Vorfalle Kenntniß verschaffen. Läßt sich aber zu gleicher Zeit in einer anderen Richtung das bekannte Zeichen des polizeilichen Ausrufers vernehmen, so kommt er in peinliche Unruhe, da er an zwei Orten nicht zugleich sein kann. Mit Büchern beschäftigt er sich gerne, aber nur soweit, als sie ihm für seinen Zweck dienen; er sucht Notizen, nicht gründliche Belehrung. Auf tieses Studium läßt er sich nicht ein, weil er darüber die Zeit verlöre, um sich Unterhaltungsstoff zu sammeln.

Bis hieher zeigt sich N. als ein harmloser Mensch. Ich will ihn zwar nicht loben, noch weniger zum Muster aufstellen, aber er hat wenigstens die Schranken der Ordnung nicht überschritten. Allein die Neugierde geht allmählich weiter, sie verleitet ihn, fremdes Gebiet zu betreten, in Briefe, Bücher, die ihn nichts angehen, verstohlene Blicke zu werfen, um eine Neuigkeit zu erhaschen, oder er drängt sich auch in vertrauliche Cirkel, in denen er nicht gerne gesehen wird. Es fehlt aber nicht an Solchen, welche ihm nach Gebühr begegnen, bald mit Ernst, öfter im Scherz. Man sucht ihn zu täuschen, und es gelingt leicht, da er keinen kritischen Scharfsinn besitzt. Er nimmt jede Nachricht begierig auf, um so lebhafter, je auffallender sie ist. Curen dieser Art sollen besonders im Monat April gut anschlagen.

Lebensweise und Charakter des Alpenbewohners.

1. Seine Lebensweise ist bedingt durch die ihn umgebende Natur, und zwar gilt dieß von ihm

a) als Waldarbeiter — Kohlenbrenner — Jäger — Ackersmann; ebenso auch
b) als Handelsmann, Priester, Arzt u. s. w.

2. Nicht minder ergibt sich aus der Eigenthümlichkeit des Alpenlandes der Charakter seiner Bewohner:
a) die Heimathliebe derselben;
b) ihre Anhänglichkeit am Althergebrachten;
c) ihr Muth, ihre Ausdauer, ihre Genügsamkeit;
d) ihre tiefe Religiosität;
e) ihr praktischer Geist und ihr Kunstsinn;
f) ihre in Gesang, Citherspiel u. s. w. sich äußernde Fröhlichkeit.

Ein Gebirgsland von solcher Eigenthümlichkeit, wie die Alpen, äußert einen entscheidenden Einfluß auf das Leben und den Charakter der dasselbe bewohnenden Völkerschaften. Diese tragen in jedem einzelnen Mitgliede stark ihr Gepräge; denn sie stehen in einem ganz anderen Verhältnisse zur Natur, als die Bevölkerung der Ebenen und der übrigen Gebirge Deutschlands. Was der Alpenbewohner auch sinnt und thut, die ihn umgebende Natur setzt ihm Richtung, Ordnung und Maß; in der Wahl seiner Wohnstätte, seines Ackers, seiner Weide, seiner Beschäftigung, seines Verkehrs — immer wird er an ihre gewaltige Herrschaft gewiesen, die ihn von allen Seiten mit den mannigfaltigsten Eindrücken, Mahnungen und Nöthigungen umgibt. Aber wie fest dieselbe ihn umschließt, wie hart bisweilen ihr Zorn von ihm empfunden wird, sie hält ihn nicht muth- und hoffnungslos zu Boden gedrückt, sie zieht ihn hilfreich wieder empor, und auf wunderbare Weise bleibt seine Liebe ihr zugethan, und mit erhöhter und gestählter Kraft wirkt er selbst veredelnd und beherrschend auf sie zurück.

In der That, der Alpenbewohner gewährt auch jetzt noch, da manche Einflüsse von außen her nicht gerade günstig auf ihn gewirkt haben, das Bild eines durch Naturfrische und Naturkräftigkeit anziehenden Menschenschlages. Zwar zeigt dieses

Bild je nach den verschiedenen Theilen der Alpen auch einige Verschiedenheiten; doch treten gewisse allgemeine Charakterzüge, welchen die Natur der Alpen ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat, deutlich hervor.

In der Alpenwelt macht nicht bloß der Waldarbeiter, der Kohlenbrenner, Holzflößer, Jäger und Hirt durch längeren Aufenthalt genaue Bekanntschaft mit den Bergen, auf deren Abhänge, Gipfel und in deren innerste Winkelschluchten unmittelbar sein Geschäft ihn führt; auch der Ackersmann muß ihr Vertrauter werden; denn nicht hat er, wie der Bauer der großen Ebene, seine Felder in einem ununterbrochenen, ihm nahe und bequem gelegenen Ganzen beisammen, so daß er sie mit verhältnißmäßig leichter Mühe bebauen könnte; im Alpenlande ist, einzelne gesegnete Striche abgerechnet, des fruchtbaren Erdreichs weniger und dieß Wenige auf verschiedenen Stufen der Bodenerhebung weit zerstreut. Hier thut's Noth, jeden kleinen Fleck aufzusuchen und zu benützen; fortwährend wird durch diese Rücksicht seine Thätigkeit nach allen Regionen und Zonen des Gebirges hingewendet, in die obersten, in denen sein Vieh weidet, in die mittleren, in denen er sein Holz findet, in die untern, wo mancher kleine Streifen Feldes oder der kleine Weinberg zu bestellen ist, bis in die Thalsohle hinab, wo oft sein einziger und bester Acker liegt.

Und kann der Bewohner der Flecken und Städte, der Gebildete, der Handelsmann das Gebirge missen? Der Arzt muß seine Hilfe, der Priester den Trost der Religion hinaufbringen in entlegene Hütten hinter Wasserstürzen und Gletschern; und der Mann des Verkehrs, sei es der Spitzen- und Schnittwaarenhändler aus Vorarlberg und dem Lechthal, der Handschuh- und Teppichverkäufer aus dem Zillerthal, der Viehhändler aus Passeier oder der Wein- und Fruchthändler aus den gesegneten Etschgauen — sie alle ziehen über die Alpenpässe aus einem Thale ins andre, vorüber an den gehörnten und gletscherbepanzerten Riesen, die in vielfachem Wechsel von Kleid und Miene sich ihren Blicken darstellen, bald in der blendenden Helle des Winters, bald im lachenden bunten Frühlingsgewand,

bald von stürmenden Wolken umsaust, bald wieder von Regen gepeitscht oder von Blitzen umzuckt, heute von dicken Nebeln umzogen, gestern vom Glanze der scheidenden Sonne verklärt.

Mit dieser Natur von Jugend auf verwachsen, durch sie tagtäglich in Anspruch genommen, auf ihren Umgang fast allein hingewiesen, sollte nicht der Bewohner der Alpen vorzugsweise von lebendiger Liebe zur Heimath erfüllt werden? So ist es. Er bleibt damit erfüllt, auch wenn seine Gewandtheit in der Ferne ihm Behaglichkeit und Glück des Lebens erwirbt. Zurückgekehrt mit Reichthümern, wird er unmerklich von der Alpennatur dermaßen wieder gefesselt, daß er sich trotz seines vermehrten Wohlstandes, der einfachen Lebensweise und den alten Gewohnheiten der Väter wieder zuwendet und fremde Bedürfnisse, fremde Sitte bald wieder ablegt.

Auch diese Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, die dem Alpenbewohner eigen ist, muß vorzugsweise dem Einflusse der ihn umgebenden Natur zugeschrieben werden. In der Abgeschlossenheit seiner Thäler, bei der Unbekanntschaft mit der Außenwelt, deren veränderliche und abweichende Moden ihn nicht verlocken können, ist er in der Großartigkeit seiner Naturumgebungen immer auf dieselben Gegenstände und deren Wiederkehr angewiesen. Auf denselben Wegen zieht er in seinen Alpenthälern und Bergen fortwährend hin und zurück. Ein Abweichen rechts oder links vom gewohnten Thal- und Bergwege könnte oft nur mit großer Mühe, ja nicht ohne Gefahr eines bedenklichen und lebensgefährlichen Abirrens geschehen. So wirkt die Natur von verschiedenen Seiten her, um ihn auf dem alten Geleise der Gewohnheit überhaupt zu halten.

Viele gewöhnliche Geschäfte, bei deren Verrichtung der Bewohner des Flachlandes, wenig oder gar nichts von Mühe verspürt, sind für den Aelpler nicht nur höchst anstrengend, sondern bisweilen ebenso gefährlich, als im Erfolge unsicher. Jahre hat er auf die Urbarmachung seiner Wiesen und seines Ackers am Bergabhange verwendet, ein einziger Gewitterregenguß vernichtet schonungslos diese Mühe, indem er die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttet. Des Lebens Nothdurft spornt

den Bergbewohner an, auf's Neue an's Werk zu gehen, die Steine in die Tiefe und die Fruchterde obenauf zu bringen, bis sein Feld wieder hergestellt ist; und doch befindet er sich jetzt in demselben Zustande banger Ungewißheit, ob nicht schon in den nächsten Tagen das Werk unsäglicher Anstrengung auf's Neue vernichtet werde. Da ist also seine Besitzesstätte ein fortwährender Kampf- und Uebungsplatz zu Ausdauer, Unverdrossenheit, Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Aber religiöser Sinn wird doch noch durch Anderes geweckt. Der Aelpler sammelt hoch oben am steilen Abhang Gras für den Wintervorrath; er kann dabei den Tod sich holen. Er macht einen Weg nur von einem Dorfe zum andern, aber über ein Bergjoch, und auf diesem kann er von verderbenbringenden Wettern überrascht, oder, bei Schneegestöber, Sturm und Nebelregen den unkenntlich gewordenen Pfad verfehlend, einem furchtbaren Grabe in der Tiefe der jähen Wand zugeschleudert werden. Solche Gefahren mahnen ihn doppelt an Den dort oben, der über Sonnenschein und Sturmesbrausen gebietet, und so stärkt sich der Alpenbewohner vor Beginn des Geschäfts oder der Reise gerne durch den Aufblick zu dem Höchsten, in dessen Allmacht es liegt, drohende Gefahren von ihm abzuwenden. Gar oft kann man unten am Fuße des Joches, über welches die Wanderung geht, oder oben auf dem Bergrücken in der Oede zwischen grauen Felsen und glänzenden Schneefeldern und jenseits in der Tiefe Zeichen und Stätten flehender und dankender Andacht gewahren.

Die vielen Gefahren, auf welche die Bewohner der Alpen stets gefaßt sein müssen, machen sie auch unerschrocken, zuversichtlich, gewandt und stark, und der immer nöthige Kampf mit der Natur, um ihr des Unterhaltes wegen ihre Producte gleichsam abzutrotzen, übt in hohem Grade die Erfindungskraft und den Kunstsinn. Die Bergbewohner sind bekannt zum Theil als tüchtige Mechaniker, zum Theil als treffliche Holzschnitzer, wie zu Gröden in Tirol, zu Berchtesgaden und Ammergau in Bayern, in der Fichtau des österreichischen Traungebiets. Auch von höheren Künstlern weisen die Alpenlandschaften eine An-

zahl auf, und so kann namentlich Tirol sich wackerer Maler aus alter und neuer Zeit rühmen.

Nicht minder anziehend macht den Aelpler die Kunst des Gesanges. In vielen Gegenden tönt uns aus der ärmlichsten Hütte Lied und Eitherspiel entgegen. Und welchen fremden Wanderer belebt nicht jene jauchzende Freude der Alpen aus dem Munde des Senners und der Sennerin, die von den saftgrünen Matten und sonnigen Grasabhängen dem Nahenden entgegenschallt? Auch das Jodeln, der den Alpenbewohnern eigenthümliche Gesang, der sich, von den Grenzen Frankreichs bis hinab an die von Ungarn, fast bei allen Hochgebirgsvölkern findet, ist aus der Natur der Alpen hervorgegangen, indem er auf die Erweckung des in den hohen Felswänden schlummernden Echo's berechnet ist; denn um dasselbe zu wecken, ist laut schallender Gesang nöthig, aber besser von einem Einzelnen, als von einem ganzen lautjauchzenden Chore, und so zeigt sich auch hier der Einfluß der Naturbeschaffenheit der Alpen, der sich wie auf seine Beschäftigungen und Charaktereigenschaften, so auch auf seine Kundgebungen des Frohsinns erstreckt.

III.

Parabeln und Gleichnisse.

(S. 111—114.)

Das Leben — eine Reise.

(S. 113.)

1. Das Ziel der Reise.
2. Die mannigfaltigen Wege zu diesem Ziele.
3. Die Schwierigkeiten der Reise.
4. Die Gefahren derselben.
5. Die Standhaftigkeit, deren es hier bedarf.
6. Die Freude beim Erreichen des ersehnten Zieles.

Wir reisen aus, nicht alle auf einem Wege, aber alle eben dahin, wo es ungewiß ist, wann und wie ein Jeder von uns ankommen wird. Es ist aber nicht gleichgiltig, welchen Weg wir gehen, und wie wir dort ankommen. Zur Glückseligkeit und zu einem Tode, der ein Uebergang in jenes bessere Leben ist, gibt es nur einen Weg, nämlich den Weg der Weisheit und der Tugend, wie diesen das Christenthum vorzeichnet. Nach dem Ausspruche unseres göttlichen Lehrers ist die Pforte eng, durch welche man nach Ablegung alles unnützen Gepäckes gehen muß, und der Weg ist schmal, der zur wahren Glückseligkeit führt; Wenige finden ihn, Wenige gehen auf demselben. Lasset uns nicht achten auf die verführerischen Gestalten, die am breiten Wege, der zum Verderben führt, gelagert sind. Mag die Thorheit mit ihren Gefährtinen, der Trägheit und Wollust noch so freundlich einladen, verschließt die Ohren und höret nicht! Mögen die Seitenwege noch so lieblich scheinen,

seid weise und bleibet auf dem rechten Wege; ihr möchtet sonst in die Fallen gerathen, die der Tugend gelegt sind. Steil ist freilich der Weg der Tugend, aber sein Ziel Glückseligkeit, die kein Ende nimmt und alles ausgestandene Ungemach herrlich belohnt. Verlieret ihr dieses Ziel nie aus den Augen, so wird euch der Sieg über Alles, was im Wege liegt, leicht sein. Es wird auch nicht an Solchen fehlen, die euch muthig vorangehen; folget ihnen muthig nach. Aber wisset, je mehr die Menschheit ihren schlimmen Neigungen Folge gibt, desto mehr Versuchungen warten auf euch, desto mehr Muth habt ihr nöthig, wenn ihr nicht vom Strome der Verderbniß fortgerissen werden wollt!

Die Welt — ein Theater.

(S. 113.)

Da wie dort:

1) mehrfacher Wechsel der Scenen und Verschiedenheit der Rollen;
2) der Ausgang des Stückes entweder ernst und traurig, oder heiter und freudig;
3) der Grundgedanke desselben wohl nur dem Lenker bekannt;
4) der Erfolg des Spieles ein günstiger oder ein ungünstiger;
5) Aufforderung, die Rolle möglichst gut durchzuführen.

Da die Schaubühne ein Bild des Lebens ist, kann es nicht befremden, daß auch dieses wieder mit jenem verglichen wird. Der Vorhang wird aufgezogen, die Scene öffnet sich, vielleicht hell beleuchtet von vielen Lichtern. Aber sie bleibt nicht immer dieselbe, sie wechselt, und manchmal kommen anstatt der sonnigen Auen auch Einöden, Höhlen und rauhe Waldgebirge zum Vorschein. Die Schauspieler treten auf – doch wie verschieden sind ihre Rollen! Hier Fürsten mit ihrem Hofstaate, dort gemeine Leute, Bettler und Sclaven, hier Muster der Großmuth und

Rechtschaffenheit, dort verworfene Bösewichte, die Einen vom Glück gehoben und begünstigt, Andere von schweren Unfällen niedergedrückt; alle Stände, alle Charaktere, alle Leidenschaften, gute und böse Handlungen finden hier ihren Platz. Die Einen spielen ihre Rolle gut, die Andern schlecht, nur Wenige leisten Ausgezeichnetes. Doch welches Stück spielen sie? Es ist halb Komödie, halb Tragödie, denn es kommt viel Lächerliches, Eitles und Leeres vor, und wieder viel Ernstes und Schreckliches. Den Zusammenhang der Scenen und Acte zu fassen, fällt schwer; den Grundgedanken des Ganzen zu durchschauen, wem sollte dieß möglich sein, als allein dem, welcher die Rollen vertheilt hat? Sonderbar ist es, daß die Zuschauer gleichfalls mitspielen, und während sie nur Andere zu beobachten glauben, diesen selbst wieder zum Schauspiel dienen. Nicht Alle treten am Schlusse des Stückes mit Applaus ab; Manche werden ausgezischt und verhöhnt. Doch wenn sie abgetreten sind und die Masken abgelegt haben, scheinen sie einander ziemlich gleich zu sein, wenigstens schweigen sie Alle, wie von der Anstrengung ermüdet.

Wer immer du seist, der du die Bühne der Welt betrittst, spiele deine Rolle so gut, daß der große Lenker des Spieles nicht Ursache habe, mit dir unzufrieden zu sein; denn noch einmal aufzutreten und die gemachten Fehler zu verbessern — ist nicht gestattet!

Blüthen und Hoffnungen.

1. Auf was man sich durch dieselben angewiesen finde.
2. Daß sie niemals fehlen; in welcher Periode sie am häufigsten vorkommen.
3. Die Freude, welche durch sie in uns hervorgerufen wird.
4. Die meisten Blüthen und Hoffnungen gehen verloren, letztere theilweise durch eigene Verschuldung.
5. Wessen wir in der That bedürfen, das wird uns, wofern nicht schon hienieden, so doch im Jenseits noch zu Theil.

Wie die Blüthe auf die künftige Frucht, so weiset die Hoffnung auf ein ersehntes Glück.

Jeder Lenz bringt neue Blüthen, an den jüngsten Bäumen zeigen sich gewöhnlich die meisten; so weckt auch jedes neue Lebensjahr im Menschen neue Hoffnungen; am reichsten an Hoffnungen ist die Jugend.

In jedem Jahre erfreut man sich von Neuem des herrlichen Blüthenschmuckes; immer neu belebt uns die Hoffnung und erfüllt unsere Seele mit angenehmen Träumen.

Doch die meisten Blüthen fallen ab, die wenigsten setzen Früchte an; so gehen auch nur wenige unserer Hoffnungen in Erfüllung.

Oft schütteln rauhe Stürme und Ungewitter die Blüthen herab, oder ein Frost macht sie welken; so werden auch unsere Hoffnungen nicht selten durch unglückliche Verhältnisse plötzlich vernichtet oder durch unsere eigenen Leidenschaften vereitelt.

So wenige Blüthen auch sich zur Frucht entwickeln, so gibt es doch immer noch in jedem Jahre Früchte genug. Auch unsere Hoffnungen bleiben nicht alle unerfüllt, sie reichen ja über dieß vergängliche irdische Dasein bis ins Jenseits hinüber!

Wiege und Sarg.

1. Das Material, woraus die Wiege und der Sarg gewöhnlich gefertigt werden.
2. Die Ruhe in der Wiege — in dem Sarge.
3. Das Unvermögen des Menschen, da wie dorthin sich selbst zu betten.
4. Die Thränen, } an der Wiege — an dem Sarge.
5. Die Hoffnungen, } an der Wiege — an dem Sarge.
6. Die Gebete, } an der Wiege — an dem Sarge.
7. Beide stehen einander oft sehr nahe.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt nicht unter ihnen die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert, und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden; frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet; eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holz. Wiege und Sarg, beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühling einst belaubt und vom Herbst entblättert, beide gefällt durch Axt und Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch in Ruhe und Frieden Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Noth ficht ihn an; rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch, auch hier trifft ihn kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist's, als der in der Wiege, denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt; aber sicher und geborgen hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst; man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach waren wir noch, als wir auf dem Schooße der Mutter saßen; von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arm und Schooß, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich, gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode; man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? Wer kennt

nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg; Thränen gibt's hier wie dort.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet den Eltern entgegen, wenn sie an der Wiege ihrer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen sie durch's Leben zu gehen, durch sie gedenken sie ein Band zu knüpfen für die Erde, und Glück, Freude und Wonne zu finden. Im Tode ist dieses Band zerrissen, aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde im Jenseits sich wieder dauerhaft knüpfen, und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem Lager des harmlosen Kindes stehen; um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch am Sarge beten wir, wir beten für den Todten, wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit; wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen; oft, ach, steht ihr nahe bei einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder ferne, ihr beide seid Wiegen; die eine Wiege für die Erde, die andere Wiege für den Himmel!

Der Verschwender und der Geizige.

(S. 113.)

1. Beide handeln thöricht, der Verschwender, weil er das Erworbene leichtsinnig verschleudert, der Geizige dagegen, weil er sich nicht getraut, davon Gebrauch zu machen.
2. Beide leben in beständiger Sorge, jener, weil er fürchten muß, bald dem Mangel preisgegeben zu sein, dieser weil

ihn die Möglichkeit der Verminderung oder des Verlustes seiner Schätze mit Angst erfüllt.

3. Beide werden verachtet, jener weil er seine Habe vergeudet und in Armuth geräth, dieser, weil er sich und andern nicht einmal das Nöthige gönnt.

4. Beide greifen oft zu schlechten Mitteln, um ihre Leidenschaft zu befriedigen, jener aus unersättlicher Genußsucht, dieser aus nie gestillter Habgier.

5. Auch ihr Ende ist sich meistens gleich; sie stehen zuletzt verlassen und hilflos im Leben, und fallen nicht selten der Verzweiflung anheim, jener, weil er im selbstverschuldeten Elend immer tiefer sinkt, dieser weil er mitten im Ueberflusse kläglich darbt und jeden Beistand mißtrauisch zurückweist.

6. Darum halte die Mittelstraße ein, die dich von den Abwegen der Verschwendung und des Geizes ferne hält; spare, aber karge nicht!

Gar nicht sparen und übertrieben sparen — Eines ist so thöricht wie das Andere, und man kann Beides, so entgegengesetzt es einander ist, mit zwei Abwegen von der rechten Straße vergleichen, die, der eine zwar links, der andere rechts, überall doch in einerlei Verderben führen.

Es heißt wohl — wer arbeitet, der hat Genüge; in der That ist auch Arbeitsamkeit das sicherste Erwerbsmittel. Ist es denn aber, um Genüge zu haben, wirklich hinreichend, daß man bloß erwerbe, oder muß man nicht auch das Erworbene haushälterisch behandeln? Arbeitsamkeit ohne Sparsamkeit macht so gut arm, wie Müßiggang. Wenn der Verschwender also auch noch so ein fleißiger Arbeiter wäre, so hat er doch nicht Genüge. Verbraucht er mehr, als er erwirbt, so hat er entweder sonst noch zuzusetzen oder nicht. Im letzteren Falle wird er ja gleich, im ersteren doch allmählich in wirklichen Mangel gerathen. Macht er auch nur für entbehrliche Dinge mehr Aufwand, als er sollte, so kann es ebenfalls nicht anders kommen, als daß es ihm oft am Nothwendigen gebricht. Leider aber gesellt sich

meistens zur Verschwendung auch noch der Müßiggang, und wer mag dann die Noth übersehen, die ein solches Leben zur Folge hat? — So steht es also doch ganz anders, könnte man sagen, mit dem Geizigen; dieser hat nicht nur Genüge, sondern auch Ueberfluß. Er hat aber in der That so wenig Genüge, wie der Verschwender; denn wie mag der je genug haben, der nie genug zusammenraffen kann? Wenn sich der Geizige nur eine gewisse Summe festsetzte, bis zu der er sein Vermögen erst bringen zu müssen glaubte, ehe er wagte, sich etwas Gutes zu thun, so wäre seinem Streben wenigstens eine gewisse Schranke gesetzt; so aber — je mehr er hat, desto mehr will er haben, und seine Habsucht wächst ins Unendliche. Er hat also nicht nur seiner Meinung nach nie Genüge, weil er immer noch mehr haben könnte, sondern er ist auch bei seinem Ueberflusse wirklich um nichts besser daran, als wenn er gar kein Vermögen hätte. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß er Reichthum besitze; der Reichthum besitzt ihn; er getraut sich auf keine Weise von ihm Gebrauch zu machen, er versagt sich jeden Freudengenuß, schränkt wohl gar die Befriedigung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein, und ist so in Mitte seiner Schätze so arm, wie der Verschwender, der Alles durchgebracht hat.

Die Gegenwart setzt den Verschwender oft schon in Unruhe, weil er nicht weiß, wie er Alles zusammenbringen soll, was seine Ueppigkeit verlangt; wie unruhig muß er vollends werden, wenn er an die Zukunft denkt! Und wenn er etwa sich dadurch zufrieden zu stellen suchte, daß er fortan noch unermüdeter arbeiten, und dann nicht über den Ertrag seiner Arbeit Aufwand machen wollte, — weiß er mit Gewißheit, daß er immer werde zu arbeiten haben, daß keine theuren Zeiten kommen werden, daß ihm keine langwierige Krankheit, kein hohes Greisenalter bevorstehe? Wie wird es ihm in dergleichen Fällen ergehen, wenn er nichts für sie erspart und zurückgelegt hat? Kann er sie auch nur als möglich denken, ohne eine quälende Sorge zu fühlen? — Man glaube aber ja nicht, daß der Geizige in Hinsicht auf die Zukunft ruhiger lebe; er zittert ebenso vor ihr wie der Verschwender. Ihm gilt es als eine ausgemachte

Sache, daß die Zeiten immer schlechter werden, Alles sich vertheure, und wenn er nicht mit jeder Ausgabe zurückhalte, ihm bald nichts mehr übrig bleiben werde, sich kärglich zu nähren. Die Zeit, die er noch zu leben haben werde, scheint ihm fast eine gränzenlose, und sich für kommende Jahre vor Mangel zu schützen, ist der sorgenvolle Gedanke, der ihn bei Tag und Nacht beschäftigt. Dazu kommt noch die Angst vor den möglichen Gefahren, die seinem Besitzthum drohen, vor den Verlusten, denen ihn Kriege und Elementarereignisse, Betrüger und Diebe aussetzen können. Düstre, bange Vorstellungen quälen den Geizigen unaufhörlich, und lassen ihn so trüb in die Zukunft sehen, wie den ärgsten Verschwender.

Und wie zur Sorge, führen Verschwendung und Geiz auch zur Verachtung. Schon während der Verschwender durch unaufhörlichen Aufwand sich allmählich der Dürftigkeit nähert, spottet man seiner als eines leichtsinnigen Thoren, und ist er vollends durch fortgesetztes Prassen oder auch nur durch nachlässigen Haushalt ganz und gar herabgekommen, so wird Jedermann sagen, er habe kein besseres Schicksal verdient. Nicht weniger verächtlich macht sich aber auch der Geizige. Wie könnte man einen Menschen schätzen, dem Geld Alles ist, der sich zum Sclaven des todten Metalles erniedrigt, der sein Herz jedem Mitgefühl für fremde Noth verschließt, und, während er den Bettler mit Scheltworten von seiner Thüre weist, selbst wie ein Bettler lebt und Armuth heuchelt, nur um nicht Andern geben zu müssen?

Beide, der Geizige und der Verschwender, verfallen auch auf die nämlichen schlechten Mittel, um ihre Leidenschaft zu befriedigen, der Eine, um seine Schätze zu vermehren, der Andre, um seinen Aufwand so lange als möglich fortsetzen zu können. Beiden ist keine Handlung zu verwerflich, die sie nicht begingen, ihre Absichten zu erreichen. So scheuen sie weder Betrug noch Wucher, weder Bedrückung von Witwen und Waisen, noch Beraubung milder Stiftungen, die Unterschlagung fremden Gutes, falsches Spiel, Verrath und Meineid.

Das Ende selbst, welches sie nehmen, ist sich oft völlig gleich. Verlassen von Allen — der Eine, weil er nie gerne

bewirthet hat, der Andre, weil er nicht mehr bewirthen kann — müssen sie in gänzlicher Einsamkeit den letzten Theil ihres Lebens zubringen. Nicht selten ergreift den Verschwender, wie den Geizigen die Verzweiflung und treibt ihn zum Selbstmorde, jenen weil er sich kein Geld mehr zu verschaffen weiß, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, den Andern, weil er sein Geld, das einzige Gut, an dem sein Herz hängt, nicht in jene Welt mit sich nehmen kann.

Wer kann diese Parallele zwischen Verschwendung und Geiz ziehen, ohne sich selbst zuzurufen: Spare, aber karge nicht! Dieß ist die Mittelstraße zwischen den beiden Abwegen, welche in gleiches Verderben führen, und auf ihr wandeln ist hohe Weisheit des Lebens. Man erwerbe durch Arbeit und erlaubte Benützung günstiger Umstände, und gebrauche das so Erworbene als ein guter Hauswirth.

Der Verschwender sorgt nur für heute, der Geizige nur für morgen; beide sind Thoren. Der Weise lebt für heute und morgen zugleich; er genießt mit Maß, was ihm der Augenblick bietet, sieht aber auch der Zukunft ruhig entgegen, da er sich durch vernünftige Einschränkung seiner Genüsse für Nothfälle gesichert hat.

IV.

Abhandelnde Aufsätze.

(S. 114—157.)

Ueber den Rath des Herennius.

(S. 114.)

Nach neuen Verlusten wollten sich die Samniter im zweiten Feldzuge harte Bedingungen gefallen lassen; da aber die Römer Anerkennung der Abhängigkeit verlangten, beschlossen sie mit aller Anstrengung ihrer Kräfte fortzukämpfen. Sie wählten zum Heerführer einen ausgezeichneten Feldherrn, den Pontius, Sohn des Herennius, eines einsichtsvollen, mit griechischer Bildung vertrauten Mannes (321 v. Ch.). Der erste Versuch glückte ganz außerordentlich. Pontius wußte die beiden römischen Consuln glauben zu machen, das samnitische Hauptheer, welches eigentlich bei Caudium stand, belagere Luceria. Er war überzeugt, daß die Römer eine Stadt nicht preisgeben würden, durch welche sie die große Apulische Ebene beherrschen und die Samniter im Rücken bedrohen konnten. Die Consuln wählten auch, um so schnell als möglich dort anzukommen, den kürzesten Weg, welcher sie durch die Caudinischen Pässe führte, wo ihnen die Samniter auflauerten. Kaum hatten sie die Pässe betreten, als sie sich überall umringt und nirgends einen Ausweg sahen. Sie versuchten sich durchzuschlagen, erlitten aber eine Niederlage. Die Samniter waren, nach der Erzählung der römischen Geschichtschreiber, zweifelhaft, was sie mit ihren eingeschlossenen Feinden machen sollten, und fragten den Herennius. Dieser rieth, sie entweder alle niederzumachen oder frei zu lassen, damit Rom im ersten Fall durch einen so großen Verlust muth-

los, oder im zweiten durch eine solche Milde versöhnt werde. Allein, sei es, daß Pontius dieß nicht glaubte, oder daß er, ohne solche Bedenklichkeiten, diesen Entschluß gleich gefaßt hatte, — kurz, er ließ sich vielmehr von dem eingeschlossenen Heere Bedingungen zugestehen, welche dem ganzen Kriege ein Ende machen sollten. Die Römer sollten das samnitische Gebiet und alle dort angelegten Colonieen räumen. Die sämmtlichen Ritter, sechshundert an der Zahl, wurden als Geiseln zurückbehalten, der übrige Heerhaufe entlassen, nachdem er zuvor durch das Joch gekrochen und dadurch beschimpft war. Die Großmuth des Pontius wurde übel belohnt; die Römer beschlossen, den Nachtheil des unter diesen Umständen geschlossenen Friedens nicht über sich ergehen zu lassen. Sich der Auslegung der Fetialen bedienend, erklärten Senat und Volk den Vertrag für ungültig und nicht bindend, weil er nicht unter den gehörigen Feierlichkeiten geschlossen sei. Die göttlichen und menschlichen Gesetze glaubte man dabei nicht zu verletzen, weil man die Consuln, welche die Urheber des Vertrages waren, und die übrigen Bürgen den Samnitern zur beliebigen Strafe auslieferte; dazu hatte sich der eine Consul, Sp. Postumius gleich freiwillig erboten. Aber die Samniter nahmen die ausgelieferten Personen nicht an, um nicht durch die Bestrafung der Einzelnen die Gesammtheit des römischen Volkes für schuldlos zu erklären. Doch entschied sich im Verlaufe des Krieges das Glück nicht für die gerechte Sache, und die Consuln des folgenden Jahres stellten das Waffenglück bald wieder her.

Die Strenge und die Milde des Luc. Papirius Cursor.

(S. 114.)

Das Leben des Luc. Papirius Cursor fiel in die Zeit der Kriege, welche die Römer mit den Samnitern führten. Die Samniter waren aus dem ersten Kriege mit den Römern in ungeschwächter Kraft

hervorgegangen und standen diesen, welche nach weiterer Ausdehnung ihrer Herrschaft strebten, am meisten im Wege. Die Samniter wußten und fühlten dieses, daher konnte der Friede nicht von langer Dauer sein. Dieß war auch wirklich der Fall; es kam zu einem zweiten Kriege (326 v. Ch.), für welchen Papirius Cursor zum Dictator ernannt wurde, der für den größten Feldherrn seiner Zeit galt und sich durch große Tapferkeit, aber auch zugleich durch eine unerbittliche Strenge auszeichnete. Da er bald nach dem Antritte seines Amtes das Heer verlassen und nach Rom reisen mußte, untersagte er es dem Q. Fabius Maximus Rullianus, seinem Reiterobersten, sich während seiner Abwesenheit in ein Gefecht mit dem Feinde einzulassen. Dieser aber, ein junger, feuriger Mann, benützte eine günstige Gelegenheit, überschritt den Befehl und trug einen glänzenden Sieg davon. Das Heer war voll Freude über diesen Sieg; aber der Dictator eilte voll Zornes über den Ungehorsam des Fabius nach dem Lager, stellte ihn zur Rede und hätte ihn, wiewohl die Härte des Oberfeldherrn nahezu einen Aufruhr der Soldaten veranlaßte, zum Tode führen lassen, wenn nicht Fabius sich eilig nach Rom geflüchtet und den Schutz des Senates und Volkes angefleht hätte. Doch Papirius erschien gleichfalls wieder in Rom, und drang darauf, daß Fabius wegen verletzter Kriegszucht die Todesstrafe erleide. Keine Vorstellungen, durch die man die Handlung des Fabius zu rechtfertigen suchte, machten auf den strengen Dictator Eindruck; erst als der Senat, die Tribunen und das Volk zwar den Fabius als schuldig erkannten, aber ihn seiner Gnade empfahlen und inständig für sein Leben baten, ließ sich Papirius bewegen, ihm zu verzeihen und ihm die Freiheit zu schenken, doch mit Verlust seiner Stelle, die einem Anderen übertragen wurde.

Solche Strenge konnte nicht verfehlen, nach einer Seite hin wohlthätig zu wirken, indem sie jedem Versuche einer ferneren Auflehnung gegen seine Befehle vorbeugte. Der von ihm zurückgelassene Legat Marcus Valerius hütete sich wohl, dem Beispiel des Fabius zu folgen, da er den Zorn des Dictators

zu sehr fürchtete, als daß er es gewagt hätte, etwas gegen seinen Willen zu unternehmen.

Eben diese Strenge vermehrte aber auch gegen den Dictator die Abneigung der Soldaten, welche außer jener, gegen den Quintus Fabius bewiesenen Unversöhnlichkeit auch durch die ihren Bitten versagte, dem römischen Volke aber gewährte Begnadigung desselben gegen ihn aufgebracht wurden. Als er in's Lager zurückkehrte, verursachte seine Ankunft weder sonderliche Freude bei seinen Truppen, noch die geringste Furcht bei den Feinden, die vielmehr schon den folgenden Tag in Schlachtordnung anrückten. Papirius war ein so vortrefflicher Feldherr, er hatte eine so vortheilhafte Stellung eingenommen, das Hintertreffen so gut geordnet, und überhaupt seine Schlachtordnung nach allen Regeln der Kriegskunst so meisterhaft gesichert, daß die Samniter an diesem Tage hätten auf's Haupt geschlagen werden können, wenn nur auch die Zuneigung der Soldaten den Feldherrn unterstützt hätte. Allein die römischen Krieger waren absichtlich lässig in ihrer Pflicht und verhinderten, um des Feldherrn Ruhm zu verkleinern, geflissentlich den Sieg. Von den Samnitern verlor zwar eine größere Zahl das Leben, die Römer dagegen hatten weit mehr Verwundete.

Papirius war klug genug, des Sieges Hinderniß zu bemerken; er sah ein, daß er seine natürliche Heftigkeit mäßigen und Freundlichkeit mit Strenge verbinden müsse. Er ging daher in Begleitung der Legaten bei den Verwundeten umher, besuchte sie in ihren Zelten, fragte jeden nach seinem Befinden, und empfahl sie namentlich der Pflege ihrer nächsten Vorgesetzten. Durch diese Güte und persönliche Theilnahme gewann er sich noch vor Wiederherstellung der Verwundeten die Herzen seiner Krieger wieder, und ihre Erkenntlichkeit für die ihnen gespendete sorgfältige Pflege übte sogar auf ihre raschere Genesung unverkennbaren Einfluß.

Kaum hatte sich das Heer wieder erholt, so führte der Dictator dasselbe mit gleich starkem Vertrauen von seiner und der Armee Seite in die Schlacht, und schlug die Samniter derge=

stalt in die Flucht, daß sie von jenem Tage an nichts weiter mehr gegen ihn zu unternehmen vermochten und den Dictator um Frieden baten.

Ueber ein Wort des Pompejus.

(S. 115.)

Dieses Wort des Pompejus hat einen großen Sinn. Pompejus will damit sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht: kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge, was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, denkt er, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen, aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

Eine ähnliche Aeußerung, wie die des Pompejus, findet sich in einem Briefe Friedrichs des Großen an Voltaire vom 7. Sept. 1776: „Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Ueber den Tod Cäsars.

(S. 115.)

a) Cäsar scheute sich nicht, laut zu sagen, die Republik sei nur noch ein Name, ein körper- und gestaltloses Ding. Und in der That zeigte er, daß er auch ihre Formen nicht mehr schonen und achten wollte, fing an, sich ganz rücksichtslos zu benehmen, wodurch er um so tiefer und empfindlicher verletzte. Als

er eines Tages vor dem Tempel der Venus saß, von der das Julische Geschlecht seinen Ursprung ableitete, und der gesammte Senat erschien, ihm einige zu seiner Verherrlichung gefaßte Beschlüsse zu überreichen, stand er nicht auf, zum tiefsten Schmerze Aller, welche in dieser Herabwürdigung der von Cineas einst einer Versammlung von Königen verglichenen Körperschaft ein Vorzeichen der Zerstörung ihrer Freiheit und Verfassung sahen. Am verhaßtesten aber machte er sich durch das Streben nach dem Titel und Schmuck der Königswürde. Denn es war nur zu deutlich, daß seine Anhänger und Schmeichler, die darauf ausgingen, sie ihm zu verschaffen, im Einverständniß mit ihm handelten. Antonius überreichte ihm bei einem Feste öffentlich ein Diadem; das Volk schwieg, und Cäsar mußte es zweimal zurückweisen, worauf ihm lauter Beifall zugeklatscht ward. Ein anderesmal begrüßten ihn einige bei seiner Rückkehr von den lateinischen Festen als König, und man fand seine Bildsäule mit einem Diadem geschmückt. Zwei Tribunen rissen es ab, und befahlen die, welche den Ruf hatten hören lassen, ins Gefängniß zu werfen. Diese Tribunen verklagte Cäsar beim Senat, als ob sie ihn des Strebens nach der Tyrannis verdächtig machen wollten, und drang auf ihre Absetzung. Auch hörte man, daß einer der Bewahrer der sibyllinischen Bücher im Senate erklären werde, es stehe dort geweissagt, daß nur ein König die Parther werde überwältigen können.

b) Darüber entstand in mehreren der eifrigsten Republikaner der Gedanke, der entschiedenen und förmlichen Alleinherrschaft durch den Mord des Dictators zuvorzukommen. Diese Männer waren alle aus den ersten Geschlechtern, theils alte Anhänger Cäsars, theils begnadigte Gegner. Zu jenen gehörte besonders Decimus Brutus Albinus und C. Trebonius, zu diesen C. Cassius und M. Junius Brutus. Der Letztere, zu dessen Schonung Cäsar auf dem pharsalischen Schlachtfelde mit zärtlicher Besorgniß Befehl ertheilt, den er (so wie den Cassius) eben erst zum Prätor gemacht hatte, galt für das Haupt und die Seele der Verbindung. Der Tyrannenhaß des Brutus ging aus der Ge-

sinnung eines Römers der alten Zeit und den Lehren der stoischen Philosophen hervor. Auf ihn richteten sich daher die Blicke aller derer, die in Cäsars Tode das Heil der Republik sahen.

Es wurde dem Cassius nicht schwer, ihn für die Unternehmung zu gewinnen. Damit die That nicht in dem Lichte des Parteihasses erscheine, wollte Brutus durchaus nur den Tod Cäsars, und widersetzte sich der in Vorschlag gebrachten Ermordung Anderer, ja sogar der des Antonius, welcher durch Uebermuth, Eifer für Cäsars Königthum und Gunst bei den Veteranen allen Uebrigen am meisten verhaßt war, und ohne dessen Tod die neue Herrschaft nur abgehauen, nicht mit der Wurzel ausgerissen schien. Brutus wähnte aber, die Freiheit werde stark genug sein, in diesem, wie in allen Römern, die Sehnsucht nach dem Königthum zu ersticken. Der Erfolg lehrte, wie sehr er sich getäuscht hatte.

c) Gleich nach der schrecklichen That durchzogen die Mörder mit ihren blutigen Schwertern die Stadt und forderten die Bürger zur Freiheit auf, aber nur wenige schlossen sich ihnen an; daher wurden sie für ihre Sicherheit besorgt und gingen auf das Capitol, dessen sie sich bemächtigten. Antonius, der sich in den ersten Augenblicken nach dem Morde verborgen gehalten hatte, trat schon am folgenden Tage in Verbindung mit Lepidus wieder hervor. Die Veteranen, die auf Anweisung der verheißenen Ländereien harrten, boten ihnen eine sichere Stütze dar. Ueberdieß konnten der müßige Haufe, der bei der Freigebigkeit des Alleinherrschers seine Rechnung gefunden hatte, und Alle, welche den Staat gegen neue Stürme und Bürgerkriege gesichert wünschten, als Gegner der Mörder betrachtet werden. Den Senat aber, welcher sich der That am meisten freute und die Früchte derselben zu genießen hoffte, wußte Antonius zu lähmen, indem er die Furcht erregte, daß alle die, welche von Cäsar Aemter erhalten hatten, sich der Ungewißheit einer neuen Wahl unterwerfen müßten, wenn man Cäsar für einen Tyrannen erklärte. Seinen Plan, Cäsar zu rächen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen, wußte er mit Geschick-

lichkeit zu verstecken, und so kam es zu einer versöhnenden Ausgleichung, die Cicero aus echtem Eifer für den Frieden beförderte. Die Mörder erschienen in dieser aber so wenig als Retter und Befreier, daß sie sich mit einer Amnestie begnügen mußten. Cäsars Verordnungen wurden bestätigt; den Veteranen wurde der Besitz ihrer Ländereien zugesichert. Nothwendig mußte nun auch das Testament Cäsars gültig bleiben, da es nur, wenn man ihn für einen Tyrannen erklärt hätte, angegriffen werden konnte. Dem Leichnam des Gemordeten, den die Verschworenen anfangs wie den eines gemeinen Verbrechers in die Tiber werfen lassen wollten, ward nun eine feierliche Bestattung zuerkannt. An dem Orte, wo man Cäsars Leichnam verbrannte, errichtete das Volk einen Altar, und ein gewisser Amatius, der ein Enkel des Marius und dadurch zum Rächer Cäsars berufen zu sein behauptete, stellte sich an die Spitze der Volkshaufen, und drohte dem Senat und besonders den Mördern täglich neue Gefahren. Einige gingen daher in die ihnen schon von Cäsar angewiesenen Provinzen, dort Sicherheit und Streitkräfte zu suchen, Trebonius nach Asien, Tillius Cimber nach Bithynien, D. Brutus nach dem cisalpinischen Gallien. Die Häupter, M. Brutus und Cassius, verließen zwar auch Rom sehr bald; da sie aber als Prätoren nicht abwesend sein durften, mußten sie es als eine Gunst des Antonius ansehen, daß sie nachmals durch den Auftrag, die Stadt mit Getreide zu versorgen, von der Pflicht, dort zu verweilen, entbunden wurden.

Antonius herrschte nun mit maßloser Willkür, fand aber bald in dem schlauen C. Julius Cäsar Octavianus, einem Großneffen des Ermordeten, einen Nebenbuhler, dem er endlich unterlag. Brutus und Cassius hatten in dem Verzweiflungskampf bei Philippi ihren Untergang gefunden, und nach dem Falle des Antonius hatte Octavianus keinen Gegner mehr, der fähig gewesen wäre, ihm die errungene Gewalt streitig zu machen.

d) Rom hatte in Kämpfen von vier Jahrhunderten dem schönsten Theile der damals bekannten Erde die Freiheit ge-

raubt; jetzt war die Zeit gekommen, wo es seine eigene Freiheit verlor und für immer Alleinherrschern gehorchen mußte. Der Grund davon lag in der außerordentlichen Sittenlosigkeit, in den maßlosen Begierden der Emporstrebenden, die zuletzt immer in Kämpfen um Macht und alleingeltenden Einfluß enden mußten, wenn sie nicht durch die von Allen anerkannte Gewalt eines an der Spitze stehenden Herrschers gezügelt wurden. Noch mehr aber als durch Laster, Ehrgeiz und unersättlichen Durst nach Genüssen wurde Rom zur Monarchie geführt durch seine nunmehr völlig unpassend gewordene Verfassung, die in andern Zeiten entstanden und auf ein ganz anderes Maß der Größe des Staates berechnet war. Kaum ein Land mäßigen Umfangs konnte vermittelst der Formen einer republicanischen Stadtgemeinde regiert werden, wie viel weniger ein Reich von so unermeßlicher Ausdehnung!

Waren die Kreuzzüge eine sinnlose Unternehmung?

(S. 115.)

Die Kreuzzüge gehören zu den Völkerwanderungen im weiteren Sinne des Wortes; sie waren die Frucht von dem erwachten Heldengeist und der Religiosität der fränkisch-germanischen Nationen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, dem Gesichtspunkte ihres Zeitalters, verschwindet von selbst der so oft ihnen gemachte Vorwurf sinnloser Unternehmungen als Folgen des Aberglaubens und der Bigotterie. Dem kalten Raisonnement ist es leicht zu zeigen, daß ein kleines Land nur ein kleines Land sei, daß seine Eroberung mehr kosten werde, als sie eintragen könne. Der Boden, wo der Keim ihrer Religion gelegt wurde und aufsproßte, wo ihr Stifter wandelte, der Boden, an den so viele große Erinnerungen geknüpft sind, war stets den Völkern heilig, so lange noch die Religion selber in ihren eigenen Augen ihre Heiligkeit nicht verloren hatte.

Der Jude blickt noch jetzt mit Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter; der Mahomedaner wendet bei jedem Gebet seine Augen nach den heiligen Oertern, und macht ihre Beschützung zu einer Hauptpflicht des Beschützers seines Glaubens. Konnte es bei den Christen anders sein? Konnten die Heiligthümer, zu denen sie seit Jahrhunderten schon zu wallfahrten gewohnt waren, und zu denen man ihnen den Zugang versperren wollte, in ihren Augen ohne Werth, der Weg zu denselben ihnen verschlossen bleiben?

Unstreitig erhalten, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die Kreuzzüge jenen ehrwürdigen Charakter, der ihrem Umfange und ihrer Größe angemessen ist; aber das hohe historische Interesse, welches ihre Geschichte für alle Jahrhunderte wichtig macht, gewinnen sie weniger durch sich selbst, als durch ihre Folgen.

Die Folgen der Kreuzzüge waren sehr bedeutend. Man lernte neue Welttheile kennen, der Gesichtskreis erweiterte sich, der morgen- und abendländische Geist tauschte sich gegen einander aus. Man sah die Kunst und Wissenschaft des Arabers, man lernte bisher unbekannte Staatsformen kennen, die Fülle der Gewalt in einer Hand vereinigt, die bürgerliche Gesellschaft wohlgeordnet, Gewerbe und Handel in blühendem Zustande, man staunte über die Cultur des Landes, über die mannigfachen Genüsse und den Schmuck des Lebens. So wurden mit neuen Kenntnissen und Gewohnheiten neue Bedürfnisse mitgebracht, ferne Verbindungen angeknüpft. Ueberall regte es sich lebendiger im Abendlande unter Rittern und Bürgern, es tönten Gesänge, es strömten die Schüler zu den Lehrern der Philosophie, der Religion und des Rechts. Alle wesentlichen Elemente sarazenischer Cultur waren aufgenommen worden; immer reicher und allgemeiner entwickelte sich die Bildung in den germanischen Ländern. Bei dem hohen Streben, das alle Gemüther ergriffen hatte, entfesselten sich alle Kräfte und suchten das Feld ihrer Thätigkeit im Dienste der Religion und der Verherrlichung des christlichen Namens; es bildete sich eine europäische

christliche Kunst und Wissenschaft heran, und wie einerseits der Geist des Ritterthums sich veredelte, so blühte andrerseits innerhalb der Ringmauern der Städte der wehrhafte und freie Bürgerstand empor und erhob sich zu Macht und Wohlstand.

Ueber die Einnahme Constantinopels durch die Türken.

(S. 116.)

I.

Nach dem Tode Murads (1451) hatte Mohammed II. den Thron des osmanischen Reiches bestiegen, ein Fürst von unersättlicher Herrschbegier. Von dem griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das übrig gebliebene Haupt noch immer den längst dahin geschwundenen Körper. Murad hatte sich mit der Vasallenschaft des byzantinischen Kaisers begnügt, und nach Johanns VI. Tode (1448) dessen Bruder und rechtmäßigen Nachfolger Constantin, den bisherigen Despoten von Lakonien, in dem Besitze des ärmlichen Restes bestätigt, den ein jüngerer Bruder Demetrius, jenem streitig machen wollte. So trennten Uneinigkeit und Bruderzwist die Griechen bis an das Ende ihres politischen Daseins, welches, in Folge des festen Entschlusses Mohammeds, Constantinopel zur Hauptstadt des osmanischen Reiches zu machen, nunmehr herannahte.

Mohammed begann damit, auf dem europäischen Ufer dicht bei Constantinopel eine starke Festung bauen zu lassen, um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere sperren zu können und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern. Als dieß, wie es nicht anders sein konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschlossen, nicht feige zu weichen, sondern sich im Kampfe zu behaupten oder würdig zu fallen. Im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung und setzte dieselben den Winter hindurch bis zum Frühjahr aufs eifrigste fort. Con-

stantin hoffte durch Papst Nikolaus V. vom Abendland Hilfe zu erlangen; aber die tiefgewurzelte Abneigung der Griechen gegen eine Vereinigung mit der römischen Kirche machte seine Bemühung zu nichte. Ebenso wenig Beistand fand er bei den Reichen seines eigenen Staates, die aus Eigennutz lieber ihre Schätze vergruben, als daß sie dem Kaiser die Mittel an die Hand gegeben hätten, Truppen zur Vertheidigung zu werben.

Am 6. April 1453 begann die merkwürdige Belagerung. Das Heer, welches Mohammed vor die Stadt führte, zählte mehr als 250,000 Mann, und innerhalb derselben mußte Constantin die trostlose Nachricht vernehmen, daß zur Vertheidigung derselben nur gegen 5000 Waffenfähige vorhanden seien. Mit diesen und kaum 2000 Söldnern mußte man jene ungeheure Streitmacht bestehen. Johann de' Giustiniani, der mit 900 Mann von der Republik Genua zu Hilfe gesendet war, bot alle seine Kunst auf, mit so dürftigen Mitteln, hinter Mauern, die man in der sträflichsten Sorglosigkeit hatte verfallen lassen, die Vertheidigung möglich zu machen. Was den Griechen am meisten zu Statten kam, war, daß Constantinopel auch von der Seeseite angegriffen werden mußte, und die Schiffe der Türken zwar sehr zahlreich, aber von schlechter Beschaffenheit waren und eine ungeübte Mannschaft hatten. Während die Kriegsmaschinen schon die Mauern erschütterten, erschien eine zweite Hilfe von fünf genuesischen Schiffen. Sie wagten es gegen 150 türkische Schiffe, die ihnen den Weg versperren wollten, den Kampf zu beginnen und erzwangen siegreich den Eingang in den Hafen. Mohammed, der wohl einsah, daß er ohne den Besitz des Letzteren, welchen von außen starke Ketten versperrten, die Stadt nicht erobern würde, entwarf und vollführte den kühnen Plan, einen Theil seiner Schiffe zu Land über den freien Raum zwischen Constantinopel und Galata hineinzubringen. Ein Versuch Giustiniani's, die türkischen Schiffe Nachts zu verbrennen, mißlang, weil ihn die genuesischen Bewohner von Galata treulos den Türken verrathen hatten.

Constantinopels letzte Stunde war gekommen; seine geringen Vertheidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen.

Während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerfraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft; denn die vornehmen Griechen sahen Giustiniani's Verdienste mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer in den Gräben unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Mohammed den 29. Mai für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten; sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm Kaiser Constantin, besserer Zeiten und eines schöneren Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod. Mit einer wohl fünfzigfach überlegenen Macht begannen die Feinde den Angriff, und konnten doch zwei Stunden lang keine Fortschritte machen; so sehr hatte die Bedeutung des Augenblicks die Kräfte der Belagerten erhöht. Da war Giustiniani, die Seele des ganzen Widerstandes, verwundet, und eilte, plötzlich aller Besonnenheit beraubt, nach Galata, von wo er nicht wiederkehrte. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit, die Türken verdoppelten ihre Anstrengungen und drangen in die Stadt ein. Der Augenblick, wo die Ruine des griechischen Reiches zusammensank, war erschienen, aber Schmach und Feigheit seines letzten Kaisers haben ihn nicht befleckt. Constantin Paläologus fiel ehrenvoll im Kampfe. Etwa 2000 Christen wurden niedergemetzelt, die übrige Bevölkerung schonte mehr der Geiz, als die Menschlichkeit des Eroberers. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene verkauft, ihre Habe der Plünderung preisgegeben; aber die Gebäude durften nicht zerstört werden, denn Mohammed selbst wollte fortan in Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder zu bevölkern, zwang man 5000 Familien aus Kleinasien zur Einwanderung. Die Sophienkirche, die bisherige Hauptkirche des griechischen Reiches, wurde in eine türkische Moschee umgewandelt.

Bald setzte Mohammed den stolzen Siegeslauf in das Abendland fort und belagerte 1456 Belgrad, erlitt jedoch durch

den ungarischen Heerführer Hunyadi eine Niederlage. Späterhin eroberte er Serbien, Bosnien und die Walachei, nahm den Venetianern ihre Besitzungen im Peloponnes, und bald begannen die Streifzüge der Türken nach Krain, Friaul, Kärnthen und Steiermark, welche bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts fortwährten. Sogar Italien wurde von ihnen durch die Wegnahme von Otranto (1480) bedroht.

II.

Noch tausend Jahre bestand das oströmische Reich, nachdem die westliche Hälfte auseinander gefallen war, und sich neue Staaten in ihr gebildet hatten. Weder die herrliche Lage der Hauptstadt, noch der Despotismus reichen hin, diese Erscheinung zu erklären; dieser würde schon weit früher den Untergang zur Folge gehabt haben, wie er auch der eigentliche Keim des Verderbens war; es ward aufgehalten theils durch die Reste und dürftigen Formen älterer trefflicher Institutionen, theils durch so viele ausgezeichnete Herrscher, Feldherrn und Staatsmänner. Die Schlechtigkeit der meisten hat offenbar zu großen Einfluß auf die Beurtheilung auch der guten gehabt; man muß nicht vergessen, daß bei den beständigen religiösen und politischen Entzweiungen selbst die Urtheile der Zeitgenossen verfälscht und von Leidenschaft und Parteilichkeit eingegeben sind. Daß ein Reich von so großem Umfange nur bestehen könne, wenn die verschiedenen Völker, aus denen es bestand, gleichsam zusammenwuchsen, entging vielen byzantinischen Herrschern nicht; sie strebten durch Religion, Gesetzgebung, Sprache eine solche Einheit hervorzubringen, ohne zu bedenken, daß jene Elemente nur wirksam sein können, wenn sie sich in einer würdigen, in sich selbst begründeten Verfassung durchdringen.

Wenn die Ursachen der langen Dauer des byzantinischen Reiches mehr im Verborgenen liegen und sich einer oberflächlichen Beobachtung entziehen, so liegen die Gründe seines allmälichen Verfalles um so offenkundiger vor Augen. Bei einem Regierungssysteme, das sich zum vollendetsten Despotismus aus-

bildete, konnte unter dem Volke keine politische Meinung entstehen, und keine bürgerliche Tugend sich entfalten; von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, richtete es seine Aufmerksamkeit auf theologische Streitigkeiten, oder es theilte sich um sehr äußerlicher Dinge willen, wie z. B. die Spiele im Circus waren, in Factionen, die oftmals unter sich in leidenschaftlichen Zwist geriethen und die Veranlassung zu den größten Erschütterungen wurden. Der lebhafte Antheil, welchen alle Stände an den theologischen Streitigkeiten nahmen, wirkte auf die Entwicklung des Volkes sehr nachtheilig, und beförderte den Verfall des Reiches durch den gegenseitigen Haß der Secten, der den auswärtigen Feinden ihre Angriffe und Eroberungen erleichterte. Die großen Bedürfnisse des Hofes und die schlechte Verwaltung erzeugten einen traurigen Zustand der Finanzen, der wieder zu Willkürlichkeiten jeder Art Anlaß gab. Ackerbau, Gewerbe und Handel empfanden nicht bloß den verderblichen Einfluß des despotischen Druckes, sondern auch alle die Nachtheile, welche aus den immerwährenden Kriegen mit den benachbarten, barbarischen Völkern erwuchsen. Dazu kamen endlich noch die Zwistigkeiten unter den Mitgliedern des Herrscherhauses selbst, die Ränke der Höflinge und Feldherrn, welche die Kraft der Regierung schwächten und den auswärtigen Feinden die Anknüpfung verrätherischer Verbindungen möglich machten, sowie der allgemeine Verfall der Sitten, zu welchem ein üppiger Hof das Beispiel gab.

III.

Indeß durch Dante, Petrarca und Boccaccio die Morgenröthe des guten Geschmackes in Italien aufging, fanden Griechen, mit Schätzen antiker Literatur von Constantinopel fliehend, bei Cosimo von Medicis liebreiche Aufnahme. Jene Schriften der alten Griechen, welche Boccaccio lieben gelehrt, lehrte der Ritter Manuel Chrysolaras lesen und verstehen. Hierauf unterrichtete Johannes Argyropulos den Sohn und Enkel des Cosmus. Wie Argyropulos war auch Theodor von Gaza, der Uebersetzer

platonischer Schriften, einer der Wenigen, welche nicht aus Gewinnsucht oder aus Ehrgeiz, sondern aus Gefühl die Wissenschaften lieben. Diese Gelehrten, und Kallistus, Lehrer Reuchlins, Demetrius Chalkokondylas, der den Abdruck Homers besorgte, Johann Laskaris, welcher vom Hause Medicis auf Zusammenbringung literarischer Schätze ausgesandt wurde, Constantinus Laskaris, Hieronymus der Lacedämonier, und viele andere beschäftigten sich mit grammatikalischer Wissenschaft.

Was läßt sich für und wider den Krieg sagen?

(S. 117.)

Vor dem Forum des Rechts und der Moral ist nur der Vertheidigungskrieg ein gerechter, und auch dieser erst dann, nachdem alle andern Mittel der Abwehr erschöpft sind. Ein Angriffskrieg zur Unterjochung, Zinsbarmachung, Eroberung 2c. ist eben das zwischen Volk und Volk, was der Angriff eines Räubers und Mörders auf Leben, Freiheit und Eigenthum des Einzelnen. Aber Mord, Raub und Gewaltthat, in welchem Umfang! Ein Krieg, ehe noch alle andern Mittel, die das Unrecht abwehren können, erfolglos erschöpft sind, ist ein unermeßliches Uebel, das vielleicht vermieden werden konnte, und dessen Verantwortung auf dem Heftigen, Leichtfertigen, Leidenschaftlichen liegt, der es ohne Noth hervorgerufen. Auch kann der gerechte Krieg immer nur ein Nationalkrieg sein. Es muß Ehre, Freiheit, Leben und Recht eines ganzen Volkes, nicht bloß etwa der Ehrgeiz eines Einzelnen angegriffen sein; der gerechte Krieg ist Nothwehr eines Volkes gegen ein anderes, und es folgt daraus, daß die Nation, welche für ihr unveräußerliches Recht zu den Waffen zu greifen gezwungen wird, diese Waffen nur im Geiste der Gerechtigkeit und für die Gerechtigkeit führen dürfe, sowie daß jeder Bürger, der zu den Waffen gerufen wird, dem Rufe zu folgen die Pflicht fühlen, mit Muth

und Entschlossenheit für die Erhaltung und Wohlfahrt des Ganzen, für den Sieg des Rechts sein Leben einsetzen müsse.

Die Kriege sind in der moralischen Welt was die Gewitterstürme in der physischen, sie reinigen und erfrischen die Atmosphäre. Die Schrecken des Krieges erschüttern die Gemüther, so daß sich statt der Entnervung, Falschheit und Feigheit die altheroischen Tugenden wieder herstellen, auf welche ursprünglich die Staaten gegründet sind, und aus welchen alle bürgerliche Freiheit erwachsen ist: Gottesfurcht, Kriegsmuth, Gehorsam, Gradheit des Sinnes, Festigkeit, Treue und die schönsten Tugenden des Heldenlebens, mannhafte Tapferkeit und männliches Mitleid und Alles, was groß und gut ist im Menschen.

Kein Körper, weder ein physischer noch ein politischer, kann gesund sein ohne Bewegung, und eine wahre Bewegung für einen Staat ist ein gerechter und ehrenvoller Krieg. Ein Bürgerkrieg freilich gleicht einem hitzigen Fieber; aber ein auswärtiger Krieg gleicht der durch Bewegung erneuerten Wärme, welche dazu dient, den ganzen Körper frisch und gesund zu erhalten, während ein träger Friede den Muth weibisch macht und die Sitten verderbt.

Unter den Uebeln, welche die Menschheit treffen, ist unstreitig der Krieg eines der furchtbarsten. Er raubt unzähligen Menschen Leben und Gesundheit, einer Menge Familien ihre Stützen und ihre Nahrung, verbreitet Zerrüttung und Armuth unter ganzen Völkern, befördert Rohheit, Verfall der Künste und Wissenschaften, und verderbt die Sitten ganzer Nationen. So unläugbar dieses ist, so betrachtet doch der nachdenkende und religiöse Mensch dieses, so wie alle Uebel noch von einer andern Seite als ein Mittel, welches dazu dienen muß, den Plan der moralischen Weltregierung auszuführen, wenn sich auch nicht

immer zeigen läßt, auf welche Art und Weise der Krieg wirklich hiezu dient. Ueberdieß lehrt uns die Erfahrung wenigstens so viel, daß schon öfters Uebung in schwereren und edleren Tugenden und also moralische Vervollkommnung einzelner Menschen, bessere Verfassungen des Staates und der Kirche, Vertilgung verjährter Vorurtheile und tiefgewurzelter Mißbräuche, vortheilhaftere Verbindungen zwischen den Nationen, Aufregung der Kräfte des menschlichen Geistes, ja sogar mittelbar neuer Flor der Künste und Wissenschaften die Früchte blutiger Kämpfe gewesen sind.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen.
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

(Schiller.)

Vom Einfluß der Kriege auf Kunst und Wissenschaft.

(S. 118.)

Nicht immer sind Kriege und das sie begleitende Unglück der Literatur oder der Kunst der Völker nachtheilig. Sie erwecken oft ein neues Interesse für das Vaterland, sie erheben die Gemüther und befreien sie nicht selten von jenem Druck, der sie zu dem Kleinen und Unbedeutenden herabzieht. Daher sehen wir nicht selten Kunst und Wissenschaft gestärkt, indem ein Volk seine Unabhängigkeit vertheidigt; das geistige Spiel, welches das Leben erheitern soll, gewinnt einen ernsten Charakter, und mit dem erhöhten Dasein, mit dem Kampf für das Theuerste wird zugleich Wissenschaft und Kunst errungen.

Erschüttert aber ein langer Krieg das innerste Wesen einer Nation, bedroht er ihr ganzes Dasein, lösen sich die Kräfte auf und ist das Unglück größer als der Widerstand, so wird der Mensch erniedrigt und geschwächt, er verliert das Zutrauen zu sich selbst und zum Schicksal; jedes nicht geradezu durch das Bedürfniß bedingte Streben erscheint ihm als eine unerlaubte, fast sündliche Spielerei. Bürgerkriege, wenn sie lange und mit Erbitterung geführt werden, sind es vorzüglich, die, indem sie die Sicherheit und das gegenseitige Vertrauen auflösen, zugleich alle Bildung zerstören, und die Völker auf lange wieder in Barbarei zurückwerfen.

Die wunderbare Höhe, zu welcher sich die griechische Nation während der langen Kriege gegen die größte damalige Monarchie emporschwang, drückte ihrem Schaffen in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ein auszeichnendes Gepräge auf. Athen hatte im Kriege gegen Asien am meisten gethan und durch den Sieg am meisten gewonnen, daher entfaltete es auch die reichste Blüthe des griechischen Geistes zwischen dem letzten Kriege gegen die Perser und dem Ausbruche des peloponnesischen, und reizte durch sein Beispiel andere Städte zur Nacheiferung. Es ist bekannt, welche Bauten Perikles in Athen aufführen ließ, und wie zu seiner Zeit Phidias die Statuen der Pallas

zu Athen und des Zeus zu Olympia schuf, Polyklet die der Here zu Argos, Myron die des Herakles zu Samos u. s. f. Die dramatische Poesie erreichte damals in Aeschylus, Sophokles und Euripides ihren Höhepunkt, die lyrische Dichtung in den Oden des Pindar.

Ueber die Anhänglichkeit an das Bestehende und das Verlangen nach Neuerungen.

(S. 119.)

Ich konnte allerdings, sagte einst Goethe, kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren.

Eben so wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie denselben durch zeitgemäße Verbesserungen zuvorkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird.

Weil ich nun aber die Revolution haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in

ewigem Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wenn das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt.

Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft eben so viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen.

Unter zwei Fehlern, der Neuerungssucht und der Anhänglichkeit an's Alte, ist letzterer der geringere. Denn er hält sich zuerst an das Bekannte und ficht gleichsam im Lichte; der andere, nur durch das Schimmerlicht ungewisser Voraussetzungen und noch nicht erprobter Grundsätze aufgehellt, wandelt einen unsichern und gefährlichen Weg und gibt im Streite mit seinem Gegner bald Blößen, bald thut er vergebliche Luftstreiche. „Der Mensch vom gemeinsten Verstande kann — sagt Montesquieu — die übeln Folgen, welche ein noch jetzt bestehendes Gesetz

nach sich zieht, einsehen; aber der durchdringendste Verstand ist nicht im Stande, diejenigen vorauszusehen, welche aus einem neuen entspringen werden." Wie unendlich viele Fehler werden die Richter in jedem neuen Gesetzbuche gewahr, welche dem scharfsinnigsten Gesetzgeber entgingen, und wie oft muß man von dem, was die Vernunft vorzuschreiben schien, auf das zurückkommen, was die Erfahrung gelehrt hatte.

Aber, wenn man die Hartnäckigkeit, bei alten Meinungen und Gewohnheiten zu verharren, übertreibt, wenn man sie bis auf kleine, erkünstelte Formalitäten ausdehnt, welche augenscheinlich zum Zwecke nichts beitragen und nur die Geschäfte erschweren, wenn man sie, im Widerspruche mit dem allgemeinen Geiste der Zeit, mit dem Zustande der Wissenschaften und der Cultur, mit den Grundsätzen und Lehren der besten und weisesten Männer des Jahrhunderts beibehält, und dem Alles mit sich fortziehenden Strome seine eigenen Kräfte allein entgegenstemmen will: so folgt man nicht dem Ansehen der Erfahrung, sondern man verläugnet seine gesunde Vernunft; man stürzt sich freiwillig in die Dunkelheit eines früheren Zeitalters, statt dem Lichte des gegenwärtigen zu folgen; man bekämpft Andere wegen vermeintlich schädlicher Neuerungen mit thörichtem Eigensinn, und befördert zuletzt zum eigenen großen Verdrusse durch die Lächerlichkeit, deren man sich in seiner Sache schuldig macht, den Fortgang derjenigen Meinungen, welchen man sich widersetzen wollte.

Es gibt zwei Extreme: zu große Anhänglichkeit an das Alte und zu große Vorliebe zu dem Neuen. Altes und Neues sind Töchter der Zeit, die ihrer Mutter nacharten; wie sie ihre Kinder verzehrt, so verzehren auch sie sich untereinander. Das Alte beneidet nämlich immer neue Einrichtungen, und das Neue will das Alte ganz und gar ausrotten. Die beste Norm gibt uns hierin die Bibel: „Tretet auf die Wege, und schauet und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darin." — Erst soll also der Mensch auf den alten

Wegen stille stehen und nach dem richtigsten Wege umherschauen, weil das Alte noch immer die Achtung verdient, daß man dabei etwas verweile. Ist aber der beste Weg gefunden, so ist dem Menschen kein längerer Stillstand erlaubt, sondern schnelles und muthiges Fortschreiten Pflicht.

Als einst der Kaiser Joseph zu einem Fürsten sagte, die Staatsverwaltung in seinem Reiche tauge nichts und es herrsche in demselben lauter Unordnung, so antwortete jener Fürst: „er wisse wohl, daß die Verwaltung seines Staates an mancherlei Fehlern leide; da er aber von seiner Unwissenheit überzeugt sei, so fürchte er sich, das Geringste anzurühren, aus Furcht, er möchte die Mißbräuche vermehren, anstatt sie abzuschaffen. Alles Andere sei leicht, aber Aenderungen zum Guten vorzunehmen, das sei der schwer zu treffende Punkt; schlage man ihm nützliche Verbesserungen vor und überzeuge ihn, daß sie es seien, so wolle er sie mit dem größten Vergnügen annehmen."

Wer sieht nicht, daß aus dieser Antwort ein gesunder Verstand hervorleuchtet? oder wer wünscht nicht, wenn er das Schicksal Josephs weiß, daß er den Rath eines Fürsten, dem er rathen wollte, befolgt hätte? Was hat dieser Kaiser mit seinen Bemühungen um die Verbesserung seines Staates gewonnen? Der Verdruß über die Vereitelung seiner Absichten trug viel zu seinem frühen Tode bei, und der größte Theil seiner Unterthanen dankte ihm nicht, weder im Leben, noch nach dem Tode.

Ueber die Enthüllung geheimer Verbrechen.

(S. 119.)

Der Arzt Strato beging, nach Cicero's Erzählung, im Hause seines Herrn einen Mord und einen Diebstahl. Da sich in dem Gebäude ein Schrank befand, in welchem, wie er wußte,

eine namhafte Summe von Silber und Gold verwahrt wurde, ermordete er Nachts zwei seiner Mitsclaven, während sie schliefen, und warf ihre Leichname in den Fischteich. Dann schnitt er den Boden des Schrankes aus, und entwendete 150,000 Sesterzien und fünf Pfund Gold; ein einziger junger, noch unerwachsener Sclave war sein Mitwissender. Als am folgenden Tage der Diebstahl bemerkt wurde, fiel der stärkste Verdacht auf jene Sclaven, die nicht zum Vorschein kamen. Man bemerkte den Ausschnitt am Boden des Schrankes, und forschte, wie derselbe habe bewerkstelligt werden können. Ein Freund des Hauses erinnerte sich, unlängst bei einer Versteigerung, unter andern geringfügigen Sachen, eine kleine, überall gezahnte, gebogene und gekrümmte Stoßsäge gesehen zu haben, mit der man wohl etwa jenen Ausschnitt habe machen können. Kurz, man zog Erkundigungen ein, und es zeigte sich, daß jene Säge in die Hände des Strato gekommen war. Nachdem man diesen Anhaltspunkt gewonnen hatte und Strato nun der That beschuldigt wurde, gerieth jener junge Sclave, der mit um das Verbrechen wußte, in Angst, und entdeckte den ganzen Hergang. Man fand die Ermordeten im Fischteich, Strato wurde in Fesseln gelegt, und in seiner Zelle kam das gestohlene Geld, wiewohl nicht mehr vollständig, zum Vorschein. — Auf solche Weise — bemerkt hiezu Cicero — kann die Wahrheit, die durch die Schlechtigkeit Mehrerer verheimlicht wird, oftmals an den Tag kommen, und die vorher gehinderte Vertheidigung der Unschuld wieder aufathmen. Entweder besitzen nämlich diejenigen, welche listig genug sind, einen Betrug zu vollführen, nicht eben so viele Keckheit als Erfindungsgabe, oder diejenigen, deren Verwegenheit offenkundig und vor Jedermann's Augen dargelegt worden ist, werden von den Anschlägen ihrer Bosheit im Stiche gelassen. Wenn die List immer auch mit Keckheit, oder diese mit der Schlauheit verbunden wäre, dann vermöchte man kaum noch, irgendwie dem Verbrechen Einhalt zu thun.

Ueber die Eisenbahnen.

(S. 121.)

Zu den drei weltumgestaltenden Erfindungen, Compaß, Schießpulver und Buchdruckerkunst, gesellt sich die Benützung der Dampfkraft als die vierte; hauptsächlich in ihrer Anwendung auf die Eisenbahnen. Die bis jetzt vergeblich angestrebte Leitung des Luftballs würde, selbst wenn man sie erreichte, gegen die Eisenbahnen doch eine ganz untergeordnete Erfindung bleiben, weil die ungeheueren Kosten, die im Verhältniß zur Last bei der Fortschaffung angewendet werden müßten, einer allgemeinen Benützung, welche auch nur von fern jener der Eisenbahnen nahe käme, stets entgegenstehen würden.

Die Vortheile der Eisenbahnen zeigen sich vor Allem, wenn man berücksichtigt, was der Kern des Volkes, der producirende Theil, damit gewinnt. Die Eisenbahnen bringen einen außerordentlich vergrößerten Markt zuwege. Der ungleiche Preis vieler Producte liegt hauptsächlich in der Unmöglichkeit, sie von den Orten, wo sie erzeugt werden, schnell und billig an den Ort des Verbrauches zu befördern. Viele Landstriche blieben arm, weil die Producte des Landmanns keinen Absatz fanden, jetzt lassen sich diese Producte meilenweit den Städten ohne sehr vergrößerte Kosten zuführen. Durch die rasche Beförderung des Getreides sind die Eisenbahnen sogar wahre Schutzmauern gegen die Feindseligkeiten der Natur durch Mißärnten geworden. Eine weitverbreitete Hungersnoth ist kaum mehr zu befürchten. Faßt man diesen Vortheil in's Auge, und rechnet man hinzu, was die Bevölkerung durch Vervielfältigung und Erleichterung der Verkehrsbeziehungen an Capital gewinnt, welche Zeitersparnisse, welche Vereinfachung des Geschäftsganges durch das leichter mögliche persönliche Betreiben der Angelegenheiten ihr erwachsen, wie sich der Reiz des Daseins erhöht, die Mannigfaltigkeit geselliger Verhältnisse, die Schnelligkeit der Sendungen, Nachrichten und Mittheilungen steigert, wie viel leichter, mit einem Wort die tausendfachen Beziehungen des Menschen zum Menschen im Geschäft, im Umgang, in der Freundschaft, Liebe, Familie

werden, welch' ein vergrößerter Spielraum sich ihnen bietet, wie sich die schroffe Kluft der Trennungen verbindend ausfüllt: so erscheint die Gesammtheit der durch die Eisenbahnen bewirkten Vortheile wahrhaft unübersehbar. Es ist unzweifelhaft, daß die Völker durch die Eisenbahnen in eine ungleich innigere Nachbarschaft getreten sind und noch immer mehr treten werden, daß Scheidung und Zwiespalt der Nationen sich durch den zunehmenden Verkehr vermindern. In diesem Sinne liegt in den Eisenbahnen auch eine Bürgschaft für ruhige, friedliche Zustände. Sie erhalten dadurch eine Bedeutung, die weit über die bloßen Handelsvortheile hinausgeht. Einwirkend auf die höchsten Zwecke des Gesammtlebens der Menschheit werden die Eisenbahnen gewissermaßen die eisernen Trauringe der Völker, die Bande, welche die einzelnen Nationen zu einem mächtigen, segensreichen Ganzen verbinden.

Ueber Stenographie.

(S. 122.)

a) Der Name Stenographie ist aus den griechischen Wörtern *στενός*, eng, und *γράφειν*, schreiben, gebildet, und bedeutet mithin so viel als Engschreibekunst.

b) Man versteht unter ihr die in höchstmöglicher Kürze und Schnelligkeit ausgeführte Darstellung der hörbaren Sprache in lesbaren Schriftzeichen.

c) Schon die Römer haben sich einer solchen Geschwindschrift, notae genannt, bedient; doch nach dem Untergange des römischen Reiches verlor sich die Kenntniß derselben bald ganz und gar. Erst bei der Einführung repräsentativer Verfassungen wurde die Stenographie wieder angewendet, zuerst in England, dann in Frankreich und Deutschland.

d) Zunächst machte man von ihr zur schnellen Aufzeichnung ständischer Verhandlungen Gebrauch; jetzt bedient man

sich ihrer auch bei verschiedenen öffentlichen Vorträgen, bei Schwurgerichtsverhandlungen, gelehrten oder commerciellen und industriellen Versammlungen, auch zum Nachschreiben von Collegienvorträgen, akademischen und andern Reden, wie z. B. von Predigten u. s. f., ferner zu schriftlichen Notizen aller Art.

e) Die Wichtigkeit derselben wird einleuchtend genug, wenn man erwägt, in wie vielen Fällen es sich darum handelt, entweder seine eigenen Gedanken schnell aufzuzeichnen, oder das von Andern Gehörte oder überhaupt von ihnen in's Wort Gefaßte rasch festzuhalten, sei dasselbe in mündlicher Rede vorgetragen, oder bereits in Schrift und Büchern niedergelegt, zu deren Gebrauch nur ganz kurze Zeit und Gelegenheit gegeben ist. Die Stenographie gehört deßhalb unstreitig zu den interessantesten Mitteln schneller Abmachung der Geschäfte und Angelegenheiten, deren Beförderung, besonders in gegenwärtiger Zeit, so wichtig und durch eine nicht geringe Anzahl dahin zielender Erfindungen, wie Telegraphie, Schnelldruck, Beschleunigung des Verkehrs durch Eisenbahnen, Dampfschifffahrt u. s. w. verstärkt worden ist.

f) Die früher von Verschiedenen gemachten Versuche, die englisch-französische Stenographie auf die deutsche Sprache anzuwenden, führten zu keinem befriedigenden Resultate; die Erfahrung zeigte vielmehr, daß gerade die ergiebigsten Vortheile und Regeln der Schnellschrift lediglich aus dem Bau und den Formbildungen derjenigen Sprache selbst erholt werden können, in welcher stenographirt werden soll. Erst in neuerer Zeit hat sich durch das Talent und die ausdauernde Bestrebung eines praktischen Stenographen zu München, F. X. Gabelsberger, ein geschwindschriftliches Verfahren herangebildet, welches vermöge seiner sowohl in graphischer als sprachlicher Beziehung nachhaltigen Prinzipien unverkennbare Vorzüge vor den bisherigen Systemen aufweist, und welchem wegen seiner wohlberechneten praktischen Anwendbarkeit zunächst auf die deutsche Sprache mit Recht der Name einer originellen **deutschen Stenographie** beigelegt werden dürfte.

Ueber die Lectüre der Schriftsteller des classischen Alterthums.

(S. 123.)

Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß man ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen und nicht mit Gründlichkeit auslegen könne. Nur alsdann verstehen wir eine Schrift, wenn wir bei ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabei gedacht hat. Die Worte sind Zeichen der Gedanken; wenn wir diese Zeichen nur halb, vielleicht sogar falsch auffassen, wie werden wir wohl den Schriftsteller verstehen?

Aber gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben, sind wir deßwegen im Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht von ihren Sitten, Gewohnheiten, Meinungen, von ihrer Religion und Regierungsform unterrichtet sind, wenn wir ihr Land und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne historische, geographische und chronologische Kenntnisse bleiben uns die Schriften der Alten unverständlich. Wir sollten diese Kenntnisse besitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen; denn wir können ohne sie nicht leicht, nicht geschwind, nicht ununterbrochen lesen, und dieß erweckt uns entweder einen Widerwillen gegen das Lesen selbst, oder wenn wir ihn auch überwinden, so verhindern uns doch diese Ursachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug lesen, nicht ihr Ganzes übersehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können. Die Begierde zu wissen und zu empfinden, ist der Sporn des Lesens; je weniger sie Hindernisse findet, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleiße erhalten, desto mehr also sollten wir das vorbereitende Studium der Sprache und der Alterthümer betreiben.

So nothwendig indessen eine solche Vorbereitung ist, so wird sie doch für sich allein dem Zwecke, die Schriften der Alten mit Nutzen zu lesen, nicht genügen. Wer dieß will, muß sich bemühen, die Schönheiten des Inhalts und der Darstellung zu beurtheilen und zu fühlen.

Man wundert sich bisweilen, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht absprechen kann und die beweisen, daß sie die Schriften der Alten beinahe im Gedächtniß haben und auch verstehen, warum solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftlos, so verlassen von Geist und Geschmack denken und sich ausdrücken. Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den Hauptursachen diese sein, daß sie sich in ihren Studienjahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten in Hinsicht der Anlage, Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen? Man kann den Homer sorgfältig gelesen haben und verstehen, und doch weder den Werth der Anordnung der Ilias, noch die Kraft einzelner Stellen, noch die Schönheit und Angemessenheit der Schilderungen, der Gleichnisse und Bilder wahrnehmen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz auswendig wissen, man kann sie loben und bewundern, sie dem Sinne nach richtig erklären, und doch weder die Kunst, noch die Natur, die in ihnen herrschen, sehen und fühlen. Was wird uns eine solche Kenntniß der Alten nützen? Was hilft sie uns, wenn sie uns nicht ein von uns selbst entworfenes Werk des Geschmackes mit Geist und Leben zu erfüllen hilft? Und wie kann sie dieses, wenn wir die Alten nie oder sehr wenig von dieser Seite betrachtet haben, wenn wir ihre Werke nicht mit Einsicht in die Regeln der Sprache und der Kunst, nicht mit Empfindung zu lesen verstehen?

Aber — so hört man manchen Studirenden sagen — wozu wird es mir dienen, daß ich die Schönheit der alten Schriftsteller auf diese Art zu erfassen suche, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder Universitäten werden will? Was werden mir alle diese Kenntnisse helfen, wenn ich mich einem Berufe widme, der ganz andere Einsichten voraussetzt? Was werden sie nützen, als daß ich sie unter tausend nöthigeren Arbeiten vergessen und die verlorne Zeit und Mühe beklagen muß? Kann ein Beamter, ein Offizier, ein Advokat, ein Arzt aus der Weisheit der Alten einen Vortheil ziehen? Sollen sie die gelehrten Studien neben ihrem Berufe noch zum Vergnügen betreiben,

oder gar ihre Pflicht darüber versäumen? Die Antwort auf alle diese Fragen ist: Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn Alles auf beiden Seiten gleich ist, glücklicher arbeiten als Andere, die sie nicht besitzen; wir werden mit mehr Einsicht, mehr Klugheit, mit mehr Geschmack große Geschäfte besorgen, in unsern schriftlichen und mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten, wir werden im geselligen Leben beredter, gesitteter, leutseliger sein, wir werden da sprechen, wo Andere verstummen, wir werden Alles, was uns zu thun obliegt, mit größerer Ueberlegung, mit rascherem Urtheile, mit einem gereifteren und geübteren Geiste vollbringen. Und sollten denn Jene, welche in öffentliche Staatsämter getreten sind, aus ihren früheren Studien, aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsar keinen Gewinn mehr ziehen können? Waren diese Autoren nicht thätig im öffentlichen Leben, waren sie nicht Staatsmänner oder Feldherrn? Die alten Redner und Geschichtschreiber waren sie etwa bloß Büchergelehrte, schöpften sie nicht vielmehr aus eigener unmittelbarer Erfahrung? Und würden sie in ihren Aemtern, in ihrer öffentlichen Wirksamkeit so groß geworden sein, wenn sie in ihren jüngeren Jahren die wissenschaftliche Bildung verabsäumt hätten; würden sie das, was sie geschrieben, so vortrefflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beispiele, daß man neben den wichtigsten Geschäften noch Zeit zum Studiren, und in den Kenntnissen, die man sich in der Jugend erworben, noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Ueber die Vortheile des Uebersetzens aus fremden Sprachen.

(S. 126.)

Eine der nützlichsten und schönsten Schulübungen ist die Uebersetzung classischer Autoren, aber solche Uebersetzung, die mit den Schriftstellern in der Ursprache wetteifert, die ihre Form, ihre Schreibart, ihren Geist so edel und rein auszu=

drücken sucht, als es die Muttersprache erlaubt. Nach dem Urtheile aller Verständigen stehen diese Uebungen sehr hoch im Werthe, sie sind sehr nützlich, sind aber auch sehr schwer, denn sie sollen nicht etwa bloß erzwungene Exercitien bleiben, sondern mit Lust und Liebe, mit vorher erworbener Kenntniß beider Sprachen und nachfolgenden sorgfältigen Verbesserungen vorgenommen werden. Wie reich belohnt sich solche Mühe! Der gediegene Inhalt, die schöne Form, die großen Geister, die dem Stoffe dieses unvergängliche Gepräge gegeben, ihre unsterblichen, gepriesenen Namen, wie laden sie Jeden ein, dessen Seele besserer Empfindungen fähig ist und das ihm vorliegende Original nur einigermaßen in sich aufzunehmen und nachzubilden vermag! Glückliche Jugendzeit, die zu einer so anregenden, fruchtbaren Beschäftigung verwendet wird!

„Anerkannt — so sagen Einige — daß wir von den Alten nicht lassen können; aber warum uns zumuthen, ihre Sprachen zu lernen, nachdem sie durch hundert Uebersetzungen einheimisch in der unsrigen geworden sind?" —

Es muß eingeräumt werden, daß im Uebersetzen der Alten, namentlich von Deutschen, sehr viel geleistet, und eine nahe Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, auch ohne Kenntniß der Ursprachen, möglich gemacht ist. Doch bleibt eine solche Bekanntschaft immer nur eine vermittelte, und kann, bei aller Trefflichkeit des Vermittlers, niemals die Innigkeit einer unmittelbaren haben. Noch mehr; so treu eine Uebersetzung den Inhalt eines Werkes wiedergeben mag, in der Form bleibt sie nothwendig zurück. Es ist aber, was uns in Abhängigkeit von den Alten hält, ganz vorzüglich die in der Uebersetzung niemals erreichbare Vollendung ihrer Form.

Das Lesen — besonders der alten Schriftsteller — in der Ursprache ist auch darum den Uebersetzungen vorzuziehen, weil durch letztere, da ihnen meistens die Treue mangelt, die Werke der Alten ihres eigenthümlichen, fremdartigen Gepräges größtentheils entkleidet und allzusehr in den Kreis des Heimi-

schen gezogen werden. Gerade jenes fremde Ansehen der altclassischen Schriften bewirkt, daß, so tief wir auch in den Geist des Alterthums eindringen mögen, wir doch nicht zu befürchten haben, uns darin zu verlieren und an Gesinnung Griechen und Römer zu werden.

Ueber die Lesesucht.

(S. 126.)

Einleitung. Noch nie war die Lesesucht so hoch gestiegen, noch nie so allgemein verbreitet, als in unseren Tagen, wo auch die schlimmen Wirkungen derselben immer zahlreicher und bedenklicher werden. Sie ist es, welche so manchen gesunden Kopf verwirrt, so manches gefühlvolle Herz in leidenschaftliche Erregung versetzt; sie sättigt sich größtentheils an solchen Schriften, deren Nutzen sehr zweideutig ist, und der von dem Schaden der daraus entsteht, weit aufgewogen wird. Sie genießt ferner den Schutz und die Fürsprache der Mode, und droht uns, wenn sie noch länger fortdauert oder noch höher steigt, mit verderblichen, den Zeitgenossen wie den Nachkommen sehr fühlbaren Folgen. Sie gewinnt endlich durch das Ansteckende des Beispiels immer mehr Macht, und der große, mannichfaltige Einfluß, welchen sie auf die Sittlichkeit hat, macht es allen, welche die Sittlichkeit befördern wollen, zur Pflicht, einem so weit um sich greifenden Uebel aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Grund genug, das Wesen der Lesesucht zu prüfen, und alle Jene, die es bedürfen, vor ihren Gefahren zu warnen!

I. Nicht alles Lesen zum Zeitvertreib verdient den Namen Lesesucht; denn nicht alles Lesen zum Zeitvertreib ist schädlich und unerlaubt. Es gibt Umstände, unter denen es nicht bloß unschuldig, sondern vielmehr anzurathen ist; Stunden, wo es uns wahres, mit unsern Pflichten nicht im Widerspruch stehendes Vergnügen gewährt; Personen, für welche es von großem und mannigfaltigem Nutzen sein kann. Wir bedürfen zuweilen der Erholung, und warum sollten wir

diese nicht auch in Büchern von sittlichem Gehalte, welche außerdem noch schön, leicht und angenehm geschrieben sind, suchen dürfen? Das Lesen zum Zeitvertreibe hat auch, im Ganzen genommen, manches Gute gestiftet. Mehrere nützliche Kenntnisse sind dadurch in größeren und allgemeineren Umlauf, mehrere gute Bücher sind auf diesem Wege auch in die Hände solcher Menschen gekommen, die sich sonst, wenn sie nicht Zeitvertreib gesucht hätten, wenig darum bekümmert haben würden.

Indessen kann man das Alles zugeben, und doch den Satz behaupten, daß die Lesesucht in einem hohen Grade gefährlich und verderblich ist. Sie ist der Mißbrauch, der thörichte und schädliche Gebrauch einer an sich guten Sache, und also ein offenbarer Fehler, ein nicht zu verkennendes Uebel. Sie besteht darin, daß man zu oft, zu viel, zur unrechten Zeit und aus den unrechten Absichten liest, daß man sich zu sehr an diese Unterhaltung gewöhnt und sich nicht davon losreißen kann und mag, daß man jenes nur unter gewissen Umständen erlaubte Lesen zum Zeitvertreibe in den herrschenden Hang ausarten läßt, sich die Zeit bloß und stets mit Lesen vertreiben zu wollen. Und das macht sie zur wirklichen Geisteskrankheit, zur moralischen Seuche, wovor man den Unwissenden und Arglosen warnen muß.

Es ist erstens der Lesucht eigen, daß man nicht deßhalb liest, um seine Zeit gut anzuwenden, sondern bloß um sie hinzubringen. Viele machen also das, was nur Nebenbeschäftigung, nur Mittel der Erholung sein sollte, zur Hauptsache. Aber mit welchem Berufe, mit welchem Stande kann sich wohl eine solche Lebensart vertragen? Und wer kann seine bürgerlichen, häuslichen, freundschaftlichen, seine allgemein menschlichen Pflichten so sehr verabsäumen, ohne sich und Andern den beträchtlichsten Schaden zuzufügen? Wie manche Jünglinge gibt es nicht, welche deßhalb die zur Erlernung der Wissenschaften bestimmten Jahre ungenützt verstreichen lassen!

Es liegt zweitens in der Natur der Lesesucht, daß man auf eine verkehrte, thörichte, zwecklose und zweckwidrige Art

liest. Wo die Neigung zum Lesen in Sucht ausartet, da liest man mit jener Eilfertigkeit, welche unmöglich die gehörige Aufmerksamkeit und das gehörige Nachdenken dabei stattfinden läßt, da wird das, was man liest, mehr verschlungen, als genossen, weil bei dieser Uebereilung auch das Beste und Stärkste nur sehr leichte und flüchtige Eindrücke auf uns machen kann. Wer sich die Zeit bloß mit Lesen vertreiben will, der wird gar bald mechanisch und gedankenlos dabei zu Werke gehen; denn die Gewohnheit so viel und so flüchtig zu lesen, muß ja nothwendig diese Wirkung bei ihm hervorbringen.

II. Es ist eine Folge der Lesesucht, daß man nichts Ernsthaftes, nichts, was einiges Nachdenken erfordert, lesen will. Das, was Denjenigen, welche der Lesesucht ergeben sind, Vergnügen machen soll, muß leicht, belustigend oder tändelnd sein, das muß sich, ohne daß man durch Schwierigkeiten dabei unterbrochen wird, nacheinander fortlesen lassen, das muß bloß Unterhaltung, bloß Spiel sein.

Eine weitere Wirkung der Lesesucht besteht darin, daß man Alles ohne Unterschied und Auswahl liest, wenn es nur dazu dient, die Zeit zu vertreiben. Solche Menschen lesen Alles, wie es ihnen in die Hände fällt, das Gute, wie das Schlechte, das Wahre, wie das Falsche, das Nützliche wie das Schädliche. Welche verführerische, sittenverderbliche Bücher sind nicht im allgemeinen Umlauf, Bücher, welche offenbar die Absicht haben, das Laster in einer blendenden, anlockenden Gestalt reizend darzustellen, seine schlimmen Folgen zu verbergen und ihm durch diese Künste mehr Eingang zu verschaffen! Und wie viele sinnlose und abgeschmackte Schriften gehen von Hand zu Hand, welche Diejenigen, denen es an Uebung und Festigkeit im Denken, an reifen und geläuterten Einsichten gebricht, zu Thorheiten, zum Unglauben oder zur Schwärmerei verleiten! Die Lesesucht, wenn sie einmal diese Höhe erreicht hat, daß sie ohne lange zu wählen, auch nach schlechten Schriften greift, erstickt den letzten Rest von Fleiß und nützlicher Thätigkeit, und wie sie den Verstand verfinstert, die Empfindungen abstumpft und die Fantasie mit verwirrenden oder lüsternen Bildern

erfüllt, benimmt sie überhaupt die Lust und Kraft zu allen mehr nützlichen, als angenehmen Arbeiten.

Schluß. Wenn nun die Lesesucht überhaupt jeder Berufsklasse nachtheilig ist, so ist sie es gewiß ganz besonders dem Stande der Studirenden. Denn was könnte wohl dem studirenden Jünglinge hinderlicher sein, was seine Gedanken mehr zerstreuen, ihn mehr von der Festigkeit und Beharrlichkeit entfernen, welche die Beschäftigung mit den Wissenschaften verlangt, als eine ungeordnete und nur auf Zeitvertreib hinzielende Lectüre? Der Hang hiezu wird ihn nicht bloß zu einem geordneten regelmäßigen, ausdauernden Fleiße unfähig machen, sondern ihm auch jene innere Ruhe und Besonnenheit rauben, deren er bedarf, um dem Lehrvortrage zu folgen; sein Kopf wird sich mit unklaren Vorstellungen und Bildern anfüllen, welche ihn keinen Geschmack mehr finden lassen, an dem einfach Schönen und Großen, das ihm in den Schriften des classischen Alterthums geboten wird, und Alles, was ihn aus jener Traumwelt reißt, in welche er sich künstlich versetzt hat, wird nur dazu dienen, ihn unzufrieden mit seiner Lage zu machen und mit dem, wie es ihm scheint, ganz unerträglichen Joche, das sein Beruf ihm auferlegt hat. Nicht oft genug können daher studirende Jünglinge vor der Lesesucht, die ihnen näher liegt, als jedem andern Stande, gewarnt werden. Bedächten sie die Gefahren derselben, sie würden sich gewiß vor ihr hüten und auch bei der Erholungslectüre allezeit dem Rathe Folge leisten, den sie von ihren Eltern oder Lehrern in dieser Beziehung erhalten.

Ueber die Kunst des Improvisirens.

(S. 127.)

Improvisiren kommt von dem lateinischen ex improviso, unvermuthet, ohne Vorbereitung, und bezeichnet die Kunst, über irgend ein aufgegebenes Thema aus dem Stegreif ein Gedicht zu verfertigen und zu declamiren, oder, mit einem Instrumente sich begleitend, zu singen.

Es wird zur Improvisation eine leichte Beweglichkeit der Fantasie und eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit erfordert. Diese ist nicht allen Völkern in gleichem Maße eigen; je mehr Tiefe des Gemüthes bei denselben vorwaltet, desto weniger wird sich diese Kunst finden, und ebenso wird sie auch da nicht leicht vorkommen, wo die Kritik sich geltend macht. Die Improvisation pflegt es mit Inhalt und Form ihrer poetischen Ergüsse leicht zu nehmen; die Schärfe der Kritik würde daher den Improvisator, wenn er sie zu erwarten hätte, mit Besorgniß erfüllen, ob er etwas Beifallswürdiges leisten werde, und ihn hiedurch des Muthes und der Zuversicht, die er zum Gelingen seines Unternehmens bedarf, berauben.

So findet sich denn das Improvisationstalent hauptsächlich im Jugendalter der Völker, theils bei wenig cultivirten Nationen, theils bei späterhin zur Cultur gediehenen am Anfang ihres poetischen Strebens, wie z. B. bei den Griechen, bei den romanischen Völkern, bei den Deutschen, besonders im Mittelalter, auch bei Landleuten, namentlich Gebirgsbewohnern. Die Volkslieder sind meistens durch Improvisation entstanden. Doch zeigt sich die Gabe des Improvisirens auch in der Periode der Kunstdichtung bei einzelnen Dichtern in ihrer Jugendzeit, wie bei Goethe und bei Tieck. Im Allgemeinen haben die südlichen Nationen auch jetzt noch die Befähigung zu improvisiren in höherem Maße, als die nördlichen, und die meisten Improvisatoren kommen auch noch in neuester Zeit bei den Italienern vor.

Es läßt sich leicht denken, daß der Werth der improvisirten Dichtungen im Allgemeinen nicht ein so bedeutender sein könne, als der in Muße zur vollen und reifen Entwicklung gediehenen poetischen Leistungen. Ebenso werden dieselben mehr einen oberflächlichen Reiz, als eine besondere Tiefe haben, indem, was gerade zunächst im menschlichen Geiste hervortritt, noch nicht das Beste zu sein pflegt. Manche Improvisatoren haben sich ordentlich handwerksmäßig auf ihre Kunst eingeübt, gewisse Schlagwörter und frappante Gedanken, die leicht ihre Anwendung finden, sich angeeignet, und wissen eben nur durch ihre Sprachfertigkeit und ihre Leichtigkeit im Reimen zu blenden.

Doch darf man auch diese Gabe nicht unterschätzen; denn immer ist es möglich, daß in einer glücklichen Stunde sogleich etwas Gutes, vielleicht sogar das Beste zu Tage tritt. Jedenfalls ist das Improvisiren als ein geistreiches und momentan in hohem Grade ergetzendes, oft bewunderungswürdiges Spiel anzusehen.

Vom Gesprächstone oder dem Tone der guten Gesellschaft.

(S. 129.)

Die öffentliche Rede hat immer etwas vom Lehrton; das Gespräch soll den gesellschaftlichen Ton haben. Man verlangt jetzt den letzteren auch in Schriften. Was ist er, und welches sind die Vorzüge, die ihn so angenehm machen?

Der Lehrton ist schwerfällig, er ergründet Alles; der Lehrer nimmt Diejenigen für unwissend an, mit welchen er spricht; er will sie vom Ganzen unterrichten, daher fängt er von den ersten Elementen an, schenkt nichts, geht Schritt für Schritt fort, weicht keiner Schwierigkeit aus, beharrt immer bei einer gewissen Reihe von Ideen. Der Gesprächston dagegen ist leicht, obenhingehend. Der gute Gesellschafter nimmt die Personen, an welche er sich wendet, für unterrichtet und will nur einzelne Punkte der Sache erörtern, über welche er mehr nachgedacht hat oder bessere Einsichten besitzen mag. Er läßt also das Bekannte weg, oder berührt es nur kurz. Er bleibt bei keinem Gegenstande bis zur Ermüdung; er vermeidet, was größere Anstrengung fordert, und setzt hingegen, was er sagt, in ein Licht, das auch dem gemeinsten Verstande auffallend ist. Er redet zugleich zur Einbildungskraft, zu den Leidenschaften, aber ebenfalls nicht, sie in heftige dauerhafte Bewegungen zu bringen, sondern nur sie vorübergehend zu erregen.

Das Gespräch soll eigentlich nur gegenwärtige Angelegenheiten oder Vorfälle des wirklichen Lebens zum Gegenstand haben. Witzige Einfälle gefallen Leuten von gutem Geschmacke

nur dann, wenn sie nicht vorbereitet sind, sondern auf der Stelle aus dem, was Andere gesagt hatten, oder aus dem, was in der Gesellschaft vorgegangen war, entstehen. Auf gleiche Weise muß das Räsonnement, die Erzählung, das Lehrreiche und Anmuthige unserer Rede immer durch die Gelegenheit herbeigeführt sein.

Das Gespräch unterscheidet sich dadurch von einer ausgearbeiteten Rede oder Schrift, daß es seinen eigenen Gang geht, welchen keiner der sich Unterredenden bestimmen oder voraussehen kann. Theils erlaubt sich jeder, durch leichtere Verbindungen von einer Materie zur andern überzugehen, als in einem Vortrage gestattet sein kann; theils ist die Verschiedenheit der Menschen in Hinsicht der Verbindungen, durch welche ihre Gedanken sich mit einander verknüpfen, nicht minder groß als in Ansehung ihrer Gedanken selbst, und die Ordnung der Gegenstände des Gesprächs, welche aus allen diesen verschiedenen Verbindungsarten der Sprechenden zusammengesetzt ist, bekömmt dadurch etwas Eigenthümliches und Sonderbares. Der gute Gesellschafter wird sich von diesem Gange des Gespräches mit fortführen lassen, allenthalben, wo es hingeräth, einige Blumen oder Früchte zu finden wissen, es aber nicht geflissentlich oder doch nicht merklich dahin zu leiten suchen, wo er solche schon in Bereitschaft hielt. Leichtigkeit und Fluß der Rede, ein Reichthum von guten, ungesuchten Ausdrücken, besonders das eigenthümliche Wort und eine Geläufigkeit, es sogleich zu treffen, das sind Erforderniße eines guten gesellschaftlichen Redners. Alle andern Schönheiten des Stils werden im Gespräch nicht vermißt, einige werden sogar daran getadelt, eben weil sie zu viel Vorbereitung verrathen; andere sind von den Ideen, die diesen Schmuck vertragen, unzertrennlich. Aber die Angemessenheit des Ausdrucks wird durchaus erfordert. Mit ihr ist die Kürze verbunden; denn wenn man das rechte Wort gefunden hat, so hat man nicht mehrere nöthig, um seine Gedanken deutlich zu machen. Ferner die Einfachheit, indem, was der Richtigkeit des Ausdruckes fehlt, durch bloße Zierrathen und Blumen unmöglich ersetzt werden kann.

Dieß alles ist nun eine Folge eines fertigen Gedächtnisses, einer Einbildungskraft, welche die Bilder der Sachen, wovon die Rede ist, klar vor sich hat (denn je anschaulicher und deutlicher die Idee ist, welche wir ausdrücken wollen, desto eher fallen uns die rechten Worte dazu ein); die Folge ferner einer Aufmerksamkeit, die sich nicht zerstreuen, nicht irre machen läßt; es ist endlich eine Folge der Uebung und vielen Umgangs mit gebildeten und wohlredenden Personen. Auch eine gewisse Dreistigkeit trägt dazu bei, wie man denn geläufiger sprechen wird, wenn man ohne Blödigkeit spricht. Sobald eine Leidenschaft die Schüchternheit verscheucht, wird man beredter, der Gang der Ideen geschwinder, der Ausdruck derselben angemessener sein. Es ist, als ob man mit der Dreistigkeit neue Fähigkeiten bekommen habe.

Fröhlichkeit und gute Laune gehört mit zu dem angenehmen Gesprächstone, aber eine sanfte, heitere, nicht lärmende Fröhlichkeit. Alles, was schon ins Rauschende fällt, wird niedrig und gemein. Aber eine Stimmung des Gemüths zum Vergnügen muß durch das ganze Gespräch hindurchschimmern; und wenn dann von Zeit zu Zeit Blitze von Witz und unbeleidigendem Scherze auflodern, dann ergibt sich die Art der Unterhaltung, welche den Umgang eines Menschen andern besonders angenehm macht.

Ueber Lobreden auf verdiente Männer.

(S. 129.)

Ich glaube, — sagt Isokrates in seiner Lobrede auf Evagoras — daß zwar auch die Bilder der Körper schöne Denkmäler sind, viel mehr Werth jedoch die der Handlungen und der Seele haben, welche man nur in den kunstgemäßen Reden anschauen kann. Diese aber ziehe ich vor, erstens weil ich weiß, daß die tugendhaften Männer nicht sowohl auf die Schönheit des Körpers stolz sind, als sie in den Thaten und in dem

Geiste ihre Ehre suchen; dann weil die Abbildungen nothwendig bei Denjenigen allein bleiben, bei welchen sie aufgestellt sind, die Reden aber in ganz Griechenland ausgegeben, und, wenn sie verbreitet sind, in den Unterhaltungen der Vernünftigen bewundert werden können, bei welchen in gutem Rufe zu stehen, vorzüglicher ist, als bei allen Andern; außerdem weil den Gebilden und Gemälden Niemand die natürliche Beschaffenheit seines Körpers gleich machen kann, den Charakter aber und die Gesinnungen Anderer, die in den Reden dargestellt sind, nachzuahmen für Diejenigen leicht ist, welche nicht leichtsinnig, zu leben sich entschließen, sondern gute Menschen werden wollen.

Ueber die Bedachtsamkeit im Reden.

(S. 132.)

Große Behutsamkeit ist im Reden nöthig. Die Zunge ist ein kleines Glied, aber sie richtet viel Unheil an. Gedanken sind zollfrei, sagt man; das heißt: der Mensch darf über alle Dinge nach seiner Ueberzeugung, so wie er die Wahrheit zu erkennen glaubt, bei sich urtheilen; aber sein Urtheil und das Gedachte zu sagen und unbedachtsam ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und Zuhörende darüber zu sprechen, kann große, oft sehr schädliche Folgen haben. Wir haben vielleicht selbst die Sache noch nicht recht eingesehen, und setzen sodann durch unsere Voreiligkeit und Ungeschicklichkeit Andere in Verwirrung, aus der wir weder sie, noch uns selbst wieder herausziehen können. Wir glauben, etwas sei wahr, was vielleicht doch nicht wahr oder nur halb wahr ist. Wir glauben, etwas sei recht, was doch nur unter gewissen, seltenen Umständen recht ist. Wir sind vielleicht gar nicht im Stande, über alle Umstände zu urtheilen, und wagen es doch, über die Sache selbst zu sprechen, als ob wir sie so gewiß und fest entscheiden könnten, wie zweimal zwei vier ist. Dadurch hat Mancher große Verwirrung angerichtet und sich in große Gefahr gestürzt. „Bedenke doch,

was du sprichst," ist ein so gewöhnlicher Zuruf, eine so gewöhnliche Ermahnung, daß man sie täglich vielmal hört, die aber desto öfter vergessen und vernachlässigt wird, je öfter man sie hört. Ein unbesonnenes Wort hat Manchen ins größte Unglück gebracht. „Er kann seine Zunge nicht im Zaum halten", ist ein Vorwurf, den man einem Menschen mit Recht macht, welcher sich durch seine Heftigkeit oder Unbesonnenheit verleiten läßt, Dinge zu sagen, die er nicht beweisen kann, oder die in seiner Lage doch nur ihm schaden, ohne sonst Jemanden zu nützen.

„Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz", sagt der alte biblische Klugheitslehrer. Das erstreckt sich aber nicht so weit, daß wir feig und furchtsam schweigen sollen, wo Recht und Ordnung will, daß wir sprechen. Ein Mann, der mit Muth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mäßigung für sich und die Gemeinde spricht, verdient den Dank und die Achtung aller seiner Mitbrüder, auch wenn er seinen guten, gerechten Zweck nicht erreichen und vielleicht für seine Offenherzigkeit Manches zu leiden haben sollte. Gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit dürfen wir nicht allein, sondern sollen wir sprechen. Die höhere Obrigkeit wird und will uns schützen; es ist ihre Pflicht, so wie es unsere Pflicht ist, ihr zu gehorchen. Aber Gerechtigkeit und Ordnung, Mäßigung und Klugheit müssen überall unsere Führerinnen sein. Unnütze Worte verderben die Sache. Wir beleidigen oft durch ein übereiltes Wort bitter, und ziehen uns unnöthig Feindschaften zu, die wir mit vieler Mühe kaum wieder aussöhnen können.

Ueberhaupt ist das Vielreden selten ein Zeichen der guten Rede. Wenig reden und viel denken ist allezeit besser, als viel reden und wenig denken, wie das oft der Fall ist. Wo viel Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, da werden gewöhnlich manche Fehler gemacht. Daher erweckt ein Großsprecher nie die Meinung von sich, daß er viel Verstand und Muth besitze.

Auch in unsern häuslichen Angelegenheiten und Gesellschaften ist die äußerste Behutsamkeit der Zunge nöthig, damit

wir uns nicht schaden oder durch Uebereilung und Unachtsamkeit Böses stiften. „Ein Wort gibt das Andere", sagt man im Guten, aber eben so oft gibt ein Wort das andere im Schlimmen. Aus einer Freiheit wird oft Ausgelassenheit, aus der Ausgelassenheit wilder Muthwille, aus diesem Bitterkeit, aus dieser Beleidigung, aus der Beleidigung heftiger Zorn und großes Unglück. Darum bezähme deine Zunge.

Ueber die Macht des guten Beispiels.

(S. 133.)

Daß die Beispiele eine größere Wirkung haben, als die schönsten Regeln, ohne durch Beispiele empfohlen zu sein, ist eine ausgemachte Sache. Die Jugend kann wohl nichts Besseres thun, als nach Cicero's Rathe immer die besten und geachtetsten Männer sich zu erwählen, um nach dem Charakter derselben den ihrigen zu bilden. Es kommt ungemein viel auf eine solche Bildung nach guten Beispielen an. Den nämlichen Rath wie Cicero gibt auch Seneca. „Irgend einen tugendhaften Mann — sagt er — müssen wir uns wählen und immer vor Augen haben, daß wir so, wie in seiner Gegenwart, leben und Alles wie unter seinen Augen thun. Ein großer Theil der Vergehungen fällt weg, wenn da, wo man Böses thun will, ein Zeuge gegenwärtig ist. Das Herz muß Jemand haben, den es scheut, durch dessen Einfluß es selbst seine verborgenen Gedanken reiner macht. O der Glückliche, der nicht nur bessert, wenn man ihn wirklich sieht, sondern auch, wenn man sich ihn vorstellt! Wer Jemand so achtet, wird auch bald selbst Achtung verdienen!"

Die größten Denker auch die innigsten Verehrer der Religion.

(S. 134.)

Franz Baco von Verulam, Großkanzler von England, war ein Mann, der wegen der Größe seines Geistes und des

Umfanges seiner Kenntnisse nicht nur seinem Zeitalter und seinem Vaterlande, sondern der menschlichen Natur selbst Ehre machte, und man weiß nicht, ob man mehr seinen Scharfsinn und seine Einsicht in die Tiefen der Weltweisheit, seine kräftige Schreibart oder seine glänzende Einbildungskraft bewundern soll. Dieser große Mann, dem man in Hinsicht auf Gelehrsamkeit wenige gleichsetzen kann, zeichnete sich aber auch durch die größte Frömmigkeit aus. Nach seinem Tode fand man ein von seiner eigenen Hand aufgesetztes Gebet, das ihm bei denkenden Menschen mehr Ehre machen muß, als alle Ehrenstellen, von deren Gipfel er endlich herabgestürzt wurde. Auch Isaak Newton, einer der größten Philosophen und Mathematiker seiner und der nachfolgenden Zeit, war ein so eifriger Verehrer der Religion, daß er seine Entdeckungen, die Gestalt und das System des Weltgebäudes betreffend, anwendete, das Dasein eines Gottes und seiner Macht und Weisheit in der Schöpfung zu beweisen. Er studirte die h. Schrift mit Sorgfalt und suchte darin hauptsächlich die Zeitordnung, die Weissagungen und Begebenheiten in Beziehung auf den Heiland der Welt zu bestimmen.

Ueber die böse Sitte des Aufschiebens.

(S. 138.)

Nicht immer kann man, was man als Pflicht erkannt und zu thun beschlossen hat, auf der Stelle ausführen. Manchmal denkt man auch damit überhaupt nicht Eile zu haben, und man fühlt, nachdem nur erst in Folge des guten Entschlusses das Gewissen beruhigt ist, hinsichtlich der Ausführung sich nicht weiter gedrängt. Allein verschoben ist gar oft aufgehoben. Wie leicht treten in der Zwischenzeit Hindernisse ein, wie leicht stellen sich entgegenstehende Interessen und Rücksichten der Ausführung unserer Vorsätze entgegen! Darum mache es Dir zur Regel, das Gute, das du bei dir beschlossen hast, so viel möglich allezeit auf der Stelle, nachdem es beschlossen worden, zur Aus-

führung zu bringen. So muß es sein, wenn nicht die besten Entschlüsse am Ende zu nichts werden sollen. Zugleich aber hängt an der Handhabung dieses Grundsatzes überhaupt der Thatenreichthum des Lebens. Wie Vieles geschieht da, wo Alles, was geschehen soll, sogleich geschieht! Wie Weniges, wo man glaubt, daß es mit der Ausführung immer noch Zeit habe! — Auch bestätigt die tägliche Erfahrung, daß Alles, was man im Augenblicke, da es beschlossen worden, zur Ausführung bringt, leichter von Statten geht, als was man eine Zeitlang zurückgelegt hat. Man ist mit sich selbst im Reinen, ist entschieden; und benützt man diesen Zustand der Entschiedenheit, so erspart man sich vieles Schwanken und manche Unlust. Hiezu kömmt, daß die schnelle Vollführung dessen, was wir als gut und nothwendig erkannt, für den Ernst und die Aufrichtigkeit unsres Willens Zeugniß gibt. Wer weichlich ist und Fantasieen liebt, macht auch Vorsätze und Entwürfe, aber es sind unmännliche, unkräftige Spielereien. Endlich hat es für die sittliche Thätigkeit einen unendlichen Werth, zwischen Wollen und Thun nicht mehr Zeit verstreichen zu lassen, als es die Umstände erfordern. Man gewöhne sich an, allezeit thatkräftig zu wollen. Bist du z. B. geneigt, deine Hand zur Versöhnung zu reichen, warum thust du es nicht gleich? Hast du wahrhaft den Willen dazu, so erprobe ihn, und dieß ist die Probe, daß du augenblicklich durchgreifend jede andere Stimme in dir zum Schweigen bringst, welche dir den Schritt schwer macht.

Es gibt eine Sünde oder einen Fehler, nenne man es, wie man will, dessen wir uns alle schuldig wissen, gegen den wir alle mancherlei Vorsätze gefaßt haben, und der uns in so verschiedenartiger Gestalt und mit so manchen Entschuldigungen heimsucht, daß er bei vielen Menschen ihre Schooßsünde genannt werden könnte, — ich meine das Aufschieben, — und wer darf sagen: Meine Hände sind rein, ich schiebe nie auf? Wenn unsere Gewohnheit des Aufschiebens irgend eine traurige

Folge gehabt hat, oder wenn wir uns bewußt sind, daß es bloß Willensschwäche und Abneigung gegen die Pflicht war, was uns ein Geschäft aufschieben ließ, so fühlen wir, wie unrecht diese Gewohnheit ist, aber bei täglichen Kleinigkeiten, z. B. bei Beantwortung von Briefen, Abschließung kleiner Rechnungen, Ausführung kleiner Plane zum Besten oder auch zur Unterhaltung Anderer: wer von uns fühlt immer, wie er sollte, daß er einem Fehler nachgibt, der, wenn man ihn nur ein klein wenig weiter treibt, Verwirrung und Störung in all unsere weltlichen Geschäfte bringen muß, und der uns nur zu oft dahin führt, daß wir gleich dem römischen Landpfleger Felix (Apost.-Gesch. 24. C., 25. V.), sogar die Sorge für unsere unsterbliche Seele bis auf gelegenere Zeit verschieben. Methode in der Eintheilung unserer Geschäfte, so daß jede Stunde ihrer eigenen Pflicht gewidmet ist, würde uns viel gegen diesen Fehler nützen; denn er entspringt oft daraus, daß wir so wenig zu thun haben, daß wir meinen, wir können es „zu jeder Zeit thun", und das ist gewöhnlich nichts Anderes, als zu keiner Zeit. Die geschäftigen Menschen schieben selten auf, es sind die müßigen und trägen, die es thun, und es gibt kein wirksameres Mittel, die Sünden der Trägheit und Schlaffheit, in welchen so manche andere wurzeln, auszurotten, als durch täglichen, stündlichen Kampf gegen das Aufschieben in Kleinigkeiten. Wenn wir je einen über Mangel an Zeit klagen hören, so finden wir gewöhnlich, daß ein Solcher sich das Aufschieben eben sowohl als Trägheit zu Schulden kommen läßt. Die arbeitsamsten Menschen klagen darüber am wenigsten, und fast alle, welche sich durch Fleiß und die erstaunliche Masse der Arbeit, die sie bewältigt, ausgezeichnet haben, verrichteten die Arbeit, wann sie gethan werden mußte, und nicht bloß, wann sie sich dazu aufgelegt fühlten. Nimm dir also vor, wenn du irgend etwas, wie gering und klein es auch immer sei, zu thun hast, daß du es jetzt thun willst oder zur ersten besten Zeit, welche für diese Art von Geschäften angesetzt ist, und denke daran, daß im steten Kampf gegen den Hang zum Aufschieben, der seinen Grund in Trägheit oder Schlaffheit hat,

du deinem Charakter Festigkeit verleihest und deinen Gewohnheiten in mehr als einer Hinsicht eine bessere Richtung gibst.

Ueber Einsamkeit und Geselligkeit.

(S. 140.)

Dichter und Weltweise haben von jeher wie mit einer Stimme die Vorzüge der Einsamkeit und das Glück eines stillen Privatlebens gepriesen. Sie geben es für die letzte Frucht ihrer Erfahrungen aus, die sie im Verkehre mit der Welt gesammelt haben, daß derjenige am besten lebe, der sich am besten zu verbergen wisse. Sie schildern die Städte als den Sitz des moralischen Verderbens, und suchen Tugenden und Glück nur in der einsamen Hütte des Landmannes oder in jenen verborgenen Zufluchtsorten des Nachdenkens und geistigen Schaffens, die der Gelehrte und der Künstler zu ihren ruhigen Beschäftigungen wählen. Gleichwohl möchte es in Frage stehen, ob ein so unbedingtes Lob der Einsamkeit gerechtfertigt sei und nicht gewisser Einschränkungen bedürfe. Denn, wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß ein zurückgezogenes Leben von großem Nutzen sei und manche Annehmlichkeit darbiete, so sind doch mit demselben auch mancherlei Nachtheile verbunden. Andererseits können dem geselligen Leben, so üble Einflüsse es unter gewissen Voraussetzungen üben mag, gar manche Vorzüge vor der Einsamkeit nicht abgesprochen werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Einsamkeit für die Bildung des Geistes und Gemüthes, für die Ausführung großer und wichtiger Arbeiten viele Vortheile hat. In der Abgeschiedenheit sammelt sich der Geist, und macht sich durch ungestörtes Nachdenken oder durch eifriges Studium und Lectüre geschickt, die höchsten Wahrheiten in sich aufzunehmen. Die freiwillige Entfernung von der Gesellschaft, in der Absicht, die unbedingte Ruhe zu solchen Arbeiten zu erhalten, welche zur Beschäftigung

des Geistes und Veredlung des Herzens dienen, bleibt selten ohne den besten Erfolg. Daher haben alle philosophischen und dichterischen Genies von jeher die Einsamkeit geliebt, und die Gesellschaft war für sie immer mehr Erholung, als Beschäftigung ihres Geistes gewesen. Nur in der Einsamkeit sind die edelsten Erzeugnisse des menschlichen Verstandes, die großen Entdeckungen in den Wissenschaften und die wichtigeren Werke der Dichtkunst und Beredtsamkeit, so wie auch der bildenden Künste zu Stande gebracht worden.

Wird aber die Einsamkeit und Zurückgezogenheit nicht auf ihr richtiges Maß eingeschränkt, so kann sie gar leicht von üblen Folgen begleitet sein.

Wenn uns von Niemand widersprochen wird, wenn uns jede Vergleichung unsres eignen Werthes mit fremdem Werthe fehlt, entsteht bald ein gefährlicher Eigendünkel, eine schroffe Einseitigkeit in unsern Ansichten, Bestrebungen und Handlungen, die den moralischen Fortschritt hindert. Auch werden Liebe und Wohlwollen unvermerkt abgestumpft, wenn wir uns dem geselligen Verkehre entziehen; kalter Egoismus, Härte und Starrsinn verknöchern allmählich das Herz. Wenn der einsiedlerisch lebende Mensch in dem engen Kreise, in welchem er sich bewegt, noch dazu die Hauptperson ist, nach der sich die übrigen richten, so gewöhnt er sich daran, seinen Willen, seine Vortheile, seine Gewohnheiten als Gesetze für die übrigen Menschen anzusehen, sich selbst aber von jener Nachgiebigkeit, Aufmerksamkeit, ja selbst von jener Höflichkeit und jenem äußeren Anstande frei zu machen, welche die Gesellschaft, wenn sie angenehm sein soll, von ihren Gliedern verlangt. Fehlt dem Einsamen vielleicht auch noch jede Aufheiterung, haben ihn vielleicht widrige Schicksale dahin gebracht, die Gesellschaft der Menschen zu fliehen, so kann es wohl geschehen, daß er widerstandslos sich seinen trüben Vorstellungen überläßt und in einen Zustand von düsterer Melancholie und völliger Menschenscheu verfällt, welcher ihm selbst und seiner nächsten Umgebung das Leben verbittert.

Von solchen Fehlern und Verirrungen, zu denen ein allzu einsames Leben führt, sich zu bewahren, gibt es kein besseres

Mittel, als die Geselligkeit. Durch den Umgang mit Personen von verschiedener Gemüthsart, verschiedenen Talenten und Berufsarten erweitert sich unser Gesichtskreis; wir lernen das schätzen, was Andere leisten, und breiten unsere Kenntniß von Menschen und Dingen aus. Welchen großen Gewinn bringt es uns, daß wir durch das gesellschaftliche Leben Gelegenheit haben, uns selbst mit Anderen zu vergleichen! Der vorher Muthlose wird sich ermuntert fühlen, wenn er gewahrt, daß es ihm nicht an Vorzügen fehlt, welche Andere nicht besitzen; der Stolze und Eitle aber wird bescheidener werden, wenn er bemerkt, wie weit ihn Andere übertreffen. Nicht weniger wird der Eigenwillige und Streitsüchtige sich an Fügsamkeit, Milde und Sanftmuth gewöhnen, sobald er die Erfahrung macht, daß er nur durch rücksichtsvolles Benehmen, durch Nachgiebigkeit und Verträglichkeit seinen Platz in der Gesellschaft zu behaupten vermöge. Und wie das gesellige Leben einen vortheilhaften Einfluß auf die sittliche Vervollkommnung übt, so kann durch dasselbe auch dem Geiste gar mannigfache Nahrung zugeführt werden. Wir empfangen ja im Umgange, im Gespräche mit Andern oftmals geistige Anregungen, wie sie weder das einsame Nachdenken, noch Bücher, noch die Betrachtung der Natur uns hätte gewähren können. Manche Kenntnisse vermögen wir uns sogar nur auf diesem Wege zu erwerben. Schon der Unterricht, durch welchen in der jugendlichen Erziehung und in den Anstalten der Gelehrsamkeit der Geist des Menschen gebildet und bereichert wird, besteht in der Mittheilung der Ideen anderer Menschen, welche vor ihm über die Dinge nachgedacht und hinwiederum die Kenntnisse ihrer Vorgänger gesammelt haben. Wenn also der Umgang der Menschen mit einander die natürliche Veranlassung zur wechselseitigen Mittheilung ihrer Gedanken ist, so ist er auch die älteste, von der Natur angewiesene Schule, in der sie unterrichtet werden sollen.

So hoch aber diese Vortheile der Geselligkeit anzuschlagen sind, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch das gesellige Leben gewisser Schranken bedarf, wenn sie nicht vielmehr schädliche, als günstige Einflüsse auf die moralische und

intellectuelle Entwicklung des Menschen üben soll. Uebertriebene Geselligkeit schadet eben so sehr, als ein von jedem Umgang zurückgezogenes Leben. Wer nie allein sein will, wer sich darin gefällt, immer an zahlreichen Gesellschaften Theil zu nehmen, wird bald dahin kommen, eine beständige Veränderung, einen immerwährenden Wechsel in seinem Umgang zu lieben; er wird die alten Bekanntschaften und Verbindungen abbrechen, sobald er Gelegenheit findet, neue anzuknüpfen, von denen er sich noch mehr Vergnügen verspricht. Er wird zu dauernder, wahrhaft beglückender Freundschaft unfähig; sein Charakter verliert jeden Halt, jede Festigkeit, er wird flatterhaft und unbeständig, und gibt sich einem Leichtsinne hin, der ihn seine höhere Bestimmung vergessen läßt, ihn aller festen Grundsätze beraubt, jede edlere Empfindung in ihm abstumpft. Und wie seine sittliche Kraft hiedurch gemindert wird, so wird auch sein Geist sich mehr und mehr verflachen; er entwöhnt sich strenger Zucht und Uebung, scheut den Ernst und die Anstrengung der eigenen Thätigkeit und hascht nach den leeren Vergnügungen, welche das Geräusch der Welt, ihre Aeußerlichkeiten, ihr flüchtiger Reiz oder die tändelnden Spiele des Witzes ihm bieten. Je mehr sein Inneres verödet, um so heftiger begehrt er, es mit jenen Nichtigkeiten auszufüllen, um so mehr betrachtet er das gesellschaftliche Leben, das nur ein Mittel der Vervollkommnung sein soll, als den Zweck des Lebens selbst. Es genügt ihm, die Eigenschaften eines guten Gesellschafters zu besitzen, die ihm als die höchsten gelten; denn wer keinen anderen Maßstab seines Werthes kennt oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an seinem Umgange findet, der wird, wenn er nicht unter ausgezeichneten, trefflichen Menschen lebt, von dem Streben nach den letzten Endzwecken seiner Natur eher abgezogen, als zu denselben erhoben; er geräth allmählich dahin, daß er sich selbst wegen gewisser, ihm vielleicht durch Geburt oder Glück, ohne sein Zuthun zu Theil gewordener Vorzüge weit überschätzt, und die edleren Güter des Herzens; und die Geistesbildung, welche er sich hätte erwerben sollen, vernachlässigt, weil sie ihm für den Weltmann zwecklos und geringfügig erscheinen.

So wenig es daher rathsam ist, sich ausschließlich der Einsamkeit zu ergeben, eben so wenig wird ein Uebermaß der Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben für die Geistesentwicklung und Charakterbildung als förderlich anzusehen sein. Man suche vielmehr durch einen angemessenen Wechsel die Vortheile beider sich anzueignen und ihre Nachtheile zu vermeiden. Man fliehe darum weder die Einsamkeit, noch die Geselligkeit ganz und gar; man suche bald die eine, bald die andere auf, so weit es die Pflichten unseres Berufes verstatten; jene befreundet uns mit uns selbst, diese mit der Welt. Wie der vorwiegende Hang zur Einsamkeit, so ist auch die übermäßige Begierde nach Geselligkeit ein sicheres Anzeichen dafür, daß in unserem Innern nicht Alles stehe, wie es stehen sollte. Wer die Einsamkeit nicht ertragen kann, der glaube nur, daß sein Gemüth leer ist, daß seinem Geiste eine feste Richtung fehlt; wer aber den Umgang mit Menschen scheut, mag fürchten, daß die Selbstsucht in ihm allzu mächtig geworden ist, wie denn Viele die Gesellschaft nur darum meiden, weil sie dort ihre hoch gespannten Forderungen nicht befriedigt sehen, oder weil sie von jedem Widerspruch sich gekränkt und verletzt fühlen. Sie suchen die Einsamkeit und bestärken sich durch sie noch mehr in ihren thörichten Einbildungen, in ihrem Hochmuthe, ihrem Eigensinn. Andere fliehen die Einsamkeit, weil sie ihre eigene Gesellschaft unerträglich finden und vom Geräusche der Welt gleichsam Rettung vor sich selber erwarten. Auch dieß deutet auf einen krankhaften Zustand, der ein falsches Heilmittel sucht. Darum willst du deiner Seele die Gesundheit, deinem Geist die volle Frische bewahren, so sammle dich oftmals in der Stille, nütze die Einsamkeit zur Betrachtung, zum ernsten Nachdenken, zur eifrigen Beschäftigung mit Allem, was dich wahrhaft zu bilden vermag; aber versäume darüber nicht die Geselligkeit, die große Schule des Lebens, die Belehrung. Anregung und Erheiterung, welche dir der Umgang mit Personen von guten Sitten, edler Gesinnung, von reicher Erfahrung und vielseitigen Kenntnissen zu bieten vermag!

Wie gelangt man am sichersten zum Wohlstande?

(S. 142.)

Das Verlangen nach Mitteln, die unsere äußere Lage verbessern, zu unsern Bedürfnissen nothwendig und einer erlaubten Bequemlichkeit förderlich sind, ist an und für sich ein ganz berechtigtes, und gründet sich auf den natürlichen Trieb nach Glückseligkeit, der dem Menschen von Gott selbst eingepflanzt worden ist. Eben darum ist die Frage von Wichtigkeit, wie man auf die sicherste und von keinem Vorwurfe des Gewissens belastete Art zum Wohlstand gelangen könne.

Der sicherste Weg zur Wohlhabenheit bleibt immer der Weg der Arbeitsamkeit, der Geschicklichkeit und des Fleißes, der Ordnungsliebe, Klugheit, Rechtlichkeit und Sparsamkeit. Sollte er, was nur selten geschieht, nicht zum Ziele führen, so ist er doch der rechtmäßige, und ihn gegangen zu sein, selbst ohne den glücklichen Erfolg, bleibt allezeit eine Belohnung. Alle andern Künste, reich zu werden, sind niedrig und verwerflich und sogar weniger sicher, da ihr Erfolg häufig von zufälligen und wandelbaren Umständen abhängt.

Wer seine Kräfte übt und anwendet, wer bei seinen Arbeiten Fleiß und Ausdauer zeigt, wird bald im Stande sein, nicht bloß das Nöthige zu erwerben, sondern auch Einiges zurückzulegen und sein Besitzthum zu vermehren. Der Fleißige findet überall Verwendung und Beförderung. Als Beamter erwirbt er sich Vertrauen und steigt zu höheren, mit besserer Besoldung bedachten Stellen empor; als Gewerbs- oder Handelsmann bringt er sein Geschäft zur Blüthe und weiß es darin zu erhalten, während der Unfleißige und Nachlässige in Dürftigkeit bleibt, oder des Wohlstandes, den er vielleicht ohne sein Zuthun genießt, durch eigene Verschuldung wieder verlustig geht.

Mit dem Fleiße verbindet sich gewöhnlich die Ordnungsliebe, und auch diese trägt wesentlich zur Gründung und Vermehrung des Wohlstandes bei. Die Arbeitsamkeit weiß zu erwerben, die Ordnung bewahrt und sichert das Erworbene,

zum weisen Gebrauche. Auch die Zeitersparniß, welche die Ordnungsliebe bewirkt, wird dem Fleißigen zum Gewinn, und ebenso die Achtung und das Zutrauen, die ihm jene Eigenschaften bei denjenigen verschaffen, mit welchen er im geschäftlichen Verkehre steht. Nächst dem Fleiße und der Ordnungsliebe ist für den, der zum Wohlstande gelangen will, Ueberlegung und Vorsicht eine nothwendige Eigenschaft. Die Klugheit, die uns räth, bei der Anwendung unserer erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten auf die Umstände der Zeit, des Ortes, des Landes, in dem wir leben, auf die günstigen Gelegenheiten zu sehen, die sich darbieten, einen rechtmäßigen Gewinn zu ziehen, — diese Klugheit wird uns sinnreich in Erfindungen und Unternehmungen machen; sie wird uns namentlich auch bei der Wahl von Theilnehmern und Gehilfen vor manchem nachtheiligen Mißgriffe bewahren.

Zur Klugheit müssen sich aber auch strenge Rechtlichkeit und Friedfertigkeit gesellen. Unrecht erworbenes Gut bringt niemals Segen und hat keine Dauer; der Betrüger erwirbt sich weder Freunde noch Gönner, mit dem Unredlichen wird Niemand sich zu Geschäften verbinden wollen, während der Redliche aufgesucht und auch Andern empfohlen wird. Ebenso meidet man den Streitsüchtigen und Unverträglichen und hält sich lieber an den Friedfertigen, mit dem man in festerer Verbindung bleiben zu können hoffen darf.

So nothwendig nun alle die bisher genannten Tugenden sind, um das bezeichnete Ziel zu erreichen, so würden sie doch nicht zu demselben führen, wenn noch eine andere, nämlich die Sparsamkeit mangelte. Sie ist das sicherste Mittel, unser Vermögen nicht bloß zu bewahren, sondern sogar auch zu vermehren. Sie lehrt uns mit Wenigem auszukommen und das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen vernünftig zu unterscheiden. Ohne Sparsamkeit ist kein König reich genug, und durch sie wird auch der Dürftige sein eigener Wohlthäter. Sie befördert Genügsamkeit und Mäßigkeit, aus denen sie, wenn sie Tugend ist und nicht dem Geize fröhnt, zuerst entspringt. Sie mäßigt und ordnet nicht nur den Aufwand, den unsere Erhaltung, Be-

kleidung, Wohnung und unsere Vergnügungen erfordern, sondern läßt auch nichts Brauchbares verloren gehen, und lehrt uns durch einen behutsamen Gebrauch die Dauer und Schönheit der äußern Bedürfnisse erhalten. Tausend Menschen, die klagen, daß sie in ihrem Stande zu wenig haben, würden genug besitzen, wenn sie den unnöthigen Aufwand vermeiden würden, den die Mode, die Prachtliebe, die Bequemlichkeit und der leckere Gaumen verlangt, und Tausende, die für Niemand als für sich genug haben, würden, wenn sie eben dieses thäten, noch zu Wohlthaten und zu rühmlicher Freigebigkeit übrig haben.

Wohl führen diese Mittel in der Regel nur langsam zum Ziele, aber nur in den seltensten Fällen und durch unberechenbare, außerordentliche Unglücksfälle werden sie dasselbe ganz verfehlen; sie gewähren größere Sicherheit, als jedes andere. Und was noch höheren Werth hat, und was sie am meisten empfiehlt, ist die Wirkung, die sie auf unsere allgemeine sittliche Bildung und Veredlung üben. Fleiß, Ordnungsliebe, Rechtlichkeit, Friedfertigkeit, Sparsamkeit schützen uns nicht bloß vor Mangel und befördern nicht bloß den Wohlstand, sie leiten uns auch zu vielen andern Tugenden an, und gewähren uns eine innere Zufriedenheit, die den Muth in jeder Lage des Lebens aufrecht erhält, weil sie aus der Ruhe eines guten Gewissens entspringt.

Ueber das Fehlschlagen der Erwartungen.

(S. 144.)

Keine Betrachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen, hoffnungsvolle nicht in Erfüllung gehen, Furcht erregende sich nicht verwirklichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, wenige Vergnügungen so ergetzend, als wir uns beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder wenn auch die Gegenwart der

Sache die günstige Vorstellung nicht verringert, die wir uns vorher von ihr machten, so verbinden sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, und die, so geringfügig sie sein mögen, dennoch im Stande sind, die frohe Empfindung des Besitzes gewünschter Güter zu beeinträchtigen. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrießlich, und, wenn man nicht sehr viele Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftesten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht, oder anders, als wir es erwarteten. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und ebenso machen wir jeden Tag vergebliche Gänge, finden den Freund, von dessen Umgang wir uns Erheiterung versprechen, nicht zu Hause, werden auf einem Spaziergange, durch den wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter überrascht, bringen von einem Freudenfeste, von dem wir uns großen Genuß versprachen, nur die Erinnerung der überstandenen Langeweile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber ebenso oft erweisen sich unsere sorgenvollen Ahnungen als ungegründet, Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber, andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größeren Wohlstande. Und was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben auch im Kleinen. In einer Gesellschaft, von welcher wir uns geringe Erheiterung versprochen, werden wir bisweilen aufs angenehmste unterhalten. Wir treten eine Reise bei drohendem Regenwetter an, und erfreuen uns während derselben des klarsten Sonnenscheines. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Vorgesetzten, und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kommt nun wohl diese so oft sich wiederholende Täuschung? Liegt die Ursache in uns, oder außer uns?

Ohne Zweifel kann das Eine, wie das Andere, und wohl auch Beides mit einander der Fall sein.

Die Personen, deren Erwartungen am öftesten zutreffen, sind jene, welche am besten beobachten. Alles Vorhersehen ist in der Regel doch nur ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man davon im Augenblicke Rechenschaft geben könnte, und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist. Andere dagegen gelangen erst durch anhaltendes Nachdenken wirklich dazu, mit Sicherheit zu beurtheilen, welchen wahrscheinlichen Erfolg ihre Handlungen haben werden. Sie finden dann in sich eine völlige Beruhigung, und nichts vermag sie mehr bei der Ausführung ihrer Entschlüsse zu beirren. Wer aber in seinen Entschließungen schwankt, wer von seinem ersten Gedanken oder wer auch von dem Resultate eines längeren Nachdenkens wieder abgeht, wird der Gefahr, sich in seiner Vorherberechnung zu irren, schwerlich entgehen.

Eine zweite Ursache, welche das Fehlschlagen vieler Erwartungen veranlaßt, liegt darin, daß die Menschen überhaupt zu große Erwartungen haben. Dieß geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit und Trägheit.

Die Eigenliebe, wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiemit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorstehe. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen,

als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, ihrer werth zu sein. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung der Wahrheit sein, daß die Tugend allezeit ihren Lohn, wenn nicht in diesem, doch in einem künftigen Leben zu erwarten hat. Doch ist es gewiß, daß, wenn der Mensch seine Verdienste zu hoch anschlägt und wenn er bestimmte Belohnungen schon in diesem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke des Verlangens selbst, das sie nach dem gehofften Gegenstande tragen. Die meisten Leidenschaften üben eine Art von Zauber, so daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, wird auch die Hoffnung erregt, ihn zu erhalten. Je heftiger also unsere Wünsche sind, je größere Dinge wir begehren, desto öfteren und schmerzlicheren Täuschungen sind wir ausgesetzt.

Fast jeder Mensch ferner, besonders wenn er an die Zukunft denkt, traut seinem Glücke mehr zu, als er sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und bedachtsam genug; aber in einem dunklen Winkel der Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Solche Leute, welche in Bezug auf ihre Zukunft sich einer trägen Sorglosigkeit überlassen und ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls allzusehr vertrauen, sind daher immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden und sich in ihren Erwartungen zu täuschen. Denn wer größere Vortheile hofft, als ihm sein Fleiß und die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen leistet, unmittelbar verschaffen können, wer sein Schiff auf dem Strom des Lebens nicht blos fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind vom Zufall erwartet, der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und über fehlschlagende Erwartungen zu trauern. Alles Gute, sagt ein alter griechischer Dichter, haben

die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich erwerben soll, geschenkt haben will, oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt, der wird mit dem Handel und mit der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Verhältnisse des menschlichen Lebens dasjenige, was man Glück nennt, sich deutlich zu zeigen scheint, eben dieses dadurch ersichtlich wird, daß die Vermuthungen des einen Menschen, bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung, öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die eines andern. Hieraus ergibt sich die Gewißheit, daß die Ursachen des Zutreffens oder Fehlschlagens unserer Erwartungen nicht bloß in uns, sondern auch außer uns, in jener höchsten Macht, welche alle menschlichen Schicksale leitet, gesucht werden müssen. Ohne Zweifel gehört es zu dem Plane der Vorsehung und der von ihr geleiteten Erziehung des Menschengeschlechtes, daß manche Menschen mehr Mißgriffe begehen, mehr Fehlschlüsse machen, als andere, denen Alles glücklich von Statten geht. Wenn aber die Mehrzahl der Menschen über fehlgeschlagene Aussichten zu klagen hat, und nur Wenige sich eines beständigen Gelingens ihrer Unternehmungen rühmen können, so werden wir auch hierin eine weise Einrichtung, die auf unseren sittlichen Fortschritt hinzielt, zu erkennen haben. Denn mag es auch Einzelne geben, auf welche ein anhaltendes Glück vortheilhaft wirkt, daß sie in ihren Geschäften sich muthiger und geschickter zeigen, so findet doch bei den meisten das Gegentheil Statt; sie werden leicht stolz, handeln übereilt und verwegen und geben sich einer Sicherheit hin, welche nicht selten die Ursache ihres jähen Falles wird.

Was ist dagegen mehr geeignet, uns zur Bescheidenheit und Demuth zu stimmen, als gerade die Wahrnehmung, daß sogar die klügste Berechnung getäuscht werden kann, und daß hauptsächlich die Unsicherheit unserer Hoffnungen die Welt zu dem Uebungsplatze mache, der sie in den Augen des Weisen

ist. Mögen wir auch in unsern wohlbegründeten Erwartungen betrogen werden, wir werden, sobald wir den Glauben an eine höhere Führung festhalten, deßhalb uns nicht dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit hingeben, nicht die Hände müßig in den Schooß legen. Wir werden vielmehr in unseren Handlungen selbst, in dem Fleiße, den wir auf unsere Geschäfte verwenden, in den guten Absichten, die wir dabei haben, in der Stärke des Willens und der Anstrengung des Geistes, welche wir zu beweisen Gelegenheit finden, wir werden in all diesem einen Endzweck zu entdecken wissen, dessen Erreichung uns gewiß ist und schadlos hält, wenn der äußere Erfolg nicht wirklich eintritt. Auf diese Art ist es möglich, Beides, was sonst unverträglich scheint, zu verbinden, nämlich so munter und zuversichtlich an jede Unternehmung zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgang sicher entgegensähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Glücklich derjenige, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, hiebei aber immerhin mit der Zustimmung des Gewissens, dessen Mahnungen er Folge gibt, mit der Achtung einiger Freunde, auf deren Treue er in jeder Lage des Lebens zählen kann, und einem mäßigen Einkommen, das ihn vor Mangel schützt, ebenso zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengung bewußt wäre, und wenn seine Bemühungen jederzeit von dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden wären!

Ueber die Sorge für die Gesundheit.

(S. 145.)

Gesundheit ist ein Gut, welches auf Alles Einfluß hat, sich in jeden Genuß, in jede Beschäftigung ohne Ausnahme

einmischt. Nur durch den Canal des Körpers können zu der Seele die äußeren Vergnügungen, sowie die Nachrichten von den äußeren Gegenständen gelangen; die Gesundheit ist es, welche diese Canäle geöffnet und rein erhält und macht, daß nicht das eigene Gefühl des Körpers und seiner Gebrechen die Empfindungen verfälsche oder das Vergnügen störe. Nur durch die Einwirkung in gewisse Werkzeuge kann die Seele ihre Kräfte äußern; die Gesundheit ist es, welche diese Werkzeuge in der gehörigen Beweglichkeit erhält, um jene Einwirkung zu erleichtern. Gesundheit gibt der Seele eine angenehme Empfindung aus dem ihr nächsten und ihr immer gegenwärtigen Objecte, ihrem Körper, eine Empfindung, die eben deßwegen beständig sein kann. Sie füllt alle unsere Augenblicke, welche leer von fremdem Vergnügen sind, mit einem eigenthümlichen aus, das in der Empfindung unseres eigenen Wohlseins besteht. Sie setzt den Menschen in das angenehme Gleichgewicht, welches nöthig ist, wenn jedes Ding richtig nach seinem Maße, nach seinem Verhältnisse auf denselben wirken soll. Wahrheit der sinnlichen Erkenntniß und Richtigkeit der Urtheile wird durch Kränklichkeit ebenso wohl gestört, als die Lauterkeit des Vergnügens.

Mit dem Genusse der Gesundheit sind viele Vortheile verknüpft. Das Gefühl der Kraft gibt Muth zu Unternehmungen, erleichtert die Last der Arbeiten, macht, daß wir die Gefahren nicht scheuen und unter den Hindernissen unserer Absichten nicht zu früh ermatten. Ein heiterer Geist, ein froher Muth, ein geselliger Sinn sind Begleiter der Gesundheit. Der Gesunde kann seiner Wohlfahrt und dem Glücke der Welt mehr nützen, tausend Ungemächlichkeiten, unter denen der Kränkliche unterliegt, gelassen ertragen, der Dürftigkeit durch Fleiß leicht entgehen, sich eher die Geschicklichkeiten seines Berufes erwerben und sie erhöhen, und wenn er sonst nur die nöthigen Gaben und den guten Willen besitzt, in allen Verhältnissen der Geschäfte und des Lebens eine nützlichere Wirksamkeit üben.

Im Zustande der Krankheit dagegen sind wir nicht bloß nicht nützlich oder hören es auf zu sein, wir werden auch der Gesellschaft und den Unsrigen beschwerlich, wie wir es uns selbst sind: wir werden die Bürde unserer Angehörigen und Freunde. Nicht selten sind wir genöthigt, dann auf ihre Kosten zu leben, und entziehen ihnen das, was wir zu unserem Unterhalte uns selbst verschaffen sollen; wir stören ihre Ruhe durch unsre Unruhe, wir verursachen ihnen Kummer, statt daß wir ihre Freude sein sollten. Tausend Pflichten ist der Kranke, sei er nun Vater, Gatte oder Freund, zu erfüllen nicht mehr im Stande. Wir selbst und auch Andere wünschen vielleicht sogar unsern Tod, weil unser Leben der Welt zur Last geworden ist.

Und wie wäre ein wahrer Freudengenuß ohne Gesundheit denkbar? Der Mangel derselben versetzt die Seele in eine traurige und verdrießliche Stimmung, die uns an den unschuldigsten Vergnügungen wenig oder gar keinen Geschmack finden läßt. Umgang, Freundschaft, Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit hat dann oft keinen Reiz für uns. Was dem Gesunden Vergnügen macht, mißfällt gar häufig dem Kranken: wie ihm vor den nahrhaftesten Speisen ekelt, weil er sie nicht genießen kann, so verschmäht er oft aus gleicher Ursache die unschuldigsten und besten Freuden des Geistes. Der sonst so angenehme Eindruck, den die Werke der schönen Kunst und die Reize der Natur auf den Gesunden machen, ist meistens für den Kränklichen verloren; unzufrieden mit seinem eigenen Zustande, findet er an ihnen wenig Gefallen. Und was sind die leeren Stunden des Kranken, die er nicht auszufüllen weiß, anders als finst're Stunden? Noch trauriger ist sein Zustand, wenn er seine Gesundheit durch eigene Schuld verloren hat. Die heimliche Anklage: Du hast dir deine Freuden mit deiner Gesundheit geraubt! verfolgt ihn dann am Tage, und quält ihn bei Nacht. Dem Gesunden hingegen, insoferne sein Herz ruhig ist, lacht das Leben und die ganze Natur mit doppeltem Reize. Jeder Morgen, der ihn mit frischen Kräften erweckt, zeigt ihm gleichsam eine neue Sonne. Er kann unzählige Freuden genießen, vor denen der eingeschlossene Sieche zittert. Wäre der Gesunde

auch der Aermste und Niedrigste unter den Menschen, so wartet doch überall der Genuß der frischen Luft, der Anblick von Flur und Wald, ein Vergnügen der Freundschaft oder des Gesprächs auf ihn; der Hunger würzt ihm seine einfache Kost, und den mühsamsten Fleiß versüßt ihm am Ende des Tages ein sanfter Schlaf, durch den sich neue Kräfte in seine Nerven ergießen.

Unter den Mitteln, die Gesundheit zu erhalten, steht die aufmerksame Beobachtung dessen, was ihr Nutzen oder Schaden bringt, obenan. Die Körperbeschaffenheit der Menschen ist sehr verschieden: Mancher erträgt leicht eine Beschwerde, genießt ein Nahrungsmittel, ein Getränk ohne Nachtheil, durch die ein Anderer sich eine gefährliche Krankheit zuziehen kann. Darum ist es nöthig, seine eigene Natur kennen zu lernen und seine Lebensweise so einzurichten, wie es der Erfahrung gemäß für unsere Gesundheit am zuträglichsten ist. Prüfe, lehrt Sirach, was deinem Leibe gesund ist, und was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht.

Nächst der Selbstbeobachtung ist die Beobachtung gewisser allgemeiner Gesundheitsvorschriften unerläßlich. Die Luft, die wir athmen, ist eine Quelle der Gesundheit, kann aber auch der Grund so mancher Krankheit sein. Die reine und frische Luft nach Möglichkeit zu genießen, die verdorbene ferne zu halten, soll daher jederzeit unsere Sorge sein. Nicht weniger als der Genuß der frischen Luft ist dem Körper die Bewegung nöthig, und auch diese ist heilsamer im Freien, als in eingeschlossenen Räumen. Doppelte Arznei wird sie, wenn sie in heiterer Stimmung geschieht, sei es durch frohe Geselligkeit, sei es durch die belebenden Eindrücke der uns umgebenden Natur. Beim Genusse der Nahrungsmittel ist Mäßigkeit die wichtigste Vorschrift; man soll sich sättigen, aber nicht überladen, sich nicht durch langdauernde Mahlzeiten ermüden. Einfache Speisen schaden am wenigsten; der Wählerische und Leckerhafte wird immer leichter in Gefahr kommen, seiner Gesundheit Nachtheiliges zu genießen. Noch verderblicher ist der Genuß starker und erhitzender Getränke, und die Trunksucht eines der sichersten Mittel, die Gesundheit zu untergraben. Gleich der Mäßigkeit

ist endlich auch die Reinlichkeit eine von jenen Tugenden, die das körperliche Wohlbefinden ganz besonders befördern, während die Unreinlichkeit nicht selten den Grund zu gefährlichen oder langwierigen Krankheiten legt. Der Reinlichkeit nahe verbunden ist die Ordnungsliebe, und auch diese kann, da sie allen unsern Lebensgewohnheiten eine feste Regel und Beständigkeit gibt, als eine von jenen guten Eigenschaften gerühmt werden, die zur Erhaltung der Gesundheit beitragen.

Doch nicht allein die Berücksichtigung dessen, was unmittelbar dem Körper nützt oder schadet, dient zur Bewahrung und Stärkung seiner Kraft; auch unsere Seele haben wir in eine solche Verfassung zu setzen, die dem leiblichen Wohlbefinden am förderlichsten ist. Eine heitere Stimmung des Gemüthes, die innere Ruhe und Zufriedenheit, die wir empfinden, wenn wir unsre Wünsche mäßigen, unsre Begierden beherrschen, unser Gewissen nicht mit dem Vorwurf einer Schuld belasten, ein solcher Zustand unsres Seelenlebens ist gewiß derjenige, von dem wir am sichersten einen wohlthätigen Einfluß auf den Körper erwarten dürfen. Alle heftigen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, der Zorn, der Haß, die Ehrsucht, der Neid, die Furcht, selbst die übermäßige Freude sind für Viele die Ursache schwerer Krankheiten, bisweilen sogar eines raschen Todes geworden.

So wichtig und nothwendig aber es ist, für die Erhaltung der Gesundheit Sorge zu tragen, so darf dieß doch nicht mit allzu großer Aengstlichkeit geschehen. Eine zu weit getriebene, bis auf Kleinigkeiten sich erstreckende, jede andere Pflicht und Rücksicht hintansetzende Aufmerksamkeit auf das körperliche Befinden bringt Unruhe im Gemüthe hervor, und wirkt schon dadurch nachtheilig auf uns ein. Nicht nur diese beständige Unruhe und Sorge, sondern auch die Verzärtelung und Verweichlichung, zu welcher die übermäßige Achtsamkeit auf die Gesundheit zu führen pflegt, bringt derselben geradezu Schaden. Leute dieser Art vermeiden jede Abhärtung und entziehen sich, um vielleicht einer kleinen Unpäßlichkeit zu entgehen, der frischen, stärkenden Luft; sie wollen weder Hitze, noch Kälte,

weder Hunger, noch Durst ertragen; das geringste Uebelbefinden macht sie verzagt und muthlos, und so schwächen sie sich selbst und zerrütten allmählich ihre Gesundheit, statt sie zu bewahren. Und noch mehr: sie werden zur Erfüllung ihrer Berufspflichten untüchtig. Dem Weichlichen steht die Rücksicht auf sein körperliches Befinden höher als jede andere; er ist ihr kein Opfer zu bringen fähig, und seine physische Schwäche beraubt ihn auch der zum Handeln nöthigen moralischen Kraft.

Möchten wir doch immer klug genug sein, daß wir auf unsere Gesundheit sorgfältig Bedacht nähmen und die Regeln genau beobachteten, die wir aus eigener vieljähriger Erfahrung, nicht selten durch Schaden gewitzigt, für uns gesammelt, oder durch Belehrung unserer Eltern und Warnung eines Freundes gelernt haben! Aber wir machen es mit diesem schätzbarsten Gute, wie mit anderen, und erkennen dann erst seinen großen Werth, wenn wir es eine Zeit lang haben entbehren müssen. Thöricht der Jüngling, der seine Gesundheit untergräbt und damit den Grund zu einem kraftlosen Alter legt! Um wie viel weiser handelt jener, der, so oft er einen kraftvollen Mann oder einen noch rüstigen Greis sieht, ein so beneidenswerthes Glück mit aller Aufmerksamkeit betrachtet und sich einen solchen Anblick zum mächtigen Sporne werden läßt, sich nichts zu erlauben, was auf seinen Körper irgend einen nachtheiligen Einfluß haben würde.

Unter den alten Völkern waren es besonders die Römer, welche auf die Erhaltung der Gesundheit den größten Werth gelegt haben. So sagt Cicero in einer Schrift, die er seinem Sohn widmete, man bewahre die Gesundheit, wenn man seinen Körper kennen lerne, wenn man Acht gebe, welche Dinge demselben zuträglich, welche ihm schädlich seien, wenn man im Essen und Trinken, in Allem, was zur Pflege des Körpers gehört, mäßig sei, wenn man Ausschweifungen vermeide, endlich, wenn man sich des Rathes solcher Männer bediene, welche eine besondere Kenntniß der Gesundheitspflege besitzen.

Wie kann man sich ein heiteres Alter bereiten?

(S. 146.)

Wie wenige unter den Menschen gibt es, die nicht wünschen, ein hohes Alter zu erreichen, und wie wenige, die, wenn sie es erreicht haben, nicht darüber klagen! Allerdings gibt es Vieles, was das Greisenalter unangenehm und beschwerlich macht, aber nichts destoweniger ist dasselbe ein sehr wünschenswerthes Gut und gleichsam die Krone eines rühmlich zugebrachten Lebens. Denn was kann es Angenehmeres geben, als im Alter die Früchte zu genießen, welche uns ein das ganze Leben hindurch treu erfüllter Beruf und die vieljährige Uebung der Tugend gewähren? Oder was möchte wohl höher anzuschlagen sein, als das Bewußtsein eines gut vollbrachten Lebens und die Erinnerung an viele gute Handlungen? Wer freilich in sich selbst keine Mittel zu einem glücklichen Leben findet, für den ist jedes Alter beschwerlich und unerquicklich; wer aber nicht den Besitz äußerer Güter über die innere Zufriedenheit stellt, dem kann nichts als ein Uebel erscheinen, was durch das unvermeidliche Naturgesetz herbeigeführt wird. Nur ein solches Greisenalter also kann wünschenswerth erscheinen, das auf dem Grunde einer löblich verlebten Jugend beruht; denn ein Greis, welchen nicht nur die gewöhnlichen Beschwerden des Alters, sondern auch die Vorwürfe des Gewissens quälen, ist gewiß nicht glücklich zu preisen. Wer ein frohes und glückliches Alter genießen will, muß sein Leben so einrichten, daß es keinen Stachel in ihm zurückläßt. Er trage vor Allem angelegentlich Sorge für seine Gesundheit und vermeide Alles, was die Körperkräfte untergräbt, damit er nicht schon schwach und kränklich in das Greisenalter eintrete. Zugleich bilde er seinen Geist durch Umgang und wissenschaftliche Studien aus; denn es läßt sich kein Vergnügen denken, das so dauernd wäre, als jenes, welches man aus der Beschäftigung mit den Wissenschaften schöpft. Endlich muß uns nichts wichtiger sein, als Tugend und Gottesfurcht; denn wer rechtschaffen gelebt hat, wird einst

als Greis mit ruhigem Herzen auf die frühere Zeit zurückblicken, und die Erinnerung an die Vergangenheit wird die Freuden seines Alters erhöhen und ihm selbst die Beschwerden und Leiden desselben erträglicher machen.

Ueber den Kampf des Menschen mit seinem Temperamente.

(S. 146.)

Von Stilpo aus Megara, der ein scharfsinniger und zu seiner Zeit geachteter Philosoph war, schrieben — wie Cicero mittheilt — seine eigenen Freunde, daß er starken Hang zur Trunksucht und Wollust gehabt habe; doch melden sie das nicht, um Stilpo zu tadeln, vielmehr zu seinem Lobe. Denn er hatte seine fehlerhafte Natur durch die Philosophie so gebändigt und niedergehalten, daß Niemand ihn jemals betrunken, Niemand eine Spur von Sinnlichkeit an ihm wahrnahm.

Aehnliches liest man von Sokrates nach den von Zopyrus gemachten Bemerkungen, der, ein berühmter Physiognom, behauptete, er erkenne die Naturanlage und den Charakter der Menschen aus ihrer Körperconstitution, ihren Augen, ihrer Miene und Stimme. Er sagte nämlich, Sokrates sei schwach- und stumpfsinnig, weil ihm die hohle Kehlenbildung mangle; er fügte auch bei, er sei weibersüchtig, worüber Alcibiades ein lautes Gelächter erhoben habe. Auch die Uebrigen verspotteten den Zopyrus, da sie solche Fehler an Sokrates niemals wahrgenommen. Dieser aber nahm für ihn Partei und erwiderte: „Er hat Recht; denn so wäre ich von Natur, wenn ich nicht durch Philosophie meine Natur überwunden hätte."

Fehler solcher Art können aus natürlichen Ursachen entstehen; die gänzliche Ausrottung derselben, so daß der, welcher zu ihnen geneigt ist, davon abläßt, beruht nicht auf natürlichen Ursachen, sondern auf dem Willen, dem eifrigen Bemühen und der geistigen Bildung.

(Man vergleiche auch den Aufsatz: „Ueber die Temperamente“.)

Die Pietät gegen das Alter.

(S. 146.)

Bei den Spartanern gab es ein Gesetz, gemäß dem die Jünglinge bei der Annäherung eines Greises aufstehen, wenn er sprach, schweigen, und wenn er ihnen auf der Straße begegnete, aus dem Wege gehen mußten. In dieser Ehrfurcht für das Alter ist so viel sittliche Schönheit enthalten, daß selbst diejenigen, welche sie unterlassen haben, sich nicht selten gedrungen fühlen, andern, von denen sie geübt wird, den vollsten Beifall zu zollen. Ein Greis aus Athen suchte bei den olympischen Spielen einen Platz; aber alle Reihen waren besetzt. Nachdem er bei seinen Landsleuten von einem Orte zum andern geschoben und von vielen noch gar ausgelacht worden war, kam er an die Reihen, wo die Spartaner saßen. Diese, ihrer vaterländischen Sitte getreu, standen sogleich auf und ließen ihn zwischen sich Platz nehmen. Da brachen die Athener in ein lautes Beifallsgeschrei aus, und der Greis sagte: Die Athener wissen, was sich schickt, aber die Spartaner führen es aus.

Auch Alexander der Große, König von Macedonien, hat einen rühmenswerthen Beweis seiner Achtung gegen das Alter gegeben. Einst, als ihn auf seiner Siegesbahn Frost und Schnee aufhielt, ließ er ein Feuer anzünden, und saß auf seinem königlichen Sessel, um sich an der Gluth zu erwärmen. Da erblickte er unter seinen Kriegern einen vom Alter niedergebeugten Mann, der vor Kälte zitterte. Sogleich eilte er zu dem Greise hin, nahm ihn bei der Hand und hieß ihn auf seinem eigenen Stuhle sich ans Feuer setzen.

Die kindliche Liebe bei großen Kriegshelden.

(S. 147.)

Dankbare Liebe der Söhne gegen die theuren Eltern macht und nährt Männer, die sich durch ruhmvolle Thaten auszeichnen. Glücklich sind Jene, welche dieser heilige Drang beherrscht. Denn selten kann ihn der bloße Unterricht erwecken. Man mustere die großen Namen der Alten; wie viele zärtliche Söhne wird man unter ihnen aufzählen können! Denn diese Liebe heiligt auch die Anhänglichkeit an das Vaterland, führt den Helden mitten unter die Feinde und ermuntert ihn zum Kampfe für den heimischen Herd. Jener schwer beleidigte Marcius Coriolanus, von den Bitten und Thränen seiner Mutter Veturia bewogen, vergaß seinen Groll und schonte seiner Vaterstadt, welcher er sich mit siegreichen Waffen genähert hatte. Und jener Epaminondas, warum frohlockte er so sehr, als er in der Schlacht bei Leuktra den Uebermuth Sparta's gedemüthigt hatte? Hauptsächlich darum, weil er in seinem Herzen die Freude erwog, die jener Tag seinem Vater und seiner Mutter gewähren würde.

Vom Nutzen der Leiden.

(S. 148.)

Im Glück ist Mäßigung, im Unglück Geistesstärke die vorzüglichste Tugend; in der Moral wird letztere für die wahre Heldentugend erklärt. Glückliches Leben gehört unter die Segnungen, die das alte Testament verheißt, Unglück und Trübsal zu den Seligkeiten des neuen. Diese sind an sich schon herrlicher und beweisen auch deutlicher, wie sehr uns Gott liebe. Und doch auch sogar im alten Testament, wenn man der Harfe Davids zuhören will, finden sich mehr Klage=, als Freuden=

gesänge, und der Griffel des heiligen Geistes hat uns die Trübsale Hiobs weitläufiger geschildert, als die Herrlichkeit Salomons. — Glückliche Tage gehen nicht ohne viele Sorgen und Mühseligkeiten dahin, unglückliche Tage haben auch ihren Trost und ihre Hoffnungen. Bei Stickereiarbeiten gefällt es uns immer besser, wenn die Bilder von helleren Farben sind, der Grund aber dunkler ist, als wenn der Grund etwas lichter, die Bilder hingegen finstrer sind. Man kann also wohl von dem, was den Augen mehr gefällt, auch auf das schließen, was dem Herzen angenehmer sein mag. Die Tugend gleicht gewissermaßen einem wohlriechenden Rauchwerk, das dann am stärksten riecht, wenn es verbrannt oder zerstoßen wird, denn das Glück zeigt uns gewöhnlich die Laster, das Unglück die Tugenden der Menschen.

Kann der Selbstmord als Beweis eines vorzüglichen Muthes gelten?

(S. 150.)

Die alte Moral hat den Selbstmord nicht streng getadelt, nicht entschieden verboten, aber auch nicht erlaubt; sie ist über diesen Punct schwankender, als über jeden andern. Sokrates ist der erste, welcher den so oft wiederholten Grund gegen den Selbstmord gebraucht hat, daß der Mensch den ihm von Gott angewiesenen Posten nicht verlassen dürfe. Dessen ungeachtet haben die philosophischen Schulen, welche von der Sokratischen ausgegangen sind, namentlich die Stoische, den Selbstmord vertheidigt, und haben die Möglichkeit, sein Leben, wenn es unerträglich würde, zu endigen, als einen Trostgrund gegen die Uebel desselben gebraucht.

Die ältesten Religionsbegriffe scheinen, so wie die unsrigen, den Selbstmord verdammt zu haben. Die Hölle der Alten hatte

ihren eigenen Ort, ihre eigenen Strafen für diejenigen, welche sich selbst entleibten. Nach und nach entfernten sich die philosophischen Systeme und die Volksmeinungen, welche sich aus den Geschichtschreibern am besten erkennen lassen, immer weiter von jener religiösen Ansicht, doch in ungleichem Grade. Keiner der berühmtesten Philosophen pries den Selbstmord als eine Tugend; einige erlaubten ihn als ein Rettungsmittel gegen das Elend; Hegesias empfahl ihn, weil das ganze menschliche Leben Elend sei, aber seine Lehre fand von Seiten der Obrigkeit, unter welcher er lebte, Widerstand, und bei seinen Mitbrüdern, den Philosophen, keinen Beifall. Die Geschichtschreiber hingegen, besonders die römischen, rühmen den Selbstmord ohne Einschränkung als eine Heldentugend, und sie merken alle Beispiele desselben sorgfältig an, um ihrer Nation und ihrem Zeitalter dadurch Ehre zu machen.

Woher kommt diese Verschiedenheit der Urtheile? Woher kommt diese bei den Alten herrschende Hochachtung gegen die Selbstmörder, da doch die Gesetze den Selbstmord nicht gut hießen und die Moral ihn wenigstens nicht empfahl? Ohne Zweifel daher, weil die Sache, wenn sie bloß von der Vernunft untersucht oder von der Empfindung geschätzt wird, etwas Schwankendes hat.

Erstlich: es ist ein großer Beweis von Muth und Entschlossenheit, den stärksten Trieb der Natur bei ruhiger Vernunft zu überwinden und das, was alle auf's äußerste fürchten, freiwillig aufzusuchen. Muth aber wurde von den Alten unter allen Tugenden am meisten geschätzt.

Diesen Grund des Lobes zu entkräften, läugnen einige Moralisten die Möglichkeit, daß je ein Mensch ohne heftige Leidenschaft, ohne die größte Verwirrung des Gemüthes sich entleibt habe. Aber wer kann so umständlich erzählte Begebenheiten, wie Cato's Tod, läugnen, ohne in die Geschichte Zweifelsucht und Ungewißheit zu bringen? Wenige Menschen werden jemals gefunden worden sein, die den Entschluß zu sterben mit so viel Ruhe und Besonnenheit haben fassen, mit so viel Beharrlichkeit haben ausführen können. Cato lebte noch nach

empfangener Wunde und er änderte nicht seinen Entschluß. Wenn dieses in den Augen empfindsamer Personen schrecklich scheint, so kann es in den Augen tapferer Männer nicht anders als groß scheinen.

Ferner: weil Freiheitsliebe so oft der Grund des Selbstmordes war, und diejenigen am wenigsten unterjocht werden können, welche ihr Leben nicht achten, so mußte der Selbstmord in republikanischen Staaten weniger verabscheut und unter besonderen Umständen sogar hochgeschätzt werden.

Bei uns hat die gegentheilige Ursache die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Da wir beinahe keine andern Beispiele von einem überlegten Selbstmorde unter uns sehen, als solche von Leuten, welche sich durch ihre eigene Schuld ins Verderben gestürzt, öffentliche oder Privatgelder veruntreut haben und sich vor der Schande oder der Strafe fürchten, so hat die Schändlichkeit des gewöhnlichen Anlasses zu dieser Handlung den Abscheu gegen dieselbe vermehrt.

Drittens: der Selbstmord ist eine Handlung, welche nur die Person selbst, die ihn verübt, nicht andre angeht. Die Moral war anfangs nur beschäftigt, die Pflichten gegen andre festzustellen. Was der Mensch mit sich selbst, mit seinem Leben anfangen wolle, schien ihm frei gelassen, so wie Alles, wodurch Niemandens Rechte verletzt werden.

Endlich: die alte Moral verband weder die Lehre von Gott, noch von der Zukunft so genau mit ihren Vorschriften, als dieß jetzt der Fall ist. Diese Lehren aber sind es gerade, welche den Selbstmord verbieten. Die Alten brauchten jene beiden Lehren mehr zum Trost, als zur Bestimmung der Pflicht. Sie sahen nur darauf, daß die Natur dem Menschen gar viele Ausgänge aus dem Leben gelassen habe, und schlossen daraus, daß es ihm auch erlaubt sein müsse, sich derselben zu bedienen, wenn ihm ein längerer Aufenthalt auf der Erde unerträglich würde.

In dem Gesichtspunkte, in welchem die neuere Moral diese Sachen betrachtet, und der ihr zuerst von der christlichen Religion gegeben worden, ist die gewaltsame Zerstörung unseres Körpers, dessen Bau, dessen Erhaltung nicht von uns abhängt,

eine Empörung gegen die Vorsehung, ein Eingriff in die Rechte des Schöpfers. Bei diesem Gesichtspunkte erscheint der künftige Zustand so genau geknüpft an den gegenwärtigen, daß wir durch ein gewaltsames Zerreißen des Fadens unserer Schicksale dieselben auf immer verschlimmern.

Während man gewöhnlich glaubt, es sei die Sache eines hochherzigen Menschen, sich lieber den Tod zu geben, als ein schweres und bitteres Uebel zu ertragen, bemerkte Aristoteles sehr richtig, daß diese Meinung falsch sei; er behauptete, man müsse diejenigen, die so handelten, nicht nur nicht für hochherzige, sondern für verzagte und für Menschen von einer kleinen und gemeinen Seele halten. Denn sie gestehen, daß sie das Leiden, dem sie entfliehen, nicht ertragen können, und daß sie nicht die Kraft besitzen, den Unfall auszuhalten, wegen dessen sie das Leben verlassen. Dieß beweiset aber mehr eine kraftlose Weichlichkeit des Gemüthes, als eine Größe desselben. Auch Euripides hat diese Ansicht dargelegt. Er läßt anfangs den Herakles der Größe des Schmerzes unterliegen, welchen ihm der in einer Art von Raserei begangene Mord seiner Frau und seiner Kinder verursachte, und ihn deßhalb den Entschluß fassen, aus der Welt zu gehen. Dann aber kömmt er wieder zu sich und ändert seinen Entschluß, aus Besorgniß, man möchte ihm dieß als Verzagtheit anrechnen, wenn er das Leben verließe, gleichsam als sei er nicht stark genug, den Kummer zu ertragen. Auch bei Martial findet sich ein Epigramm ähnlichen Inhaltes, dessen Schluß lautet:

Rebus in adversis facile est contemnere vitam;
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.

(Im Mißgeschicke das Leben gering zu achten, ist leicht;
Jener handelt muthig, der das Unglück standhaft zu ertragen weiß.)

Ueber die christliche Sitte, die Todten zu beerdigen.

(S. 150.)

Heilige Flammen, o kehrt, kehrt wieder zurück, und gereinigt
Werde des Tod's hinfort schnöde verpestende Luft!
Möge zu Staub der Bestattende wieder die Leiche des Freundes
Sanft auflösen, und sanft sink' in die Asche der Schmerz!
Wieder in reinlicher Urne, zunächst der bevölkerten Wohnung
Ruhe der köstliche Rest aller Geliebten um uns!

(Platen.)

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

(Schiller.)

Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird Er sein,
Der Ewige!

Freu' dich deines Todes, o Leib! in den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung wird deine Trümmer verweh'n!
Auch dort, Verwester, Verstäubter, wird Er sein,
Der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken,
Die Tiefen sich bücken,
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staub Unsterbliche schafft!

(Klopstock.)

Ueber die Kürze des Lebens.

(S. 152.)

Der größere Theil der Menschen klagt darüber, daß wir für eine so kurze Lebensdauer geboren werden, daß die uns gegebene Zeit des irdischen Daseins so schnell dahin eile. Allein das Leben würde lang genug sein und zur Vollendung der größten und edelsten Dinge ausreichen, wenn wir nicht selbst dasselbe kürzer machen würden, als wir es empfangen haben. Gleichwie ein geringes Vermögen, wenn es einem guten Haushalter übergeben worden ist, nicht nur für die Bedürfnisse des Lebens ausreicht, sondern durch den Gebrauch sich sogar vermehrt, so ist auch das Leben, wenn man es gut anzuwenden weiß, lang genug. Es kommt nicht darauf an, wie lange wir leben, sondern wie gut wir leben. Was helfen achtzig Jahre in Unthätigkeit zugebracht? Darum wollen wir das Leben eines Jeden nach seinen Werken, nicht nach der Zahl seiner Jahre messen! Wir wollen den loben und unter die Zahl der Glücklichen rechnen, der, wie wenig Zeit ihm auch zu Theil geworden sein mag, dieselbe gut angewendet hat!

Kleobis und Biton.

(S. 153.)

Die Brüder Kleobis und Biton, Argiver von Geburt, besaßen ein hinlängliches Vermögen, und überdieß eine große

Leibesstärke. Beide trugen den Preis in den Wettkämpfen davon. Auch erzählt man Folgendes von ihnen: Da die Argiver ein Fest feierten, mußte ihre Mutter nothwendig nach dem Tempel fahren; aber die Zugthiere kamen nicht zur bestimmten Stunde vom Felde, und da keine Zeit mehr zu verlieren war, spannten sich die Jünglinge selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter fünf und vierzig Stadien weit bis zu dem Tempel. Nach dieser That ward ihnen das schönste Loos zu Theil, denn die Argivischen Männer priesen die Jünglinge wegen ihrer Gesinnung, die Argivischen Frauen ihre Mutter wegen des Besitzes solcher Kinder. Die Mutter aber, voll Freude über die That und den Beifall, trat vor das Bild der Göttin und flehte, sie möchte dem Kleobis und dem Biton, ihren Kindern, von denen sie so hoch geehrt worden, das dem Menschen Ersprießlichste schenken. Nach diesem Gebet, und als das Opfer verrichtet worden war, schliefen die Jünglinge in dem Tempel ein, und erwachten nicht wieder, sondern endigten auf diese Weise ihr Leben, wodurch die Gottheit zeigte, daß dem Menschen besser sei zu sterben als zu leben. Die Argiver ließen Bildsäulen der Jünglinge verfertigen und stellten sie in Delphi auf, als von solchen, die sich als die Trefflichsten bewährt hatten.

Bilder der Auferstehung in der Natur.

(S. 153.)

Betrachten wir das Verwelken der Pflanzen bloß als ein Bild der menschlichen Hinfälligkeit, so muß uns solches mit den traurigsten Empfindungen erfüllen. Wer heißt uns aber bei diesen Ansichten allein stehen bleiben? Der Tod in dem Naturreiche ist weiter nichts, als eine Anstalt zu einer neuen Schöpfung, die Entwicklung zu einem neuen Leben. Die ewig junge, innere, unzerstörbare Kraft zieht sich nur auf eine kurze Zeit in sich selbst zurück, um wieder desto wirksamer zu sein.

Wir sehen ja, wie Pflanzen, welche im Winter sterben, bei der Sonne Rückkunft wieder aufleben und in neuer Schönheit hervorgehen. Trostreiches Bild unserer Verwandlung! Dieß Verwesliche wird in Unverweslichkeit, und dieß Sterbliche in Unsterblichkeit übergehen. Gibt es nun keinen wahren Tod, keine Vernichtung in der sichtbaren Welt, wie sollte es einen Tod, eine Vernichtung in der Geisterwelt geben? Mich wird der Tod weder aus dem Gebiete der Schöpfung, noch aus der Verbindung mit dem Schöpfer verdrängen können. Er wird vielmehr den in meinem Wesen liegenden unzerstörbaren Keim des Lebens erst recht entwickeln. Ich sterbe, damit ich aufhöre, sterblich zu sein.

Man lebt nur einmal.

(S. 155.)

1. Was dieser Spruch nach der gewöhnlichen Auffassung bedeute.
2. Welcher schlechte Sinn ihm oft beigelegt werde.
3. In welch gutem und richtigem, aber freilich nicht herkömmlichem Sinne man ihn dagegen auch verstehen könne.
4. Ob die Aufforderung zum Genusse der Lebensfreuden geradezu verwerflich sei, und warum nicht.

Ein Sprüchwort, welches in sehr verschiedenem Sinne gebraucht und demnach auch nicht immer in demselben Tone gesprochen wird. Der Leichtsinnige bedient sich dieses Ausspruches wie zu einer Rechtfertigung seines gedankenlosen Dahinlebens und seiner Vergnügungssucht. „Man lebt nur einmal", ruft er denen zu, die mit auf gleichen Wegen gehen; „laßt uns die Lust des kurzen Lebens in vollen Zügen genießen!" Dieß ist

sein Wahlspruch, als wenn darin die Aufgabe des Menschen und sein wahres Glück bestände. Er lebt nur für den Augenblick; an die Zukunft denkt er nicht. Er sieht nicht ein, daß der Genuß ein um so geringerer ist, je vergänglicher die Freuden sind, die ihn uns verschaffen. Am Ende muß er sich wohl, wenn er zu besserer Einsicht gelangt, mit dem Gefühl der Reue und des Schmerzes sagen: „Ich habe umsonst gelebt!"

Wie ganz anders wird der Besonnene und der Strebsame den Sinn dieses Spruches erfassen! Er wird sich sagen: „Man lebt nur einmal!" Also suche das Leben zu erhalten, zu verlängern durch Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Thätigkeit. Sollte mir nur ein kurzes Leben beschieden sein, so will ich es wenigstens nicht durch eigene Schuld verderben. Jeder Tag soll von mir so verlebt werden, als wäre er der letzte meines Lebens. Man lebt ja nur einmal, und wie schnell ist das Leben, sei es auch das längste, dahin! Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Meine Aufgabe ist, ein tüchtiger Mensch zu werden, Kenntnisse zu sammeln, den Charakter zu bilden, Gutes zu wirken, damit ich mir einen guten Ruf erwerbe und ein ehrenvolles Andenken sichere. Um dieß zu erreichen, darf ich keinen Tag, keine Stunde ungenützt vorübergehen lassen. Keine Reue wird die verlorne Zeit wiederbringen; was heute geschehen kann, läßt sich morgen vielleicht nur schwer oder gar nicht mehr zur Ausführung bringen. Nach diesen Grundsätzen will ich handeln; wenn ich sie befolge, werde ich vor meinem eigenen Gewissen schon jetzt, und einst auch vor dem Richterstuhle Gottes bestehen können!"

Neben dieser ernsten Seite des Spruches kann aber gleichwohl auch seine heitere, die Aufforderung zum frohen Lebensgenusse, recht wohl bestehen, wenn sie nur nicht in jener leichtfertigen Art, wie wir sie Anfangs darstellten, an uns ergeht. Es gibt Freuden, welche ohne Nachtheil für die guten Sitten, ohne Gefahr für die Ruhe des Herzens genossen werden, schuldlose Freuden, welche die Schönheiten der Natur, und die der Kunst, sowie der Umgang mit Freunden, gesellige Unterhaltungen und dergl. uns gewähren. Auch hier gilt das Wort:

Man lebt nur einmal! Ergreife die Gelegenheit, die jedem Lebensalter zukommenden, ihm eigenthümlichen Freuden zu genießen! Man ist nur einmal jung; es nahen die Jahre, die uns für viele harmlose und erlaubte Genüsse unempfänglich oder unfähig machen; beeile dich darum jede Blume zu pflücken, die an deinem Lebenspfade blüht und ihn verschönt!

Man hört diesen Spruch ziemlich häufig, und besonders als eine Aufforderung, gewissen, eben sich darbietenden Vergnügungen sich hinzugeben. Die Gelegenheit hiezu, will man sagen, geht schnell und unwiederbringlich verloren. Es sind die Genüsse, die man jetzt sich verschaffen kann, irdischer Natur, und wie bald schlägt die Stunde, da man alles Irdische zu verlassen hat, mithin an die Möglichkeit zu solchen Genüssen gar nicht mehr zu denken ist.

Eine solche Aufforderung kann in einem guten und edlen Sinne gemeint sein, wiederum aber kann sie auch aus einer verwerflichen und gemeinen Denkart hervorgehen. Dieß wäre dann der Fall, wenn man damit zu jedweder, auch lasterhafter Ausbeutung der irdischen Freude ermuntern wollte. Ganz nur der Gegenwart zu leben, ganz nur dem augenblicklichen Genusse zu fröhnen, ist gewiß nicht Sache eines edelgesinnten Menschen. Die zur Existenz erforderlichen Mittel vergeuden, heißt schlecht und thöricht zugleich handeln. Die Ruhe des Gemüthes hieran setzen, den Geist schwächen und verwirren, die Gesundheit zerstören, Schulden machen, — wie könnte ein Wohldenkender hiezu rathen, wie ein Mensch, der sich seiner ewigen Bestimmung bewußt ist, hierauf eingehen wollen? So gefaßt erscheint die Aufforderung, die in dem Spruch: „Man lebt nur einmal“ enthalten ist, gewiß als keine gute und lobenswerthe, man wird im Gegentheil ihrer verlockenden Stimme kein Gehör geben dürfen.

Jener falschen und verkehrten Auffassung gegenüber ist es wohl der Mühe werth, dem Spruche einen ganz entgegengesetzten Sinn beizulegen, und den großen Ernst zu überdenken,

der in dem Worte liegt, daß man nur einmal lebe. Denn gewiß ist es: man lebt nur einmal; unser Leben auf dieser Erde ist wirklich nur ein einmaliges, das nicht, gleichsam in einer zweiten verbesserten Auflage, wiederholt, nicht etwa jetzt schlecht angewendet werden kann, dann aber besser und dem Willen Gottes entsprechend. Man lebt nur einmal hier auf Erden, um sich für das Jenseits dadurch vorzubereiten, daß man die Fehler, an denen man leidet, immer mehr abstreift und sich immer mehr im Guten befestigt. Wer dieß unterläßt, der geht unvorbereitet oder wohl gar in völliger geistiger Zerrüttung in die Ewigkeit und deren furchtbaren Ernst durch die dunkle Pforte des Todes ein.

Freilich muß man, so wahr dieß ist, auch eingestehen, daß die so eben dargelegte Auffassung des Spruches: „Man lebt nur einmal" nicht die gewöhnliche ist und daß nur selten von denen, die ihn im Munde führen, an sie gedacht wird. Doch darf man diese Wahrheit nicht außer Acht lassen, wenn man dem genannten Spruche eine bessere Seite abgewinnen will. In diesem Sinne enthält er allerdings die Aufforderung, auch zu einem frohen, doch schuldlosen Lebensgenusse, wie ihn uns ältere sowohl als neuere Dichter ans Herz gelegt haben, so unter den Griechen ein Anakreon, unter den Römern ein Horatius, unter den Deutschen ein Gleim, Uz, Ramler und Andere. Gott selbst will es, daß wir des Lebens uns freuen, daß wir mit Heiterkeit unsern Pflichten obliegen, somit auch die Vergnügungen, welche wir ohne Verletzung unserer Pflichten genießen können, und die uns vielleicht zur Erfüllung derselben noch tüchtiger machen, nicht verschmähen. Trübsinn und ein selbstquälerischer Hang soll von uns ferne bleiben. Die Gelegenheit zu schönen und edlen Lebensgenüssen soll von uns dankbar und freudig benützt werden. Hiezu bedarf es jedoch kaum einer besondern Aufforderung, da die Menschen in der Regel von selbst das Vergnügen suchen, und eher der Warnung bedürfen, das richtige Maß des Lebensgenusses nicht zu überschreiten.

Die Neugierde.

(S. 155.)

Neugier ist eine der ersten geistigen Triebfedern, die sich beim Kinde äußert. Wie die Pflanze aus der Erde hervorschießt und nach dem Lichte drängt und emporstrebend ihre Blätter, ihre Blume entfaltet, so sehnt sich, unbewußt zu welchem Zwecke, das Kind, der Knabe, der Jüngling nach neuen Gegenständen und Erfahrungen. Der Ruhe feind, will er erkennen lernen, versuchen, sich üben. Abwechselung ist seine Lust, Thätigkeit sein Spiel; Neugier und Vielgeschäftigkeit paaren sich in ihm, da jene zu dieser, diese zu jener führt.

Es fällt in die Augen, zu welchem Zwecke die Natur diesen Stachel der Wiß- und Thatbegierde, jenes Unbehagen an der Ruhe, jenen Zwang und Drang zu flüchtigem Umherschauen, zur jugendlichen Vielgeschäftigkeit in unsern Geist und in unsre Brust gelegt hat. Wie die Glieder des Körpers durch Lauf und Spiele, so sollen auch die Kräfte der Seele durch vielfache Uebungen erweckt und entwickelt, sie sollen von allen Seiten aus jedem Keim hervorgelockt werden. Denn eine schlafende Kraft ist eine unnütze, ja sie peinigt und beunruhigt den, der sie zu wecken versäumt; sie nagt wie ein Rost an der trägen Seele. Nur durch vielfältige Uebung wird der Mensch das, was er werden soll.

Daß dieß auf dem leichtesten, fröhlichsten Wege geschehe, dazu pflanzte die Natur den Samen der Wißbegierde in unsern Geist und goß Feuer der Thätigkeit in unsre Adern, Lust an mancherlei Neuem und Unbekanntem, Lust zu Versuchen und Proben.

Zugleich ergibt sich aber auch, daß kaum etwas gefährlicher werden könne, als wenn dieser jugendliche flüchtige Eifer, dieses Austreben nach dem Neuen und Unbekannten, diese Vielgeschäftigkeit nicht gehörig beschränkt und gelenkt, oder wenn sie gar unmäßig genährt wird. Wer zu viel thun will, thut nichts recht, lernt auch nichts recht thun, er bleibt in allen Dingen ein Versuchmacher, ein Pfuscher und Stümper. Neu-

gier und Vielgeschäftigkeit sind kindliche, jugendliche Triebe; wer aber wollte zeitlebens ein Kind bleiben? Und doch bleibt man es, wenn man sich nicht frühe schon an die Einschränkung jener Triebe, an das Joch der Mühe und Geduld, an Regel und Richtschnur gewöhnt hat.

Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße,
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.

(Goethe.)

Ubi bene, ibi patria.

(S. 155.)

Allerdings können wir von der ganzen Welt in einem gewissen Sinne sagen, daß sie unser Vaterland sei. In jedem Welttheile, in jedem Himmelsstriche wacht Gottes Vaterauge über uns; überall können wir uns heimisch fühlen, wo gute Menschen wohnen und wo es uns wohl ergeht, und wie Viele gibt es, die in einem fremden Lande, vielleicht auf einer entlegenen Insel der andern Hemisphäre eine neue Heimath gefunden haben, welche sie mit der alten nicht mehr vertauschen möchten! So wahr dieß ist, so kann damit doch nicht die Ansicht gerechtfertigt werden, es solle uns das Vaterland gleichgiltig sein, sobald uns anderwärts größere äußere Vortheile winken, sobald wir dort ein gemächlicheres Leben, geringere Lasten und Beschwerden, mannigfaltigere Genüsse, oder höhere Ehrenstellen und Auszeichnungen zu erwarten haben. Eine solche Denkungsart ist niedrig und undankbar; niedrig, weil sie sich nur von Motiven der Selbstsucht, des Eigennutzes oder

der Ehrbegierde leiten läßt, undankbar, weil sie vergißt, wie viel wir dem Vaterlande schulden. Wohl pflegt Mancher mit seinen allgemein menschlichen Gefühlen zu prunken, und die Liebe zum Vaterlande herabzusetzen, um seinen Egoismus zu beschönigen; er spricht: „Mein Vaterland ist die Welt; der Winkel, wo ich geboren bin, hat kein Recht auf meine Vorliebe, denn er kann sich nicht höher stellen, als so viele andre Länder, in denen man eben so gut oder besser lebt. Die Liebe zum Vaterland ist ja nichts, als eine Art Eigenliebe, die sich vieler Menschen bemächtigt hat, und vermöge deren sie das Recht zu haben glauben, die übrige Menschheit zu hassen.“ So hat Mancher gesprochen und hat sich weise gedünkt, wenn er das herabsetzte und für Thorheit oder Täuschung erklärte, was den Menschen erhebt und zu Tugenden anspornt. Denn wenn uns auch die Religion gebietet, daß wir alle Menschen ohne Unterschied des Landes und Standes als unsere Brüder anerkennen und lieben sollen, so werden hiemit doch nicht alle besondern geselligen Verhältnisse aufgehoben, und die Religion, wenn sie allgemeine Nächstenliebe gebietet, will doch damit keineswegs die Liebe von Eltern und Kindern, von Freunden und Verwandten, und ebenso auch nicht die Liebe zum Vaterlande beeinträchtigen oder gar verbannen. Denn auch das ist eine Thatsache, daß sich die Menschheit in Völker abtheilt, und geheiligt ist diese Thatsache von Gott selber dadurch, daß er sich im alten Bunde ein besonderes Volk gründete, bei dem er seine Verheißungen niederlegte. Jedes Volk ist eine Verbindung von Menschen, welche durch Gesetze und Sitten, gleiche Sprache, Abstammung, Ruhm, Drangsale, Hoffnung, und wenn nicht durch alle diese Elemente, doch durch einen großen Theil derselben aufs engste unter sich vereinigt sind. Diese Gemeinschaft und Gleichheit der Interessen unter den Gliedern eines Volkes einen gemeinsamen Egoismus zu nennen, wäre gerade so verkehrt, als wenn man die Liebe zwischen Eltern und Kindern eine Verschwörung gegen die übrige Menschheit nennen wollte. Die Vaterlandsliebe ist stets eine edle Empfindung, sie mag sich auf ein großes oder ein kleines

Land beziehen. Es gibt kein Volk, das nicht seine eigenthümlichen großen Erinnerungen, das nicht Fürsten hätte, welche ihm ein verhältnißmäßiges, mehr oder minder bedeutendes Ansehen geben, gute Einrichtungen, wichtige Städte, diesen oder jenen hervorstechenden Charaktervorzug; Männer, welche durch ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Leistungen in Wissenschaft oder Kunst berühmt geworden. Es hat also seine guten Gründe, für die Provinz, die Stadt, das Dorf, worin man geboren ist, eine gewisse Vorliebe zu hegen. Aber man hüte sich, daß man die Vaterlandsliebe, sowohl in ihren größeren, als engeren Kreisen, nicht mit dem eitlen Stolze, in diesem oder jenem Lande geboren zu sein, verwechsle, und aus ihr nicht einen Haß gegen andere Völker und Nationen hervorgehen lasse. Eine solche rohe, zur Abneigung und Feindschaft gegen andere Nationen anspornende Vaterlandsliebe ist, statt eine Tugend zu sein, ein Fehler und das Zeichen einer kleinen Seele. Denn wenn auch die Liebe zur Heimath lobenswerth ist, so darf sie doch nie die Liebe zur Menschheit verdrängen und jenes Band auflösen, welches alle Völker zu einem Volke in Gott verbindet.

Das Recht des Menschen über die Thiere.

(S. 155.)

I. Worauf es sich gründe:

1) Gott hat den Menschen zum Herrn über die Erde, mithin auch über die Thiere bestimmt.
2) Zwar hat der Mensch durch den Sündenfall seine unbedingte Herrschaft über die Natur, und so auch über die Thiere verloren; aber noch sichert ihm die Vernunft, den Thieren gegenüber, in den meisten Fällen eine überlegene Stellung.

II. Wie weit es sich erstrecke:

1) Der Mensch darf sich der Thiere bedienen zum Zwecke

a) der Nahrung,
b) der Kleidung,
c) der Arbeit,
d) des Vergnügens.

2) Er darf sie aber nicht auf eine qualvolle Art tödten, nicht mißhandeln, übermäßig anstrengen, der nöthigen Pflege berauben u. s. f.

3) Wie die Grausamkeit gegen Thiere, so läßt sich auch eine zu weit getriebene Vorliebe für sie, besonders wenn die Liebe zu den Menschen darunter leidet, auf keine Weise entschuldigen.

Der Mensch und Christ steht in der äußern Natur da als der Repräsentant Gottes, herrschend über sie im Geiste dessen, der ihn zum Regenten gesetzt. Und die Natur hinwiederum steht dienend um ihn, gehorsam nach dem Willen dessen, der sie ihm unterworfen. Die Thierwelt insbesondere steht vor dem Menschen als dem Repräsentanten und Kinde Gottes mit Furcht und Gehorsam; ja, derjenige Theil der Thierwelt, welcher in des Menschen unmittelbare Umgebung berufen ist, steht vor ihm selbst mit einer Art von Vertrauen, Zuneigung und Dankbarkeit.

Schon mit der bloß organischen Schöpfung sympathisirt der Mensch. Die Lilien des Feldes, die Bäume der Flur, die Kräuter ohne Zahl, so schön gekleidet, so üppig und so fruchtreich, sprechen ihn wohlthuend an; es begegnet ihm in ihnen die Freundlichkeit Gottes. Noch mehr hat er Gefühl für die empfindenden Geschöpfe. Er freut sich ihrer Freude, er bereitet ihnen gerne Lust, er erspart ihnen, wo und so weit es angeht, Druck und Schmerz, und nicht ohne theilnahmvolle Wehmuth sieht er die Last, unter welcher sie seit dem Sündenfalle seufzen. Gott hat in die thierische Schöpfung die Empfänglichkeit für Lust und Schmerz gelegt, und sieht gnädig auf das Leben der Thiere. So darf denn das Kind Gottes nicht hinter dem

Willen und Herzen des Vaters zurückbleiben, und vielleicht gar in roher Willkür sich Mißhandlungen und Tödtung erlauben. Vornehmlich ist es jener Theil der thierischen Schöpfung, welcher dem Menschen seine Kräfte widmen muß, welcher ihm Nahrung, Kleidung u. s. w. darbietet, gegen den der Stellvertreter Gottes seine Güte zeigen soll. Gerade weil ihm die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels und die Fische des Wassers zum Gebrauche in die Hand gegeben sind, und er über sie gesetzt ist wie ein Gott, trägt seine Herrschaft auch den Charakter einer göttlichen, d. i. gütigen. Und gerade weil er sie recht- und schutzlos in seine Hand empfangen, so sieht er sie schlechthin an seine Großmuth angewiesen, und hütet sich, das Vertrauen des Schöpfers zu täuschen. Er nährt, pflegt und schont sie also; er hat, wo er sie zu seinem Dienste abrichtet, oder gebraucht, Geduld mit ihnen und wo er sie (sei es um Schaden abzuwehren oder Nutzen zu ziehen) tödtet, geschieht es auf eine seiner Humanität entsprechende Art. (Vergleiche besonders die menschlich-milden Gesetze Mosis in Betreff der Thiere, vornehmlich der Hausthiere.)

Indessen, so gewiß das Gotteskind die äußere Natur mit Werthschätzung ansieht und mit Güte behandelt, so kann doch weder diese, noch jene mit der dem Menschen gebührenden Achtung und Liebe auf eine Linie gestellt werden, oder solcher sogar zu nahe treten. Vielmehr gerade der äußern Natur, namentlich der thierischen Schöpfung gegenüber fühlt der Mensch des Menschen Würde. Es ist daher ein Unrecht, auf den Ankauf und den Unterhalt der Thiere zu verwenden, was man höheren Zwecken schuldig ist. Es ist namentlich Lieblosigkeit, für Thiere Aufwand zu machen, während man Arme darben läßt. Es ist Verirrung, einem Thiere seine Liebe wie einem Menschen zu schenken: es ist Schmach, Menschen in der Art zum Dienste der Thiere zu erniedrigen, als ob letztern eine höhere Stellung zukäme.

Nicht bloß auf die Pflanzenwelt, auch auf die Thierwelt ist der Mensch bezüglich seiner Nahrung angewiesen; sein Körper ist dazu besonders eingerichtet, und er beobachtet daher nur ein vom Schöpfer gegebenes Gesetz der Natur, wenn er Thiere tödtet und verzehrt. Eine sehr große Menge von Thieren ist für ihn genießbar; es steht ihm frei, unter ihnen zu wählen, und zu seiner Gesundheit, ja zu seinem Wohlgeschmack mit ihnen abzuwechseln. Als der Stärkere weiß er ihrer habhaft zu werden und verwendet sie dann zu seiner Speise, wie auch ihrerseits den Thieren großentheils wieder andere Thiere als Speise dienen. Er wäre aber ein Schwelger, wenn er die Thiere, welche ihm lebend weit edlere Freuden, als es die Gaumenfreuden sind, bereiten, wie z. B. die Nachtigall und andere vorzügliche Singvögel, als Leckerbissen auf seine Tafel brächte, und ein Unmensch wäre er, wenn er zur Heckezeit Thiereltern ihren Jungen entrisse, indem diese dann auf die jämmerlichste Art umkommen müßten.

Der Mensch bekam von der Natur kein Kleid wie die Thiere; er muß es sich selbst bereiten, und wo die Pflanzenwelt hiefür nicht zureicht, muß ihm die Thierwelt dazu verhelfen, und es ist ihm erlaubt, auch um seiner Bekleidung willen Thiere zu tödten.

Außer Nahrung und Kleidung hat der Mensch nicht nur noch mehrere Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, sondern er darf auch noch mehr als ihre bloß nothdürftige Befriedigung fordern. Der Verschönerungstrieb ist ihm eben so eigen als der Trieb des körperlichen Wohlbefindens, und auch dazu, zu einer bequemeren und angenehmeren Lebensart darf er Thiere verwenden, sie tödten, um von ihren Federn, Zähnen, Fellen, Knochen u. s. f., vielleicht auch von einem Arzneistoffe, den dieß oder jenes Thier darbietet, Gebrauch zu machen.

Gleicherweise darf er auch ihre Kräfte zu seinem Nutzen verwenden. Wie sehr würde er in seiner Wirksamkeit zurückbleiben, wenn er nicht auch starke Thiere, die sich von ihm zähmen und abrichten lassen, zu Hilfe nähme? Und sind diese Thiere nicht schon von der Natur wie zur Arbeit und zur

Unterstützung des Menschen geschaffen? Wird nicht das Loos derselben, im Falle sie zur Arbeit angehalten werden, sogar im Vergleiche mit ihrem freien Zustande meistentheils durch gute Pflege und Nahrung verbessert?

Außer den Kräften, welche die Thiere zur Arbeit haben, kann der Mensch auch noch andere ihrer Kräfte zu seinem Vortheile gebrauchen; er wird sie z. B. zur Vertilgung anderer schädlicher oder lästiger Thiere, deren natürliche Feinde sie sind, ebenso auch als Wächter seines Hauses verwenden.

Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß dem Menschen das Recht zusteht, auch solche Thiere, die ihm irgend ein Vergnügen bereiten, der Freiheit zu berauben, und sie zu zwingen, seine Haus- und Zimmergenossen zu sein, wie z. B. Sing- und andere Vögel, die durch ihren Gesang sein Ohr, oder durch ihr buntes Gefieder sein Auge erfreuen.

Was steht nun aber dem Menschen wohl über solche Thiere frei, die ihm, statt auf irgend eine Art zu nützen, vielmehr offenbar schaden? Unstreitig hat er das Recht, sie als Feinde zu behandeln, sie zu tödten und zu vertilgen. Dahin gehören vor Allem die Thiere, die ihm selbst nachstellen, die sein eigenes Leben gefährden; dann sind auch jene hieher zu rechnen, welche dem Leben der Nutzthiere nachstellen, und auch auf ihre Ausrottung geht er mit vollem Fuge aus, wie auch auf die Vertilgung solcher, die unter der Pflanzenwelt Verwüstungen anrichten, oder die dem menschlichen Körper Schmerzen verursachen und überhaupt lästig sind, wie dieß bei so vielen Arten von Insecten der Fall ist.

Doch sind alle diese Befugnisse des Menschen keineswegs unbeschränkt, es sind ihm vielmehr in dieser Beziehung durch Religion, Vernunft und Moral bestimmte Gränzen gezogen. Es ist Barbarei, Thiere zu tödten, wenn ihre Vernichtung uns keinen Nutzen schafft. Jedem, auch dem geringsten fühlenden und belebten Wesen, dessen Vertilgung zwecklos wäre, gönne man die Freude des Daseins. Auch in den Fällen, wo der Mensch sein Tödtungsrecht mit gutem Grunde ausübt, sollte er es nicht anders, als auf die für das Thier schmerzloseste, also

auf die kürzeste Art ausüben. Nicht bloß solche Thiere, die zur Nahrung dienen, auch jene, die das Wohlbehagen und Vergnügen durch ihr dem Menschen lästiges Dasein stören, ja selbst wirkliche Raubthiere sollen nicht zu Tode gequält werden. Wehrlose Geschöpfe zu martern, ist ein Beweis roher Gefühllosigkeit; an Thieren, die nur dem blinden Instincte folgen, sich grausam zu rächen, vermag nur ein blinder, thörichter Zorn. Nicht weniger unerlaubt ist es, Thiere, die man genießen will, auf eine langsame, schmerzliche Art ums Leben zu bringen, bloß um den Gaumen zu kitzeln. Ebenso darf sich der Mensch durch allmähliche Tödtung und verlängerte Todesqual irgend eines Thieres nicht ergetzen wollen. Es ist und bleibt etwas Unmenschliches, ein Thier, das man gleich tödten könnte, erst lange zu verfolgen, zu reizen und zu hetzen, um darin ein Vergnügen zu finden. Sogar zum Zwecke der Wissenschaft mit noch lebenden Thieren schmerzerregende Versuche anzustellen, widerstrebt dem edleren, feineren Gefühl.

Auch jeder sonstigen Quälung des Thieres soll sich der Mensch enthalten. Dieß Recht nehmen besonders Nutz- und Hausthiere in Anspruch, gegen die er sich vielmehr dankbar zu bezeigen alle Ursache hat. Daß er sie nicht allzu sehr anstrenge, ist das Erste, was er ihnen schuldig ist. Die Mißhandlung eines armen Zug- oder Lastthieres, dem zu viel zugemuthet oder denen die nöthige Nahrung und Pflege versagt wird, empört jedes menschliche Gefühl.

Auch solche Thiere, die man sich nur zum Vergnügen hält, dürfen nicht vernachlässigt werden. Es verpflichtet uns hiezu der Gedanke, daß jedem Thiere, welches der Freiheit beraubt, und also der Natur, in der es zu leben gewohnt ist, entzogen wird, eben hiefür billiger Ersatz zu leisten sei.

Wenn es endlich dem Menschen zusteht, Thiere zu gewissen Fertigkeiten oder Künsten abzurichten, auch gegen Hausthiere Zucht und Strafe zu üben, so hat er doch kein Recht, sie dabei zu quälen, etwas erzwingen zu wollen, was wider ihre Natur ist, oder sie über Maß und Gebühr zu züchtigen. Empfindelei gegen Thiere ist freilich nicht zu billigen, aber sie kömmt doch

seltener vor, als übermäßige Strenge und läßt sich eher entschuldigen, als die eigentliche Thierquälerei. Wer die Liebe zu Thieren übertreibt, macht sich meistens nur lächerlich; wer aber alle Empfindung gegen sie verläugnet, ist ein verabscheuungswürdiger Barbar. Schon Mancher, der in seiner Jugend Freude daran zeigte, ein Thier zu quälen, hat späterhin als Mörder sein Leben auf dem Schaffote geendet.

Bescheidenheit — eine Zierde der Jugend.

(S. 155.)

Eingang. Die Bescheidenheit, eine Tugend, welche dem Jünglinge so wohl ansteht, fehlt besonders in der jetzigen Zeit so häufig.

1. Worauf sie beruhe:
   a) auf dem Gefühle unseres weiten Abstandes von der zu erreichenden Vollkommenheit;
   b) auf der Erkenntniß, daß wir nur Weniges dem eigenen Verdienste, das Meiste vielmehr Andern zu verdanken haben;
   c) auf der richtigen Werthschätzung so vieler Anderer, die höher stehen als wir.

2. Wie sie sich äußere:
   a) in der Erweisung gebührender Hochachtung gegen alle, die uns an Erfahrung, Verdiensten und äußerer Lebensstellung überragen;
   b) in der Zurückhaltung des Urtheils über Personen und Sachen, welche richtig zu beurtheilen wir noch nicht befähigt sind;
   c) in der Vermeidung aller Zeichen von Dreistigkeit und Anmaßung im Umgange mit Andern.

3. Welche Früchte sie trage:
   a) größere Nachsicht mit unsern Fehlern von Seite Anderer;
   b) höhere Achtung bei allen Wohldenkenden;
   c) einen rascheren Fortschritt auf der Bahn der geistigen und sittlichen Fortbildung.

Schluß. Bescheidenheit ist zu allen Zeiten der Jugend anempfohlen und als ihre Zierde gepriesen worden. In den Sprüchen Sirachs heißt es (32, 9 ff.): „Jüngling — schweig' und höre, so wirst du durch deine Bescheidenheit dir Gunst erwerben."

Je verächtlicher der anmaßende Mensch in den Augen des Weisen erscheinen muß, desto mehr Werth hat bei ihm der bescheidene. Er hat Verdienste, aber er thut mit denselben nicht groß; er erkennt die Verdienste auch an Andern, und daß sie vielleicht größere haben, als er. Diese ehrt er, ohne sich wegen der eigenen zu erheben, in welche er wohl gar ein gewisses Mißtrauen setzt, weil er sich bewußt ist, daß ihm noch Vieles mangle, um das zu sein, was zu werden er sich bestrebt. Eine solche Bescheidenheit hatte Pindaretes, der zu Sparta's klügsten und rechtschaffensten Männern gehörte, dessen ungeachtet aber nicht unter jenen Dreihunderten sich befand, die zur Regierungsverwaltung seines Vaterlandes erwählt wurden. Weit entfernt, darüber unwillig zu werden, rief er vielmehr freudig aus: „Wie glücklich ist mein Vaterland! Dreihundert Männer hat es, die alle an Erfahrung und Klugheit über mir sind!"

Die Bescheidenheit ziemt besonders der Jugend, weil es ihr noch an Erfahrung, an gediegenen Kenntnissen, an gereifter Bildung und an Verdiensten mangelt. Wenn sie Jünglingen jeden Standes zur Zierde gereicht, ist sie aber doch ganz vorzüglich schätzbar bei solchen, welche durch Vorzüge der Geburt oder der Talente vor andern ihres Alters sich auszeichnen. Sallust gibt dem jungen Jugurth'a das schöne Zeugniß, daß er Allen seines Alters lieb gewesen sei, ob er schon Alle in

allerlei Fertigkeit hinter sich ließ, und daß er am wenigsten von sich selbst gesprochen habe. So bescheiden muß auch Attikus in seiner Jugend gewesen sein; sonst würde er nicht die Liebe und Gunst seiner Mitschüler, unter denen sehr treffliche waren, sich erworben, sondern vielmehr ihren Neid und Haß sich zugezogen haben.

Eine Zierde der Jugend ist die Bescheidenheit, die das Maß ihrer Kräfte, ihrer Leistungen und die Größe ihrer Pflichten kennt und nicht mehr von sich hält, als sie ist, die eher zu gering, als zu stolz und anmaßend von sich denkt, sich nicht zur Schau stellt, sondern gerne die Oeffentlichkeit meidet. Sie ist jene Nüchternheit des Sinnes (*σωφροσύνη*), die auch in ihren Wünschen und Forderungen in Bezug auf Andere Maß hält, und, statt zurückschauend sich zu brüsten, lieber vorwärts zu der Höhe blickt, die noch erklommen werden soll.

Gefahren des Reichthums.

(S. 156.)

1. Warum sittliche Gefahren dem Reichen besonders nahe liegen.

   (Der Reichthum verleiht Macht und Ansehen, und bietet die Mittel dar, auch böse Gelüste mit Leichtigkeit zu befriedigen.)

2. Welche Gefahren dem Reichen selbst drohen.
   a) Ueberschätzung des Besitzes und demzufolge Habsucht und Geiz, auch Stolz und übermäßiges Vertrauen auf den Besitz;
   b) Mißbrauch des Reichthums zur Befriedigung sündlicher Neigungen; auch Uebermuth und Verschwendung.

3. In welche sittliche Fehler der Reiche andern gegenüber nur zu leicht verfalle.

(Verabsäumung wichtiger Pflichten gegen die eigene Familie und gegen Nothleidende.)

Da der Besitz der irdischen Güter Macht und Ansehen verleiht, und die Mittel bietet zu Allem, wornach das Herz gelüsten mag, so liegt die Gefahr nahe, daß der Reiche sich an sein Besitzthum selbst verliere, sich desselben überhebe, darauf sein Vertrauen setze. Wie nahe liegt es, daß der Vermögliche, da er die Mittel aller Sünden in Händen hat, Gott und Menschen vergessend, thue, was ihn gelüstet, sie zur Befriedigung seines Uebermuthes, seiner Herrschsucht, seines Hasses, seiner Wollust, seiner Hoffart rc. verwende? Und wenn er auch vielleicht keine Ausgaben im Dienste der offenen Sünde macht, wird er wohl geneigt sein, solche zu vermeiden, deren Zweck, wenngleich an sich nicht unstatthaft, doch mit Rücksicht auf andere näher liegende und wichtigere ein entfernterer und untergeordneter ist? Wer wenig besitzt, muß um so mehr das Wenige zu Rathe halten; wer viel besitzt, sollte sich um so sorgfältiger zu Gemüthe führen, daß er von Vielem Rechenschaft abzulegen habe, und daß dem Reichen zwecklose und leichtsinnige Ausgaben (besonders für Liebhabereien) überaus nahe liegen. Was zur Befriedigung bloß der Ueppigkeit in Speise oder Getränk, oder Kleidung, oder Wohnung rc. ausgegeben wird, hat weder einen vernünftigen, noch christlichen Zweck. Was ohne Bedürfniß, was zum Ueberflusse verbraucht wird, mag (wenn das Leben verschönernd und erfreuend) an sich nicht unstatthaft sein; aber ob es nicht höheren Rücksichten, dringenderen Bedürfnissen, schöneren Zwecken entzogen werde? Vielen könnte vielleicht mit dem geholfen werden, was oft eine einzige, üppig hingebrachte Nacht verzehrt. Vieles sollte auf die Erziehung der Kinder verwendet werden, was vielleicht unnöthig für Hausgeräthe, Pferde oder dergl. ausgegeben wird. Vieles frißt in ihrem Ueber- und Wankelmuth die unersättliche Mode, was

für gegenwärtige oder künftige wirkliche Bedürfnisse hätte verwendet werden sollen. Dem Uebermuth, Stolz, der Hartherzigkeit, leichtsinniger Verschwendung, unersättlicher Habsucht, wie gerne gibt sich diesen Leidenschaften der Reiche hin, uneingedenk der Worte des Apostels: „Die Reichen sollen nicht übermüthig sein, nicht ihr Vertrauen auf den ungewissen Reichthum setzen, sondern auf den lebendigen Gott, der uns Alles reichlich zum Genusse schenkt; sie sollen Gutes thun, reich sein an guten Werken, freigebig, mittheilend; und sich Schätze sammeln als gute Grundlage für die Zukunft, damit sie das wahre Leben ergreifen." Timoth. VI., 17 ff.

Uebermäßige Schätze sind der Glückseligkeit nicht weniger hinderlich, als der Mangel; denn wie es schwierig ist, ein großes Schiff zu lenken, so ist es schwer, ein großes Vermögen gut zu verwalten. Die Armuth wird oft ein Antrieb zu manchen Tugenden, wie zur Mäßigkeit, zum Fleiß, zur Bescheidenheit, während der Reichthum die Menschen oft unmäßig, schlaff und unbescheiden macht. Auch den kriegerischen Muth zu befördern, scheint der Reichthum weniger geeignet, als die Armuth. Die Armen nämlich ertragen alles leichter, werden mit geringerer Mühe dahin gebracht, sich Gefahren zu unterziehen und scheuen sich nicht vor dem Tode, während die Reichen, an Weichlichkeit gewöhnt, sich gerne den Beschwerden entziehen und keine Lust haben, ihr Leben zu opfern. Dieß zeigt sich auch bei ganzen Völkern. Die Perser und andere Asiaten, die an Schätzen Ueberfluß hatten, waren weichlich und unkriegerisch; die Lacedämonier dagegen, die ärmsten aller Griechen, zeichneten sich durch ihre Tapferkeit aus. Auch die Römer waren, so lange sie arm blieben, mäßig und tapfer; als sie jedoch unermeßlichen Reichthum aufgehäuft hatten, verfielen sie in Ueppigkeit und unkriegerische Weichlichkeit.

Gefahren der Armuth.

(S. 156.)

Die Armuth setzt uns großen, sittlichen Gefahren aus, denn

1. der Arme wird von der Sorge für den Lebensunterhalt in Anspruch genommen, und wird hiedurch in seiner geistigen Ausbildung gehindert;
2. die Noth kann ihn leicht zu unsittlichen Handlungen verleiten;
3. wer nur sein nothdürftiges Auskommen hat, dem wird es schwer fallen, unter dem beständigen Drucke seiner Sorgen gelassen, heiter und gottergeben zu bleiben.
4. Uebrigens kann uns auch die Armuth nicht von der Pflicht befreien, gut zu handeln.

Wie der Reichthum, so hat auch die Armuth ihre Gefahren. Es ist unmöglich, daß derjenige, dem es sogar an dem nöthigen Lebensunterhalte mangelt, für seine sittliche und geistige Ausbildung soviel thue, als der Wohlhabende. Leben will er, leben muß er; die Sorge hiefür läßt bei ihm alle andern Sorgen in den Hintergrund zurücktreten. Wenn ihn diese Sorge unaufhörlich nicht bloß beschäftigt, sondern quält, wie mag er überhaupt sogar an etwas Anderes denken? Niedergedrückt von Nahrungskummer hat er gar nicht die Kraft, an das Höhere zu denken. Es muß ihm doch gewiß sehr schwer fallen, seine sittliche Natur zu warten und zu pflegen, wenn seine physische Existenz, die seinem Geistesleben zum Organe dient, in steter Gefahr des Unterganges schwebt. Und wie schlimm es ihm ergehe, er ist noch nicht in der schlimmsten Lage, wenn ihn nicht gar die Noth verleitet, geradezu unsittlich zu handeln, um nur dem Hungertode zu entgehen! Hat er auch, was zu seinem nothdürftigen Auskommen gerade noch zureichen mag, so gehört viel dazu, wenn er dabei

heiter, gelassen, muthig, glaubensstark und gottergeben sein sollte. Er fühlt es, wenn er nicht schon ganz abgestumpft ist, zu tief, daß er mit dem Züchtling gleiches Schicksal habe, und daß es vielen Hausthieren besser gehe, als ihm. Muß es ihn nicht dünken, man behandle ihn wie einen Verbrecher, man gestehe ihm nicht einmal den Vorzug eines sittlichen und vernunftbegabten Wesens zu? Muß ihn nicht sein peinlicher Zustand oftmals der Verzweiflung nahe bringen, sein Gemüth verdüstern und ihm die Stimmung zu edleren, besseren Empfindungen rauben? Woher kommt wohl der Mangel an moralischer Kraft bei so vielen Armen? Ohne Zweifel daher, daß sie alles Gute aus sich selbst schöpfen sollen, und sich ihnen von außenher keine Hilfe darbietet, um feiner zu empfinden, edler zu denken, würdiger zu handeln. Wenn es gleichwohl Pflicht ist, auch bei der höchsten Armuth gut zu sein und zu bleiben, so ist doch die Armuth keineswegs der Zustand, in welchem man am besten und sichersten ein guter Mensch sein und bleiben kann.

Warum ist es gut, die Zukunft nicht zu wissen?

(S. 156.)

Eingang. Viele Menschen hegen den Wunsch, ihr Schicksal vorherzuwissen. Dieses Vorherwissen, wenn es wirklich Statt fände, könnte entweder unvollständig oder vollständig sein. Ersteres würde keine volle Befriedigung gewähren, letzteres aber unzählige Uebel herbeiführen, und zwar

1. für den Einzelnen:
   a) wir würden unaufhörlich von der Furcht des bevorstehenden Unglücks gequält werden;
   b) durch die Hoffnung des gewissen Glückes würde aber jene Furcht nicht aufgewogen; sie würde vielmehr ihren Reiz verlieren und überdieß unsere Thätigkeit lähmen.

2. Für das Ganze.

Die Begebenheiten selbst würden sich ganz anders gestalten:

a) edle Bestrebungen würden unterlassen, das allgemeine Beste nicht mehr gefördert werden;

b) Religion und Sittlichkeit würden in Verfall gerathen.

Schluß. Darum. Dank der Vorsehung, deren Weisheit uns die Kenntniß der Zukunft versagt hat.

Nichts scheint leichter zu sein, als sich zu überzeugen, daß es nicht gut sein würde, wenn wir unser Schicksal in der Welt voraus wüßten; und dennoch bleibt der Wunsch, sein Schicksal zu kennen, den meisten Menschen ein angenehmer Wunsch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels sei, sein Glück und Unglück nicht voraus zu sehen, wünschen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft sich unseren Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schicksal sich ihnen auf einmal darstellen möchte.

Unter dem Schicksale eines Jeden verstehen wir die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wären diese wirklich vorauszusehen, so könnten wir sie entweder theilweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange erschauen. Die erstere Art würde uns wenig nützen und unsere Neugierde mehr erwecken, als stillen; die vollständige Kenntniß unserer Schicksale aber, d. h. der ganzen Reihe der Begebenheiten, aus denen unser Leben zusammengesetzt ist, der unglücklichen sowohl als der glücklichen, würde schreckliche Uebel nach sich ziehen.

Die Ursachen der Begebenheiten unseres Lebens liegen entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns selbst, oder auch in anderen Menschen, und sein Schicksal mit seinen Ursachen vorhersehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andere Menschen zu unserem Vergnügen oder

zu unserem Verderben beitragen werden. Hat es nicht den Anschein, als ob eine solche menschliche Allwissenheit, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, etwas Vortreffliches sei? Wären wir nicht auf diese Art von der Furcht befreit, die unser Herz so sehr beängstigt, würde nicht unsere Hoffnung stärker und süßer, weil wir ihr Ziel wüßten? Würde sich nicht Jeder, wenn er wüßte, wozu er Zeitlebens bestimmt sei, sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensweise besser anschicken? Wenn diese Vortheile wirklich sich ergäben, so würde freilich nichts gerechter sein, als das Verlangen, seine Zukunft vorherzusehen. Wir wollen aber prüfen, ob es sich also verhalte.

Ist es wahr, daß unsere Furcht schwindet, sobald wir wissen, was uns im Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werden wir doch nicht zu erwarten haben, und das Böse wird uns bis zu seinem Eintritt eine beständige Furcht erwecken. Jetzt fürchten wir nur mögliche oder unwahrscheinliche Zufälle; und von dieser Furcht wären wir dann allerdings befreit, an die Stelle derselben würde aber nunmehr die Furcht vor sicher uns bevorstehenden Uebeln treten. Ist dieß ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewiß bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Hiezu kömmt noch, daß ich mein Unglück mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weiß. Also werde ich entweder wissen, daß es mir aus verborgenen Ursachen von der Vorsehung geschickt wird, oder daß es in Folge eines Versehens, vielleicht auch in Folge meiner Redlichkeit über mich kommt, oder daß andere Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets die Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen? Welche bittere Vorwürfe werde ich mir selbst machen, wenn ich Schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ich's nicht bin, mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen sein, die es mir verursachen? Würden mich nicht alle diese Vorstellungen um die Ruhe bringen, deren ich genossen, wenn ich das Uebel nicht voraus-

gesehen hätte? Werden sie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kommt, alles Vergnügen, das sich mir zum Genusse darbietet, verbittern?

Man könnte nun freilich sagen, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehrt wird, die Hoffnung dagegen durch das gewiß bevorstehende Glück um eben so viel stärker werden müsse. Begegnet uns aber im Leben nicht gewöhnlich mehr Unglück als Glück? Ein solches Leben vorauszusehen, wäre jedoch eine Qual. Wir dürfen uns darum glücklich preisen, daß der Schöpfer es uns verborgen. Ein bevorstehendes Glück vorauszusehen, würde uns nicht einmal Vergnügen bereiten. Die Hoffnung könnte uns zur Last werden, weil sie vielleicht erst nach Jahren ihre Verwirklichung fände; denn wie uns das Unglück allezeit zu früh kommt, so kömmt uns das Glück, so zeitig es erscheinen mag, doch allemal zu spät. Würde nicht überhaupt die Freude, die uns das Glück bereitet, durch ein bestimmtes Vorauswissen desselben geschwächt werden, da es ja so selten den Umfang unserer weitgehenden Wünsche erreicht und gewöhnlich hinter denselben zurückbleibt? So würde denn auch das Vergnügen des Hoffens kleiner sein, als es ist, da wir unser Schicksal nicht vorauswissen. Dazu kommt noch, daß ein vorher bezweifeltes oder ein ganz unverhofftes Glück uns mit größerer Wonne erfüllt, als ein vorhergesehenes.

Nun möchte man freilich denken: der Mensch würde sich desto mehr zu seiner Lebensart vorbereiten, wenn er wüßte, wozu er bestimmt sei. Dieß ist jedoch ein Irrthum; denn wenn wir von Natur zu dieser Lebensart, die unser Glück herbeiführen soll, nicht Lust haben, so werden wir uns zu derselben vielleicht weniger eifrig vorbereiten, da ja das Glück ohnehin gewiß ist.

Nicht bloß aber für den Einzelnen, sondern auch für das Ganze würden sich sehr große Nachtheile ergeben, wenn jeder voraus wüßte, was ihm begegnen werde. Die Triebfedern unserer Handlungen sind Hoffnung und Furcht; wenn also diese verändert oder völlig aufgehoben würden, so müßten auch

unsere Unternehmungen verändert oder aufgehoben werden. Würde wohl z. B. Philipp von Spanien die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah!

Und welchen Einfluß würde die Kenntniß der Zukunft auf jene Handlungen üben, in denen sich der moralische Werth des Menschen zeigt? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und der Zeit unseres Todes für Unheil stiften? Welche Folgen würde das Vorauswissen der guten, wie der bösen unabänderlichen Zufälle nach sich ziehen? Hier würden ganze Familien wegen des bevorstehenden Unglückes wehklagen; dort würden andere sich einer unmäßigen Freude über das nahe Glück hingeben. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das allgemeine Beste befördern wollen. Kurz die Welt würde nicht mehr lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüthe der Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder wenn sie nicht viel zu befürchten hätten, sich dem Müssiggange ergeben. Jetzt leben wir der Hoffnung, daß es uns bald besser ergehen werde, und so fließt ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wie würden ferner die Menschen ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demselben für Unheil erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn in der Curie erdolchen werde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod sein werde? Würde sonach Religion und Tugend nicht beinahe gänzlich vernichtet werden?

Darum Dank der Vorsehung, deren Weisheit uns das Zukünftige mit einem Schleier bedeckt hat, den sie nur selten und ausnahmsweise lüftet, um uns die Führungen ihrer unendlichen Liebe erkennen zu lassen!

Nutzen und Schaden der Spiele.

(S. 156.)

1. Was man unter Spiel überhaupt verstehe.
2. Warum das Spiel an sich nichts Tadelnswerthes sein könne.
3. Wornach sich der höhere oder geringere sittliche Werth der Spiele bestimmen lasse.
4. Welche Hauptarten der Spiele zu unterscheiden seien.
   (Spiele des Instincts — Spiele des Verstandes, Witzes, der Fantasie — Spiele zur körperlichen Stärkung — Spiele des Interesses oder Gewinnstspiele, zu denen auch die Glücksspiele zu rechnen.)
5. Welchen Nutzen die Spiele gewähren.
   (Geistige Erholung, auch Förderung mancher sittlicher Eigenschaften — körperliche Kräftigung.)
6. Welche Nachtheile sie aber auch mit sich führen können.
   (Verminderung der Lust an ernsterer Beschäftigung — Gefahren für die Gesundheit — Anreizung zur Gewinnsucht.)
7. In welchem Falle die Spiele wirklich ihrem Zwecke entsprechen, in welchem dagegen sie geradezu verderblich wirken.

Unter Spiel versteht man jede leichte, unterhaltende und hiedurch angenehme Beschäftigung zum Zwecke der Erholung von der Arbeit und zur Stärkung für die Arbeit. Das Bedürfniß, sich durch eine spielende Beschäftigung zu erholen, liegt in der Natur des Menschen. Darum ist auch das Spiel an sich selbst und wenn es im rechten Sinne und im gehörigen Maße geübt wird, so wenig etwas Tadelnswerthes, daß sogar fromme und heilige Männer dasselbe zu Zeiten nicht verschmäht haben. Bekannt ist, was hierüber die Legende vom hl. Johannes, dem Evangelisten, erzählt. Johannes — so lautet die von Herder zu einer schönen Dichtung benützte Sage —

spielte einst mit einem zahmen Rebhuhn, das er mit der Hand streichelte und liebkoste. Da kam ein Mann, ein Jäger dem Ansehen nach, und betrachtete den Evangelisten mit Verwunderung, weil dieser, auf eine, nach der Vorstellung des Fremden für den Heiligen nicht geziemende Art, sich an dem Thierchen belustigte. „Bist du denn wirklich", so fragte er, „der Apostel, von dem alle Welt redet, und dessen Ruhm mich hieher zog? Wie paßt diese Belustigung zu deinem Ruhme?" — „Guter Freund" — antwortete der sanfte Johannes — „was sehe ich da in deiner Hand?" — „Einen Bogen", erwiederte der Fremdling. — „Und warum hast du ihn nicht immer gespannt und immer bereit zum Schuß?" — „Ei, das darf nicht sein", versetzte jener; „wäre er immer gespannt, so würde er seine Kraft verlieren und bald untüchtig sein." — „Nun so wundere dich denn nicht über mich", fuhr Johannes fort, „auch mein Geist bedarf gleich deinem Bogen zuweilen der Abspannung; immerwährende Anstrengung würde ihn abstumpfen und schwächen; die Erholung, die ich ihm gönne, dient dazu, ihn zu schärfen und zu stärken."

Nach dem angegebenen Zweck der Spiele — Erholung von der Arbeit und Stärkung für die Arbeit — läßt sich auch der moralische, höhere oder geringere Werth der Spiele im Allgemeinen leicht bestimmen. Er richtet sich nach der Natur des Affectes, der zur Spannung unserer Thätigkeit mit herbeigezogen wird. Je unschuldiger dieser ist, desto unschuldiger ist das Spiel. Sein Werth ist daher so verschieden, als die Natur der harmlosen Freude, des Geselligkeitstriebes, der Ehrliebe, der Gewinnsucht, des Eigennutzes u. s. f. Auch die Grade des Affectes bestimmen den moralischen Werth des Spieles; denn jede Steigerung kann ihn entweder erhöhen und bedeutender machen, oder auch vermindern, wenn sie üble Leidenschaften erregt und die Freiheit des Willens lähmt. Der sittliche Werth der Spiele richtet sich endlich nach der Herrschaft, welche dem Zufalle dabei eingeräumt wird. Geht diese nur so weit, als es nöthig ist zur mäßigen Spannung der Erwartung und der Thätigkeit, so wird das Spiel viel mehr Werth haben; schwindet aber diese

völlig daraus, bewegt sie nur höchstens die Fingerspitzen zum Umschlagen der Karte, zum Hinrollen der Würfel, überlassen wir uns bloß dem Zufalle: so entstehen die Glücks- oder Hazardspiele, die schlechtesten von allen unmoralischen.

Wenn man den Werth der Spiele am besten nach dem Affecte bemißt, den sie in besonderem Maße erregen, so wird man die Eintheilung ihrer Arten am füglichsten nach den geistigen oder körperlichen Fähigkeiten bestimmen, deren Thätigkeit durch sie in Anspruch genommen wird. Die niederste Art könnte man als Spiele des Instinctes bezeichnen, wie man sie oft von Kindern geübt sieht, die einer unbestimmten Regung zum Spiele folgen und oft selbst allerlei Spiele zu ihrer Unterhaltung erfinden, wobei sie in den meisten Fällen dem Triebe der Nachahmung folgen. Höher stehen die Spiele, bei denen der Verstand, der Witz, die Fantasie beschäftigt werden, wie es bei den meisten Gesellschaftsspielen der Fall ist; dann die Spiele zur körperlichen Stärkung oder die Bewegungsspiele, die gewöhnlich im Freien betrieben werden, und, insoferne mehrere daran Theil zu nehmen pflegen, gleichfalls zu den Gesellschaftsspielen gehören. Eine eigene Art bilden die Spiele des Interesses, d. h. alle jene, welche um Geld oder Geldeswerth gespielt werden, und zu denen zwar, wie bei den obigen, eine geistige oder körperliche Thätigkeit erforderlich ist, bei denen der Hauptreiz aber doch immer in den Wechselfällen des Gewinnes oder Verlustes besteht. Wird der Erfolg ganz und gar dem Zufall überlassen, so sind das Hazardspiele, deren Verwerflichkeit vom sittlichen Gesichtspuncte aus schon oben berührt worden.

Der Nutzen der Spiele ist, wenn sie ihrem Zwecke, der geistigen Erholung und körperlichen Kräftigung, wirklich entsprechen, unstreitig sehr groß, und gewiß wäre es ein Irrthum, Spiele überhaupt für überflüssig zu halten und sie auf andere Art ersetzen zu wollen. Wer die Meinung hegt, daß m n auch jene Stunden, wo es mit ernster Anstrengung des Geistes nicht mehr recht fort will, stets zu etwas Nützlichem, nur von einer leichteren Gattung, verwenden müsse, der hat von der Oekonomie des menschlichen Körpers und der Leistungsfähig-

keit des Geistes keine richtige Vorstellung; er weiß das Nützliche gegen das Nützlichere nicht richtig abzuwägen. Es ist freilich möglich, alles eigentliche Spiel gänzlich zu vermeiden, und sich durch bloße Abwechselung zwischen ernstlicher Anstrengung und leichteren Beschäftigungen hinzuhalten; aber man möge nicht glauben, daß sich dann eine gewisse Verweichlichung, Unthätigkeit und Schlaffheit des Körpers, die immer wieder auch auf den Geist zurückwirkt, vermeiden lasse. Dieß ist besonders bei der Jugend der Fall, deren Körper noch in der Entwicklung begriffen und deren Geist noch keiner so anhaltenden Thätigkeit fähig ist, wie sie von Erwachsenen gefordert wird. Daher sind namentlich die Bewegungsspiele im Freien für die Jugend von vorzüglichem Nutzen. Sie befördern die Gesundheit, verleihen den Gliedern Kraft und Gewandtheit, und üben auch häufig einen moralischen Einfluß aus, indem sie Gelegenheit geben, sich an Verträglichkeit zu gewöhnen, die Empfindlichkeit zu unterdrücken, sich dem Gesetze — und sei es auch nur ein Spielgesetz — zu fügen, Ordnung und Anstand auch bei der Befreiung von lästigem Zwange und mitten im Jubel der Lust zu beobachten.

Freilich ist nicht zu läugnen, daß Spiele auch schädlich ein können, sofern nämlich ihr eigentlicher Zweck hintangesetzt und wichtigere Pflichten darüber verabsäumt werden. Wie dieß für manche Erwachsene gilt, so besonders auch für die Jugend, die durch allzuvieles Spielen flatterhaft wird, die Lust zu anstrengender Arbeit verliert, dem Muthwillen und der Vergnügungssucht sich ergibt. Manche körperliche Spiele können bei mangelnder Vorsicht auch der Gesundheit, und sogar dem Leben Gefahr bringen; darum sollten solche Spiele der Jugend immer von ältern, erfahrenen Personen beaufsichtigt und geleitet werden. Am schädlichsten wirken die Spiele des Interesses, die eigentlichen Gewinnstspiele, wohin die meisten Kartenspiele gehören. Sie können leicht eine niedrige Gewinnsucht erregen, und geben Anlaß zur Uebervortheilung, zu Neid, Zank und Streit.

Soll das Spiel seinem Zwecke wahrhaft entsprechen, der

immer nur die Erholung von der Arbeit und die Stärkung zu der Arbeit sein sollte, so darf es nie völlig gehaltlos, nie von der Art sein, daß es weder dem Geiste eine Anregung, noch dem Körper Kräftigung verleiht; es soll niemals die rechte Zeit und das richtige Maß überschreiten. Vor Allem aber meide man jene Spiele, bei denen bloß die Begierde nach Gewinn erregt wird und nur der blinde Zufall den Ausschlag gibt. Gerade die Glücksspiele werden leichter, als alle andern, zur Leidenschaft, rauben Ruhe und Zufriedenheit, zerrütten den Wohlstand Einzelner und ganzer Familien. Wie mancher ist durch sie zur Verzweiflung gebracht, ja zum Selbstmorde angetrieben worden!

Die Kunst zu schweigen.

(S. 156.)

1. Was man unter der Kunst zu schweigen verstehe.
2. Warum diese Kunst schwierig sei, und von wem man sagen könne, daß er sie wirklich besitze.
3. a) Zu welchen Zeiten, b) von welchen Dingen, c) vor welchen Personen } man schweigen solle.
4. Inwiefern es auch ein beredtes Schweigen gebe.

Die Kunst zu schweigen ist die Fertigkeit, sich da das Sprechen zu versagen, wo nach den Regeln der Weisheit nicht geredet werden darf. Diese Kunst ist nicht so leicht, als es den Anschein hat; denn oft sprechen wir, wo wir hätten schweigen sollen; der Drang reißt uns fort, das Gedachte mitzutheilen, das Unangenehme zu rügen, das Auffallende zu tadeln, das Eigene zu erheben, das Fremde zu tadeln u. s. w., und es kostet viele Herrschaft über die Zunge, wenn man sie nicht

mißbrauchen soll. Nur dann haben wir es im Schweigen bis zur Kunst gebracht, wenn uns nur selten mehr ein Wort entschlüpft, das Anderen auffallend ist oder das man zurückwünscht.

Es gibt Zeiten, wo man schweigen muß, Dinge, die man verschweigen, und Personen, vor welchen man schweigen muß.

Die Zeit, in der zu schweigen besonders zur Pflicht wird, ist vor Allem die Jugend, weil man zuerst lernen muß, ehe man mit Nutzen reden kann. Aber auch im reiferen Alter hat man oft Grund zu schweigen. Dieß ist der Fall, wenn wir von einer Sache unvollständig unterrichtet sind, da wir nach besserer Belehrung wohl anderer Meinung werden könnten. Auch zur Zeit der Leidenschaft ist es gut, wenn wir schweigen, weil man da Alles in falschem Lichte sieht und weil die zum Reden nöthige Besonnenheit mangelt. Ebenso ist es rathsam zu schweigen, wo das Reden fruchtlos wäre; man würde dann nur seine Worte verlieren, sie nutzlos verschwenden.

Die Dinge, die man zu verschweigen hat, sind theils solche, welche eine geringere Meinung von Jemanden geben, als er verdient, oder die ohne Noth seinem guten Rufe schaden, theils solche, deren Mittheilung uns von Andern Feindschaft zuziehen würde; doch kann es Fälle geben, wo es unsere Pflicht ist zu reden; dann dürfen wir uns auch nicht scheuen, den Haß der Menschen, die Feindschaft und ihre Folgen auf uns zu laden. Nicht weniger wird man alles dasjenige, was Anderen Ursache werden könnte, den Weg der Wahrheit und Ordnung zu verlassen, verschweigen müssen, und ebenso auch anvertraute Geheimnisse, die uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt worden sind.

Was endlich die Personen betrifft, so soll man schweigen vor Geschwätzigen, vor Kindern, Neugierigen, Unbekannten, vor Solchen, deren Stand und Bildung kein Verständniß des Gesagten voraussetzen läßt und endlich vor Solchen, die dem Rang und Stande nach über uns stehen. Geschwätzige machen sich aus Erzählen und Wiedererzählen ein Geschäft und einen Genuß, und können uns durch ihre Unbedachtsamkeit Verlegen-

heiten bereiten; Kinder mißbrauchen leicht das Gehörte wegen ihrer Unbekanntschaft mit der Welt; auch bei Neugierigen und Unbekannten ist man vor dem Mißbrauch seiner Worte nicht sichergestellt und kann sich manchen Verdruß dadurch zuziehen; vor Leuten zu reden, die ihrem Stande und ihrer Bildung nach tief unter der Sache stehen, die man besprechen will, wäre verlorne Mühe; vor Großen zu schweigen, gebietet die Ehrfurcht, oft aber auch die Erwägung, daß man aus Rücksicht und Gefälligkeit leicht etwas sagen könnte, was wir vor unserm Gewissen nicht zu verantworten im Stande wären, vielleicht auch daß unsere Worte Jemanden schaden könnten, weil Alles, was mächtigen Personen mitgetheilt wird, wichtige Folgen haben kann.

In allen diesen Fällen ist Schweigsamkeit lobenswerth, weil sie von der Weisheit eingegeben wird; tadelnswerth ist sie nur dann, wenn sie von einem falschen bösen Herzen ausgeht. Es gibt übrigens auch ein beredtes Schweigen, welches mehr ausdrückt, als die Rede selbst, ein Schweigen, dessen Bedeutung auf dem Angesichte zu lesen ist, wenn man lesen will. Auch ein solches Schweigen im rechten Augenblicke ist eine Kunst, die ihre Wirkung selten verfehlen wird.

Wie können Reisen wahrhaft bildend werden?

(S. 156.)

1. Vorbedingungen zu einer wirklich belehrenden und bildenden Reise.
2. Gegenstände, auf welche man bei der Reise seine Aufmerksamkeit zu richten hat.
3. Regeln über das Verhalten während der Reise.
4. Vorschrift über das Verhalten nach der Rückkehr in die Heimath.

Das Reisen in fremde Länder dient, wie Bacon von Verulam sagt, in jüngeren Jahren dazu, sich Kenntnisse zu sammeln, in reiferen größere Erfahrungen zu machen. Wer fremde Länder bereist, ehe er sich auf die Sprache des Landes, in das er kommt, gehörig versteht, geht nicht so fast auf Reisen, als in die Schule. Daß man jungen Leuten, die reisen, einen Aufseher oder erfahrenen Hofmeister mitgebe, ist gewiß ganz gut; nur sollte er die Sprache des Landes verstehen und vorher schon in jenen Gegenden gewesen sein, um andere darüber belehren zu können, was in dem Lande, das sie bereisen, Sehens= und Bemerkenswerthes sich findet, welche Künste und Wissenschaften da in besonderem Flore stehen. Sonst reisen junge Leute gleich vermummten Menschen und werden wenig von dem bemerken, was außer ihnen vorgeht.

Es ist sehr auffallend, daß man bei Seereisen, wo man nichts als Himmel und Wasser erblickt, Tagebücher zu führen pflegt, bei Landreisen aber, wo so viele bemerkenswerthe Gegenstände vorkommen, es gewöhnlich unterläßt, als wenn zufällige Ereignisse mehr aufgezeichnet zu werden verdienten, als absichtlich gemachte Beobachtungen. Man führe also ein Tagebuch.

Gegenstände, die man zu sehen und zu beobachten hat, sind folgende:

Höfe der Fürsten, besonders wenn fremde Gesandte bei ihnen auffahren, Rathhäuser und Gerichtshöfe, wann Rechtssachen verhandelt werden, so auch geistliche Consistorien; Kirchen oder Klöster mit ihren Denkmälern; Mauern und Festungswerke großer und kleiner Städte; Seehäfen und Meerbusen, Alterthümer und Ruinen, Bibliotheken, Collegien, Disputationen und Vorlesungen, wo solche gehalten werden, Schiffe und Landungsplätze, Paläste und angenehme Gärten in der Nähe großer Städte; Zeughäuser, Schiffswerften, öffentliche Gewölbe und Magazine, Wechselbanken, Börsen, Kaufläden, Reit= und Fechtschulen; Soldatenmusterungen und militärische Uebungen, und was sonst hieher gehört; Schauspiele, solche nämlich, welche von gebildeten Leuten besucht zu werden pflegen; Sammlungen von Waffen und Kleinodien, von Kunstwerken und Selten=

heiten, überhaupt, was das bereiste Land Berühmtes und Merkwürdiges haben mag. Von allem diesem müssen Aufseher oder Hofmeister die genaueste Erkundigung einziehen.

Wem es übrigens wirklich darum zu thun ist, den Nutzen, den das Reisen für junge Leute hat, in wenige Worte zusammengefaßt zu haben, und zu bewirken, daß sie in kurzer Zeit sich viele Kenntnisse sammeln, der lasse sich folgende Regeln empfohlen sein.

Erstlich soll man sich, wie schon gesagt wurde, ehe man seine Reise antritt, in der Sprache des Landes ziemliche Kenntniß erworben haben. Dann soll man in Gesellschaft eines Aufsehers oder Hofmeisters, der mit dem fremden Lande bekannt ist, seine Reise machen, ein Punct, dessen auch schon Erwähnung gethan wurde. Man habe ferner stets ein Buch oder eine Landkarte von der Gegend, in der man reist, bei der Hand, als einen beständigen Fingerzeig dessen, wornach man zu fragen habe. In einer Stadt oder an irgend einem Orte verweile man nie zu lang, wohl länger oder kürzer, je nachdem es der Ort verdient, aber nie eigentlich eine lange Zeit. Sogar bei dem Aufenthalte in einer Stadt oder an einem kleineren Orte wechsle man öfters mit seinem Gasthofe und ziehe aus einem Viertel in das andere; denn auch dieß ist öfters der Weg, durch den man zu neuen Bekanntschaften und in den Umgang mit allerlei Menschen kommt. Von seinen eigenen Landsleuten soll man sich so viel möglich entfernt halten und seine Kost da nehmen, wo rechtliche und gebildete Leute von der Nation, bei der man als Fremder lebt, zu Tische gehen. Auch alsdann, wann man nur von einem Orte des Landes an einen andern reist, suche man sich Empfehlungsschreiben an eine bedeutende Person zu verschaffen, die ihren Aufenthalt dort hat, wohin man reisen will, um sich ihrer Freundschaft und ihrer Dienste bedienen zu können, wenn man etwas zu sehen oder genauer kennen zu lernen wünscht. Auf diese Art wird man in kurzer Zeit von dem Reisen beträchtlichen Nutzen haben.

Unter den Bekanntschaften und freundschaftlichen Verbindungen, in welche man sich auf Reisen einzulassen hat, sind

solche die nützlichsten, welche, indem man nur ein Land bereist, doch außerdem noch Gelegenheit geben, Kenntnisse und Erfahrungen auch von andern Ländern sich zu erwerben. Man besuche auch öfters solche Personen, die sich in irgend einer Sache auszeichnen und im Ausland einen großen Namen haben, um bemerken zu können, wie Gesicht und Mienen, Haltung und Bewegung des Körpers dem großen Ruf entsprechen.

Zänkereien und Feindschaften weiche man mit aller Vorsicht und Sorgfalt aus. Vornehmlich hüte sich jeder vor dem genaueren Umgange mit jähzornigen, händelsüchtigen Köpfen, die sich leicht mit Jedermann überwerfen; gerne verwickeln sie ihre Freunde in Streitigkeiten, die nur sie allein angehen.

Kommt man von seinen Reisen wieder zurück, in sein Vaterland, so vergesse man darum doch die Länder nicht ganz und gar, in denen man sich als Fremder aufgehalten hat; vielmehr suche man die Freundschaft der Würdigeren, mit denen man vertrauliche Verbindungen geschlossen hat, zu bewahren, und setze sie durch Briefe fort.

Daß man auf Reisen gewesen, suche man der Welt mehr in seinen Gesprächen, als in seiner Kleidung und seinen Manieren zu zeigen — und auch bei seinen Reden denke man mehr darauf, gut und bescheiden zu antworten, als sogleich mit seinen Erzählungen bei der Hand zu sein. Und dann zeige man noch besonders in seinem Betragen, man habe nicht seine vaterländischen Sitten gegen fremde vertauscht, vielmehr jene nur mit den Sitten der Ausländer, wie mit einem Blumenstrauße, geschmückt.

Von der Bestimmung und dem Nutzen der Denkmäler.

(S. 156.)

Eingang. Denkmäler für berühmte oder verdienstvolle Personen werden überall errichtet, wiewohl Manche sie für überflüssig halten.

I. Zweck und Bestimmung derselben:

1) Man will dem Verdienste öffentlich seine Achtung und Dankbarkeit bezeigen;
2) man will das Andenken an die Persönlichkeit großer Männer durch ihr sichtbares Bild bewahren, wenn es auch schon geistig in ihren Werken fortlebt.

II. Nutzen derselben:

1) Sie erheben das Gemüth;
2) eifern zu edlen Bestrebungen an;
3) gewähren dem bildenden Künstler Beschäftigung und Ermunterung;
4) nähren den Schönheitssinn.

Wie schon von Alters her, so sind auch in unsern Tagen vielen Fürsten, Kriegshelden, Künstlern und Dichtern Denkmäler von Marmor oder von Erz errichtet worden. Fast jede große Stadt, auch viele kleinere haben deren aufzuweisen. Gegen solche Ehrenbezeigungen lassen sich bisweilen Stimmen hören. Die Gegner der Denkmäler pflegen zu sagen: „Große Männer bedürfen eines Standbildes nicht; sie haben sich schon durch ihre Thaten und Werke unsterblich gemacht. Ihre Namen gehen von Mund zu Mund; sie sind in das Buch der Geschichte eingetragen, können also nicht untergehen; daher sind die Denkmäler überflüssig." Dessenungeachtet sehen wir immer neue Kunstwerke zum Gedächtniß bedeutender Männer entstehen. Es müssen also doch wohl gewichtige Gründe zu Gunsten der Denkmäler sprechen; auch bieten sich solche Gründe wie von selbst dar, sobald wir nur einen Blick auf die Entstehung und Bestimmung derselben werfen. Sie gehen aus dem Verlangen hervor, die Achtung vor dem Verdienste und die Dankbarkeit, die man ihnen schuldet, auf die würdigste Weise kundzugeben. Während Sänger und Redner in ihrem Lobe wetteifern, stellt die bildende Kunst den Abwesenden wie gegenwärtig, den Verstorbenen wie lebend dar. Die Dichter und Redner thun dieß meistens unaufgefordert, der Bildhauer aber bedarf, weil seine

Arbeit Aufwand erheischt, besonderer Anregung und Unterstützung; und so erscheint denn das Kunstwerk, weil er es einem ihm zu Theil gewordenen Auftrag zufolge herstellt, als ein öffentliches Zeugniß der Anerkennung, welche die Mit- und Nachwelt dem verdienten Manne darbringt.

Der Einwurf aber, daß Denkmäler überflüssig seien, läßt sich leicht entkräften. Man kann wohl zugeben, daß große Männer auch ohne Denkmal fortleben, aber es leuchtet doch von selbst ein und Beispiele bezeugen es hinlänglich, daß ihr Andenken durch diese sichtbare Ehrenerweisung fester begründet, immer wieder erneuert und ihr Name ebenhiemit in weiteren Kreisen bekannt gemacht wird. Den Einheimischen wird der Gefeierte beständig vergegenwärtigt; der Fremde, welcher das Standbild betrachtet, kann nicht wohl umhin, nach dem Lebenslaufe und den Verdiensten des Mannes zu forschen. Durch Nachbildungen im Kleinen, durch Zeichnungen und Beschreibungen wird das Denkmal und damit auch der Name des Gefeierten in die Ferne getragen.

Aus dem Zwecke und der Bestimmung öffentlicher Denkmäler läßt sich auch nachweisen, daß sie einen Nutzen gewähren; nur darf man freilich dabei nicht an eine Nützlichkeit denken, wie sie Dingen eigen ist, die zur Befriedigung gemeiner Lebensbedürfnisse dienen, sondern nur an eine solche, welche auf das geistige Leben des Volkes Bezug hat. Es ist ja schon ein Gewinn, daß durch das Denkmal ein bedeutender Name in Erinnerung gebracht wird. Je mehr große, ihm angehörende Namen im Volke fortleben, desto mehr muß es sich selbst gehoben fühlen. Insoferne ist schon eine einfache Büste nicht ohne Nutzen, um wie viel mehr eine Statue, die uns einen verdienstvollen Mann lebenswahr in Haltung und Ausdruck zeigt! Wir werden öfters betrachtend davor stehen bleiben und uns in den Gedanken des Künstlers vertiefen. So werden wir dem Hohen mehr befreundet; zugleich wird unser Auge in Beurtheilung des Schönen geübt. Das Denkmal ermuntert uns ferner zur Nacheiferung der Tugenden und Verdienste dessen, den wir dargestellt sehen. Können wir auch seinen Ruhm nicht erreichen, nicht Dichter

oder Kriegshelden, Gelehrte oder Staatsmänner werden, so können und sollen wir doch bemüht sein, in ähnlicher Art uns auszuzeichnen, uns bei der Mit- und Nachwelt einen guten Namen zu erwerben.

Endlich wird durch Errichtung von Denkmälern auch die bildende Kunst selbst gefördert. Gewöhnlich werden Preisbewerbungen ausgeschrieben, damit das Denkmal aufs Beste ausgeführt werde. Hiedurch entsteht Wetteifer unter den Künstlern; jeder sucht den Charakter des Helden so getreu als möglich aufzufassen und einen entsprechenden Entwurf zu liefern. Und wenn etwa ohne solchen Wettlauf einem Künstler aus besonderem Vertrauen der Auftrag des Entwurfes und der Ausführung zu Theil wird, so ist es Ehrensache für ihn, ein tadelloses Kunstwerk zu Stande zu bringen. Viele Talente wären unausgebildet und vielleicht ganz im Verborgenen geblieben, wenn solche Anregung und Beschäftigung ihnen gefehlt hätte. Die Kunst stünde auf einer niedrigeren Stufe, wenn die Ansicht der Gegner der Denkmäler durchgedrungen wäre.

Verdient das Mittelalter unbedingt den Vorwurf der Barbarei?

(S. 156.)

Eingang. Das Mittelalter wird von Vielen aus Unkunde oder Dünkel als eine durchaus rohe und unwissende Zeit angesehen; aber mit Unrecht. Denn es hat auch viele Vorzüge aufzuweisen, und zwar in Bezug auf

1. Religion;
2. Verfassung und Gesetzgebung (das Volk nahm Theil an der Verwaltung, die Gesetze gingen aus dem Nationalgeiste hervor);
3. Vaterlandsliebe (die Nationalität wurde in ihrer Reinheit geschirmt);

4. Kriegsverfassung (allgemeine Wehrhaftigkeit — keine stehenden Heere);
5. Verbindungsmittel (zwar keine Posten und Zeitungen, aber Verkehrswege anderer Art durch Religion und Handel — Kreuzzüge und Glaubensboten);
6. Handel (er blieb in engeren, aber natürlicheren Grenzen — nahm die Selbstthätigkeit mehr in Anspruch);
7. wissenschaftliche Bildung (nicht so umfassend und allgemein, aber auf das Höchste, auf Religion und Philosophie gerichtet, von der Geistlichkeit und auf hohen Schulen gepflegt);
8. die Kunst (patriotischer Wetteifer zur Herstellung herrlicher Dome — die Kunst noch im Dienste der Religion, nicht Sache des Luxus — religiöse Musik — volksthümliche Dichtung);
9. Lebensweise und Sitten (zwar ärmer an Erfindungen zur Bequemlichkeit, doch Pracht an den Höfen, Wohlhabenheit beim Bürgerstande — geringere Sorgfalt in der Gesundheitspflege, weniger feine Sitten, aber mehr wahrer Lebensgenuß und größere Annäherung der Stände, der Hohen und Niedern).

Sehr häufig wird dem Mittelalter im Vergleiche mit der neueren Zeit unbedingt der Vorwurf der Barbarei — der Rohheit und Unwissenheit — gemacht. Man pflegt dabei nur seine Schattenseiten ins Auge zu fassen, und übersieht so manches Gute, Schöne und Große, welches damals zu Tage trat. Wie sehr wir auch die Vorzüge unserer Zeit anerkennen mögen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß auch das Mittelalter die seinigen hatte und daß die unbedingte Verachtung desselben nur aus Unkunde oder Dünkel hervorzugehen pflegt.

Zunächst sind es die Religionsformen der Völker des Mittelalters, die hier in Betracht kommen. Es möchte schwer zu läugnen sein, daß ihr Einfluß im Ganzen ein vortheilhafter war. Die Pflege der Wissenschaften bildete eine Hauptbeschäf-

tigung der Geistlichkeit, und was die Klöster hiefür und selbst für Bodencultur und Civilisation überhaupt Jahrhunderte hindurch geleistet, ist allgemein anerkannt. Wo das Christenthum nach lateinischem Ritus herrschte, entwickelte sich in den Völkern ein reges geistiges Leben, und wenn sich auch Abartungen und Mißbräuche einschlichen, so bleibt es doch eine unbestreitbare Wahrheit, daß die europäische Welt ihre ganze Bildung dem Christenthum verdankt, welches in jenen Zeiten seinen äußern Haltpunkt in der strenggegliederten Kirchenverfassung fand.

Eine sehr erfreuliche und anerkennenswerthe Erscheinung ist ferner das im Mittelalter überall hervortretende Streben, freiere Verfassungen zu gründen und zu sichern. Man sah ein, daß ihre Grundlage Theilnahme des Volks an der Verwaltung sein müsse, daß die Regierung eins mit dem Volke, nur ein Ausfluß aus demselben sei, und daß man nicht vielerlei Künste und Kräfte nöthig habe, um die Zwecke des bürgerlichen Vereins zu erreichen. Das Bedürfniß der Ordnung und einer genauen Bestimmung der Verhältnisse ward überall empfunden; daher entstanden allenthalben Gesetzgebungen, die, wenn auch fremde Erfahrungen benutzt wurden, doch immer aus dem Leben der Völker selbst hervorgingen; sie verrathen durchaus eine bewunderungswürdige Klugheit, strenge Gerechtigkeit, und echte Humanität.

Viel lebendiger und gewaltiger als in den spätern Zeiten war ferner in jenen Zeiten das Gefühl für das Vaterland und die Volksthümlichkeit, was eine kräftige Vertheidigung der Freiheit und alterworbener Gerechtsame zur Folge hatte. Es war unmöglich, Völker zusammenzuwerfen, wie ein Paar Ställe voll Hausthiere, selbst verwandte Stämme hielten auf ihre Individualität und suchten die Nationalität, die im genauesten Zusammenhang mit politischer Selbstständigkeit steht, in ihrer Reinheit zu bewahren.

Auch der Kriegsverfassung des Mittelalters müssen wir einen großen Vorzug vor der unsrigen einräumen, insoferne Erziehung und Lebensart darauf berechnet waren, selbst

den Bürger und den Bauer zum Krieger zu machen, so daß er der allgemeinen Pflicht der Landesvertheidigung zu genügen vermochte. Soldaten und Bürger standen einander nicht feindlich gegenüber. Man bedurfte noch nicht der stehenden Heere, deren unnatürliche und unnöthige Vermehrung die Hauptquelle so vieler Uebel ist, welche die neueren Staaten drücken. Eroberungskriege, wie sie die neuere Zeit gesehen hat, konnten nur geführt werden, wenn ganze Völker aufbrachen; die Kriegsschaaren, die durch das Aufgebot zusammengebracht wurden, waren zunächst nur zur Vertheidigung der Gränzen verbunden. Freilich gab es auch Miethsoldaten, aber den Fürsten fehlte es an Geld, sie dauernd zu unterhalten; daher sie nach geendigtem Feldzug entlassen wurden.

Die schnelle und allgemeine Verbindung zwischen Völkern und Ländern, wie sie in der neueren Zeit Statt findet, fehlte freilich dem Mittelalter; es hatte keine Posten und Zeitungen; Jahre vergingen, ehe die Kunde wichtiger Ereignisse sich selbst nach nicht entlegenen Gegenden verbreitete; immerhin aber waren die Religion und der Handel zwei wichtige Verbindungsmittel. Die Hierarchie schlang um alle Länder, die ihr unterworfen waren, ein verknüpfendes Band. Es gab eine Menge von heiligen Orten, wohin andächtige Wallfahrten angestellt, wo Verbrechen abgebüßt wurden; römische Legaten durchreisten die ganze Christenheit, und aus allen Ländern versammelten sich Menschen aus mannigfaltigen Antrieben in Rom, dem Mittelpunkt der christlichen Welt. Die Religion erleichterte das Reisen; denn wie der Islam es seinen Anhängern zur Pflicht machte, Karavanserai's zu stiften, Brunnen zu graben und Wege zu bauen, so fanden die Christen in den Klöstern und Hospitälern eine freundliche und unentgeltliche Aufnahme. Auch die Kreuzzüge veranlaßten Verbindungen, und der Trieb, das Christenthum auszubreiten, führte die Glaubensboten nach den fernsten Ländern.

Der Handel, der wiederum durch die Religion, durch die Kreuzzüge, die Wallfahrten u. s. w. unterstützt wurde, war allerdings noch kein so ausgebildetes und raffinirtes Geschäft,

als er in unseren Tagen geworden ist; er war noch in seinen natürlichen Gränzen, nur auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, nicht einer unbegränzten und nie zu sättigenden Gewinnsucht berechnet. Im Abend= wie im Morgenlande knüpfte man aber um des Handels willen die ausgebreitetsten Verbindungen an. Der Verkehr war schwieriger als jetzt, doch nahm er die Selbstthätigkeit mehr in Anspruch; der Kaufmann begleitete seine Waaren von einem Orte zum andern und vertauschte sie selbst; daher entstanden überall Niederlassungen, wo die Handelsleute, besonders junge Leute sich lange Zeit aufhielten, und so ergab sich die Gelegenheit, Meinungen, Ansichten, Sitten, Kenntnisse mit einander zu vergleichen und sie allenfalls sich anzueignen.

Wenn der wissenschaftlichen Bildung der umfassende Charakter unserer Zeit fehlte, so ward sie doch keineswegs vernachlässigt. Die Wissenschaften waren nicht so sehr zum Gemeingut geworden, wurden aber eben deßhalb nicht dilettantisch betrieben. Der Zugang zu ihnen war erschwert und gewissen Classen vorbehalten; sie waren zunächst das Eigenthum des Klerus, von ihm wurden sie bearbeitet, gelehrt, erweitert; er war durch seine Unabhängigkeit und seine reichen Einkünfte im Stande, sich sorglos gelehrten Beschäftigungen zu überlassen und sich die nöthigen Hilfsmittel zu verschaffen; mit einem Worte, es war ein freies wissenschaftliches Leben möglich, ohne welches keine geistige Thätigkeit erfolgreich sein kann. Die Zahl der hohen Schulen war anfangs sehr klein; allein es gab Schulen für die Welt, wie Paris, Bologna, was immer weniger möglich ward, je mehr man den Wissenschaften die Allgemeinheit raubte und sie zu bloßen Dienerinnen individueller und ökonomischer Zwecke machte. Der Kreis des Wissens war enger, konnte aber desto leichter durchmessen werden. Früh erwachte der Geist einer tieferen Forschung, der sich in der sogenannten scholastischen Philosophie offenbart.

War die Wissenschaft mehr eingeschränkt, so wirkte die Kunst desto allgemeiner und tiefer auf die Völker. Die bildenden Künste wurden besonders von den Klöstern und den

Städten gepflegt. Es zeigte sich ein schönes Streben, den Nachkommen hohe und würdige Erinnerungen zu hinterlassen. Die deutschen Städte verwendeten ihren Reichthum z. B. auf den Bau jener herrlichen Kirchen, die oft nach so ungeheueren Ideen entworfen waren, daß ihre Ausführung in der Folge unerschwinglich schien. Die Bürger betrachteten solche Gebäude mit den Empfindungen eines patriotischen Stolzes und trugen freiwillig zu ihrer Ausführung bei. Die Kunst diente noch vorzugsweise der Religion; sie war noch nicht in eine Art Luxus ausgeartet, die den Reichen und Müßigen die Stunden verkürzt. Die Musik war ein würdiges Organ, nur erhabenen und religiösen Zwecken dienstbar. Die Dichtkunst ging noch unmittelbar aus dem Volke hervor; ihre Erzeugnisse waren nicht erkünstelt, sondern strömten aus dem Herzen zum Herzen. Ritter und Priester, Kaufleute und Bauern, Knappen und Schüler dichteten und sangen. Im arabischen Spanien, unter dem schönen Himmelsstrich des südlichen Frankreichs, auf Schottlands Haiden, an den Ufern der Donau und des Rheins, auf Islands Lavafeldern findet sich dieselbe, der menschlichen Brust tief eingewurzelte Neigung.

Das Mittelalter stand zwar der jetzigen Zeit nach an vielen Künsten und Erfindungen, die zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens dienen; aber den Höfen der Fürsten und Herren fehlte nicht eine gediegene würdige Pracht, und in den Häusern des Bürgers herrschte ein Wohlstand, der nicht auf Schein beruhte; es war kein Hinaufschrauben aus einfachen Verhältnissen, und die Bauern lebten wohl eben so glücklich und waren so gut genährt, als die Landleute der Jetztzeit.

Es ist wahr, es finden sich keine Spuren von der obrigkeitlichen Ueberwachung der Gesundheitsverhältnisse, wie in unseren Tagen. Es wütheten daher manche Uebel, denen wir Schranken gesetzt haben, besonders die furchtbaren Seuchen, die sich von Ort zu Ort fortpflanzten. Fast die ganze Erde ward in der Mitte des 15. Jahrhunderts von einer furchtbaren Pest verwüstet, von der die Jahrbücher aller Völker grausenvolle Schilderungen enthalten. Andere Krankheiten, z. B. den Aus-

satz, scheint die Verbindung mit dem Morgenlande nach Europa verpflanzt zu haben.

Den Sitten und der Lebensart fehlte Abgeschliffenheit und Verfeinerung; aber der Genuß des Lebens war desto unbefangener und allgemeiner; die Menschen standen sich einander näher; Cultur, Verfeinerung, Vorurtheile hatten noch nicht eine so große Kluft zwischen den Ständen, zwischen Hohen und Niedrigen befestigt.

Ein Zeitalter, das neben seinen Mängeln so viel Gutes und Ruhmwürdiges aufzuweisen hat, verdient wahrlich weder den unbedingten Vorwurf finsterer Unwissenheit und Barbarei, noch kann es für ein weniger glückliches als das unsrige gelten. Völker sind glücklich, so lange sie in freien Bestrebungen ihre Kräfte regen und sie entwickeln können, wie es damals auch wirklich geschah.

Vom Sinn für die Natur.

1. Was unter dem Sinn für die Natur zu verstehen sei.
2. Inwiefern man beim Sinn für die Natur dieselbe mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachten werde.
3. Welche Empfindungen sich uns hiebei ergeben, wie wir ebenhiedurch auch
4. zu nützlichen Wahrheiten und zu Gott selbst erhoben werden.

Sinn für eine Sache hat man dann, wenn man fähig und geneigt ist, sie nicht bloß wahrzunehmen und nachdenkend dabei zu verweilen, sondern auch den Werth derselben zu empfinden und ihr mit einer gewissen Vorliebe sich zuzuwenden. Spricht man von einem Sinn für die Natur, so ist es zuvörderst von selbst klar, daß mit dem Worte Natur die ganze sichtbare Schöpfung mit allen ihren Gegenständen und Veränderungen

bezeichnet wird. Eben so offenbar ist es aber auch, daß der Sinn für dieselbe nichts anderes sein kann, als die herrschende Neigung, sich den Eindrücken zu überlassen, welche diese Gegenstände und Veränderungen auf Geist und Herz machen und den Werth dieser Eindrücke gehörig zu schätzen. Man hat also Sinn für die Natur, wenn man sie mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, mit Empfindung und Rührung, mit Erhebung des Geistes zu nützlichen Wahrheiten und zu Gott selbst zu betrachten versteht.

Fällt unser Blick nur zuweilen und nur von ungefähr auf die Natur, muß etwas Außerordentliches in ihr vorgehen, muß sie sich entweder im festlichen Schmuck oder im wildesten Aufruhr befinden, wenn wir sie einiger Aufmerksamkeit würdigen sollen: so sind wir entweder Schwachsinnige, die gedankenlos dahinleben, oder Leichtsinnige, die es lästig finden, mit ihren Gedanken irgendwo länger zu verweilen, oder Zerstreute, die sich nicht zu sammeln vermögen, oder wir sind zu sehr von wilden Leidenschaften beherrscht, als daß die stillen Reize der Natur einen Einfluß auf uns üben könnten. Welche Aufmerksamkeit, welches Nachdenken widmet ihr dagegen derjenige, welcher Sinn für sie hat! In welchen Umständen er auch leben mag, welche Arbeiten und Zerstreuungen ihn auch beschäftigen mögen, alles das wird ihn doch nicht abhalten können, der Natur noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Zu ihr kehrt er zurück, sobald ihm ein freier Augenblick zu Theil wird, in ihrem stillen Schooße sammelt er sich, sobald er dem Getöse des täglichen Lebens entfliehen kann. Bei ihren Schönheiten erholt sich sein Auge wieder, wenn der Anblick der menschlichen Thorheiten es ermüdet hat; er fühlt das Bedürfniß, ein tägliches, dringendes Bedürfniß, seine Aufmerksamkeit von den mangelhaften Werken der Menschen auf die Werke Gottes zu lenken. Und wie zieht ihn da Alles an! Nichts ist ihm zu klein, Nichts zu unbedeutend; mit einer Wißbegierde, die nie ermüdet, senkt sich sein forschender Blick von dem Wipfel prachtvoller Bäume bis zum zartesten Moos, von den größten unter den Thieren bis zum kleinsten Insect, von den Gebirgen, die zu den Wolken empor-

streben, bis zu den Tiefen der Erde herab; seine Aufmerksamkeit ist an jedem Tage gleich rege und lebendig, denn es ist nicht möglich, Alles zu umfassen, was sich ihm hier darstellt. Auch bei der längsten und sorgfältigsten Betrachtung bleibt ihm die Natur immer neu, immer unerschöpflich und wunderbar. Eben darum verknüpft sich seine Aufmerksamkeit auch mit Nachdenken. Ihm ist es nicht genug, die Gegenstände der Natur blos ins Auge zu fassen, ihren Veränderungen und Vorgängen bloß zuzusehen. Genau zu beobachten, was da ist und geschieht, in die Beschaffenheit der Dinge tiefer einzudringen, die Eigenschaften und Kräfte zu erforschen, welche die Hand des Schöpfers in sie gelegt hat, die genaue Verbindung wahrzunehmen, in der sie mit einander stehen, auf die Absichten zu merken, um welcher willen sie da sind, wenigstens Etwas von den unzählbaren Geheimnissen zu ergründen, mit welchen die ganze Natur angefüllt ist: das ist sein Bestreben. Wie wäre es auch möglich, umgeben von Wundern aller Art, nicht wenigstens zu versuchen, sich nähere Auskunft über sie zu verschaffen?

Wer wirklichen Sinn für die Natur hat, wird aber ebendieselbe auch mit Empfindung und Rührung betrachten. Man versetze den rohen, thierischen Menschen unter die größten Schönheiten und Wunder der Natur, verschaffe ihm den Anblick alles dessen, was die Schöpfung Gottes Entzückendes hat: er wird gleichgiltig und fühllos bleiben; es ist bloß der Stachel des sinnlichen Bedürfnisses, was ihn in Bewegung bringen kann. Man lasse den nämlichen Anblick jenen Unglücklichen zu Theil werden, welche die bürgerliche Gesellschaft verdorben hat, die von wilden Begierden getrieben nur den erkünstelten Vergnügungen der Verschwendung und Prachtliebe nachjagen: auch sie werden nichts empfinden, man wird sie aus dem schönsten Heiligthum der Natur, sobald sie nur können, zu ihren Spieltischen und Tanzsälen, in ihre Gesellschaften und Schauspiele eilen sehen. Ganz anders derjenige, welchem jenes richtige Gefühl für die Natur einwohnt. Es wird sich dasselbe regen, es wird in die lebhafteste Bewegung gerathen, sobald die Natur mit ihren mannigfachen Wundern auf ihn wirkt. Sie ist ihm

kein Gegenstand der flüchtigen Neugierde oder der kalten Betrachtung; mit einer Rührung, die sein Inneres bewegt, wird ihn ihr reines Licht mit froher Heiterkeit, der Anblick ihrer Ordnung mit sanfter Ruhe, der Anblick ihrer immer wechselnden Wirksamkeit, ihres Auflösens und Verbindens, ihres Bildens und Zerstörens, mit stiller Wehmuth erfüllen; er wird ihre Schönheiten mit immer neuem Vergnügen, ihre nie erreichte Kunst mit wachsender Bewunderung, ihren unerschöpflichen Reichthum mit innigem Entzücken, ihre mächtigen Kräfte mit lebendigem Vertrauen, ihre unwandelbaren Gesetze mit tiefer Ehrfurcht, ihren unermeßlichen Umfang mit Erstaunen empfinden. Nichts wird ihm gleichgiltig und fremd sein, er wird Theil an Allem nehmen, was sie hervorbringt; sich selbst wird er in allen Wesen fühlen und Alles mit seinem Wohlwollen umfassen.

Doch der Sinn für die Natur ist keine unfruchtbare Rührung, kein müßiges Spiel mit Empfindungen; wer ihn hat, wird die sichtbare Schöpfung nicht minder mit Erhebung des Geistes zu nützlichen Wahrheiten, ja zu Gott selbst betrachten. Sie ist ihm ein Tempel der allgegenwärtigen Gottheit, er erblickt in ihr überall die Macht und die Weisheit, die Güte und den Ernst, die Erbarmung und die Strenge derselben; er wird sich von Ehrfurcht und Vertrauen zu ihr durchdrungen fühlen, so oft er dieses Heiligthum betritt.

Man kann in der That den Sinn für die Natur nicht haben, ohne an Weisheit, an edlen Gefühlen, ohne an Frömmigkeit und Gottergebenheit immer mehr zuzunehmen.

Von der Befriedigung, welche ein Landaufenthalt dem Stadtbewohner gewährt.

1. Das Leben auf dem Lande hat unläugbar manche Vorzüge vor dem Leben in der Stadt.

2. Dieß ist auch der Grund, weßhalb so viele Stadtbewohner einen Theil der schönern Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen pflegen.
3. Doch würden sie das Landleben gewiß nicht so reizend finden, wenn sie auch die Beschwerden des Landmannes theilen müßten.
4. Aber auch ohne diese Beschwerden kann der Landaufenthalt nur dann volle Befriedigung gewähren, wenn er
   a) mit sorgenfreier Muße,
   b) mit geistiger und körperlicher Befähigung zum Naturgenusse,
   c) mit angemessener Beschäftigung verbunden ist.

(Vergl. das Material zum vorausgehenden Thema, sowie auch das zu dem später folgenden Aufsatz „über die Muße".)

Wichtige Belehrungen aus der Betrachtung der Pflanzen-Welt.

1. Zu welchen Gedanken wir durch die Entwickelung der Pflanze bis zur Blüthe und Frucht angeleitet werden.
2. Auf welche Vorstellungen ihr Absterben im Spätherbst uns hinführe.
3. Welche Hoffnung durch ihr Wiederaufkeimen im nachfolgenden Frühjahre in uns erweckt werde.

Die Pflanzen können uns bei dem Besuche der Felder und der Gärten Anlaß zu manchen nützlichen Betrachtungen geben. Wer sieht nicht mit Vergnügen, wie sie im Sommer die Theile, welche zu ihrem Wachsthum dienen, aus der Luft und aus der Erde durch ihre Wurzeln und ihre Blätter an sich ziehen, die-

selben verarbeiten, und immer wirksam sind, Blüthen zu entwickeln, Früchte hervorzubringen und ihr Dasein zu vervielfältigen? Aber nun haben sie sich bald in dem rastlosen Dienste der Natur verzehrt. Nun fangen einige zu welken an, und in Kurzem werden sie bis auf die Wurzel erstorben sein. Ungegestüme Winde werden über sie herbrausen, Eis und Schnee sie wie ein Leichenstein bedecken. Muß uns das nicht an die Gräber der Unsrigen erinnern, uns an unsre Hinfälligkeit mahnen, und uns mit Schwermuth erfüllen? Ach, der Mensch verwelkt wie eine Blume! Eine jede Blume, die im Herbste ihr Haupt sinken läßt, jedes welke Laub, das abfällt, jede Pflanze, die sich zum Winterschlafe anschickt, weckt in uns den düstern Gedanken des Todes und des Grabes. O laßt uns, ehe wir im Alter verwelken, viele Früchte der Tugend tragen!

Betrachten wir das Verwelken der Pflanzen blos als ein Bild der menschlichen Hinfälligkeit, so muß uns solches mit den traurigsten Empfindungen erfüllen. Wer heißt uns aber bei diesen Ansichten allein stehen bleiben? Der Tod im Reiche der Natur ist weiter nichts, als eine Anstalt zu einer neuen Schöpfung, die Entwicklung zu einem neuen Leben. Die ewig junge innere, unzerstörbare Kraft zieht sich nur auf eine kurze Zeit in sich selbst zurück, um nachmals wieder desto wirksamer zu werden. Wir sehen ja, wie Pflanzen, welche im Winter sterben, bei der Sonne Rückkunft wieder aufleben, und in junger Schönheit hervorgehen. Trostreiches Bild unserer Verwandlung! Dieß Verwesliche wird in Unverweslichkeit, und dieß Sterbliche in Unsterblichkeit übergehen. Gibt es nun keinen wahren Tod, keine Vernichtung in der sichtbaren Welt: wie sollte es einen Tod, eine Vernichtung in der Geisterwelt geben! Uns wird der Tod weder aus dem Gebiete der Schöpfung noch aus der Verbindung mit dem Schöpfer verdrängen können. Er wird vielmehr den in unserm Wesen liegenden, unzerstörbaren Keim des Lebens erst recht entwickeln; wir sterben, damit wir aufhören, sterblich zu sein.

Ueber den Reichthum der Gnadenwohlthaten Gottes im Reich der Natur.

1. Welches deutsche Sprichwort mit besonderem Nachdruck auf diesen Reichthum hinweise.
2. Welche göttliche Eigenschaften hiebei besonders in Betracht kommen.
3. Ausführlicher Nachweis über die Unerschöpflichkeit des göttlichen Segens in der Natur.
4. Die Schlüsse, welche wir hieraus für unser geistiges Heil machen dürfen.

„Gott hat mehr denn er je vergab." — In diesem Sprichwort, sagt Johannes Agricola in seiner schönen Erläuterung desselben, legt sich eine ermuthigende Erfahrung dar, daß nämlich Gottes Schatz= und Gnadenkammer einen unerschöpflichen Reichthum in sich fasset. Gott ist bereit, immer und überall zu helfen, wann und wo es Noth thut und doch behält er allezeit genug; und je mehr er gibt, je mehr er hat. Seine Hand ist ungeschlossen und immer voll.

„Gott gibt alle Jahre Gewächse, Gras und Blumen, Violen, Rosen und dergleichen, Bäume und Holz zum Feuerwerk und allerlei Gebäue, Fische, Vögel, Thiere, zahm und wild, zur Speise der Menschen. Auch schenket er der Welt allen Reichthum, wie denn die Erde Gold, Silber und anderes Metall hervorbringt, wodurch sich die Leute entrichten und mit einander handeln mögen. Ebenso bietet er allerlei Getreide, als Korn, Weizen, Haber, Gerste zur Nahrung und zum Getränke für Menschen und Vieh und das alljährlich, wie der hundert und vierte Psalm sagt: „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hingehen, daß alle Thiere auf dem Feld trinken und ihren Durst löschen. Du feuchtest die Berge von oben her, das Land wird voll Früchte deiner Werke. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat

durch die Arbeit der Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest und der Wein der Menschen Herz erfreue."

„Das ganze Jahr um gibt Gott eine Wohlthat um die andere, ohne Zahl und Maß. Ja, von Adam her haben die Leute Gottes Gaben genossen, gegessen, getrunken, sich gekleidet, gebaut; unsre Vorfahren haben es aber doch noch nicht alles aufgegessen noch ausgetrunken, vernützet zum Bau und zur Kleidung, sondern uns genug übrig gelassen. Also werden wir dieses alles auch gebrauchen, und dennoch werden wir unsern Nachkommen allen auch noch genug lassen; denn Gott hat mehr, denn er je vergab."

Ueber den Luxus.

I. Warum ein gewisser Luxus als erlaubt, ja sogar als geboten anzusehen sei.

1) Ohne allen Luxus würde sich gar vielfach die Trägheit geltend machen, während durch ihn den Arbeitslosen Beschäftigung geboten wird.
2) Durch den Luxus wird das Nachdenken geweckt und die Cultur vielfach gefördert.
3) Manche Lebensverhältnisse, wie die Gastfreundlichkeit, Familienfeste u. s. w. bedingen einen gewissen Luxus.
4) Der Heiland selbst hat einen gewissen Mehraufwand bei mehreren Anlässen zugelassen, ja geradezu gebilligt.
5) Die göttliche Güte bietet uns nicht bloß das Unentbehrliche dar, sondern noch weit mehr, und hat der Natur allenthalben den reichsten Schmuck, die herrlichste Zierde verliehen.

II. In welchem Falle der Luxus als unstatthaft erscheinen müsse.

1) Wenn in Folge desselben der Arbeiter geistig und leiblich zu Grunde gerichte wird;

2) wenn die Luxusgegenstände der Ueppigkeit dienen;
3) wenn man durch übertriebenen Aufwand die eigenen ökonomischen Verhältnisse zerrüttet;
4) wenn man darüber die Pflichten der Menschenliebe verabsäumt;
5) wenn der Luxus das Leben nicht wirklich verschönert.

Gott ist ein reicher Gott und schenkt den Menschen für ihre leiblichen Bedürfnisse nicht nur das Unentbehrliche, sondern noch tausend andere Dinge, die zur Bequemlichkeit und Verschönerung ihres irdischen Daseins dienen. Warum sollten die Menschen nicht dieß Alles dankbar in Empfang nehmen? Oder warum sollte nicht auch dieses, wie Alles überhaupt, durch dankbaren Genuß geheiligt werden? Die ganze Natur, welche den Menschen umgibt, ist ja nicht bloß nothdürftig ausgestattet, sondern mit Reichthum und Schönheit bekleidet. Da nun der Mensch der König derselben ist, sollte er allein ohne Schmuck und Zierde in derselben dastehen, und einen düstern Contrast gegen sie darstellen? Dazu kömmt noch, daß der Mensch das Vermögen empfangen hat, durch Verwendung seiner Kräfte sein Dasein zu verschönern, selbstbildend die allbildende Natur nachzuahmen und den Reichthum ihrer Güter zu mehren. Sollte er diese in ihn gelegte Gotteskraft nicht anwenden? Wenn ferner der Reichthum und die Schönheit der Werke der **Natur** den Schöpfer verherrlicht, warum nicht auch der Reichthum und die Schönheit der Werke des **Menschen**, welcher die Kraft dieser Werke von dem Schöpfer in sich empfangen hat? Und ist nicht auch die Mehrung der Annehmlichkeit und Schönheit des irdischen Daseins, gleichwie eine Folge überhaupt der menschlichen Cultur, so auch eine tausendfache Förderung derselben? Wo die lebenverschönernden Künste ungepflegt sind, da ist der Mensch überhaupt noch im Zustande der Rohheit. Außerdem erwäge man, daß so viele Tausende, die ohne Luxus in der Welt weder Arbeit noch Brod hätten, Beides in **dem** finden,

was sie zur größeren Bequemlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit des leiblichen Lebens beitragen. Wahrlich, hätte man sich auf die bloße Nothdurft zu beschränken, es müßte Trägheit, und mit dieser alles Uebel herrschen, welches wesentlich in ihrem Gefolge ist.

Endlich gibt es so viele ausgezeichnete Momente im irdischen Dasein des Menschen, und so manche schöne und würdige Verhältnisse desselben. Wenn der Mensch nun eben einen solchen Moment, ein solches Verhältniß feiert, so darf und soll wohl auch sein leiblicher und sinnlicher Theil an der Feier Antheil nehmen. Es läßt sich ja die Feier überhaupt äußerlich nicht darstellen, außer am Leibe und im Leiblichen. Wir werden es darum wohl nur passend finden, wenn z. B. dem theuren Gaste zu Ehren ein eigentlicher Aufwand gemacht, und dieß und jenes, was ihm unsere Verehrung ausdrücken kann, veranstaltet wird; oder wenn am Geburts- oder Namenstage des Vaters oder der Mutter das ganze Haus sich freut, und eine reichlicher besetzte Tafel die Freude nährt und erhöht; oder wenn an einem Festtage des Herrn Alles festlich geschmückt ist und in Feierkleidern im Hause desselben erscheint. Darum billigte denn auch der, welcher selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, einen würdigen Mehraufwand, und eine Erheiterung, Verschönerung und Heiligung des irdischen Daseins durch ihn. Er wohnte öfters Gastmahlen bei, er gab selbst Speise und Trank im Ueberflusse, er nahm mit bedeutendem Kostenaufwande verbundene Ehrenbezeigungen an und behauptete, daß die Rücksicht auf die Pflichten der Wohlthätigkeit ganz gut hiermit zusammen bestehe. Fügen wir hinzu, daß schon von den Israeliten die Festtage mit Aufwand, daß der ganze Jehovacult mit Luxus ausgestattet war. Dasselbe ist der Fall in der katholischen Kirche; wie prachtvoll sind viele ihrer Tempel und deren Schmuck, wie kostbar die heiligen Geräthe, Gewänder u. s. f.!

Wenn ein gewisser Luxus statthaft ist, so ist er es durch die angegebenen Gründe. Nur jener Luxus also ist gerechtfertigt, welcher wirklich das Dasein verschönert, nicht der, welcher es, wie z. B. manche Mode, verunstaltet und verkrüppelt;

nur der, welcher wirklich unbeschäftigten Händen eine geistig und leiblich gesunde Arbeit verschafft, nicht aber der, welcher die Arbeiter kümmerlich nährt und dabei geistig und leiblich zu Grunde richtet: nur der, welcher wirklich in Kunstwerken die Werke Gottes und ihre Schönheit ans Licht stellt. Sittlich anstößige Gemälde und Statuen, eine berauschende Musik, Kleiderpracht, bei welcher sich nur Eitelkeit und Prunksucht zur Schau stellt, Gastmahle, bei denen man nur gewisse selbstsüchtige Absichten oder den Gaumenkitzel im Auge hat, Hausgeräthe, worin man nur seinen Reichthum oder seine feine Kenntniß der gerade herrschenden Mode zeigen will, tragen ihre Verwerflichkeit in sich selbst.

Auch liegt es im Begriffe des Luxus, daß er als etwas gleichsam Ueberfließendes und meistens Ueberflüssiges dem Nothwendigen, dem strengen Bedürfnisse nachstehen muß. Nie darf er also die Rücksichten der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder auch der Güte verletzen. Es ist darum Unrecht zur Befriedigung desselben Schulden zu machen oder gemachte unbezahlt zu lassen, die Ausgaben für Erziehung zu schmälern, seine Familie mittellos einer ungewissen Zukunft entgegenzuführen, Arme, die um Hilfe flehen, abzuweisen, seine Berufspflicht hintanzusetzen, um einem Vergnügen nachzugehen, den Dienstboten etwas an Lohn, Kost oder Verpflegung abzubrechen, nur um größeren Aufwand machen zu können.

Ueber die Sitte der Weihnachtsgeschenke.

1. Welche Sitte die Römer hatten, um das Andenken an eine frühere glücklichere Zeit unter der Herrschaft des Saturnus zu feiern.
2. Welche andere schönere Sitte, die am Weihnachtsabend Statt findet, von unseren Vorfahren auf uns gekommen ist.
3. An welche Wahrheit dieser Gebrauch besonders die Kinder, aber auch die Erwachsenen erinnern solle.

4. Die herzliche Freude, mit welcher man sich in Deutschland, wie schon der Vorbereitung für die Bescheerung, so vorzüglich auch dieser selbst hinzugeben pflege.
5. Welche Wirkung diese Sitte zuweilen sogar auf Ungläubige zu machen vermöge.

Es war eine schöne Sitte bei den Römern, daß sie in den Tagen, die sie dem Andenken der goldenen Zeit widmeten, in welcher, wie sie meinten, Saturnus geherrscht, allen Unterschied der Stände aufhoben, und die Knechte einer völligen, zwar kurzen, aber jährlich wiederkommenden Freiheit genießen ließen. Und doch, so schön sie war, hatte diese Feier etwas Trauriges; sie erinnerte lebhaft an den Verlust der goldenen Zeit; das Brod der Dienstbarkeit und die Fessel derselben schienen nach Verlauf einiger Tage dem Unglücklichen, der zu ihnen zurückkehren mußte, nur desto härter.

Unsere Väter haben uns nicht diese, aber eine andere Sitte hinterlassen, welche schöner und rührender ist, eine Art des häuslichen und doch allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Vater der Kinder ist, dem gefallen muß, der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte, der selber ein Kind geworden war.

Gesegnet sei der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden sei, die größeren an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte, die ganze Christenheit freue sich, sie sollten sich auch freuen, Klein und Groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkten, aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe!

Es ist eine Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns.

Gern geht man auf den Christmarkt an den Abenden der Christwoche, und besucht die erleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen.

Aber welch ein Anblick, wenn nun die ersehnte Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!

Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen Tannenbäumchen, deren Zweige mit Aepfeln, Nüssen und Rosinen beladen sind, die schönen Puppen und Reiter, Schlitten und Wagen, in deren Mitte man immer das Jesukindlein in der Krippe, oder die Flucht nach Aegypten, oder die Hirten und die Weisen vom Morgenlande mit dem goldenen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeuget von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unserer Väter.

Mancher schon Erwachsene, der im thörichten Stolze der Vernunft sich dem Glauben entfremdet hat, welchen liebevolle Eltern in seiner Jugend ihm eingepflanzt, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der kleinen bemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne niederfallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der lieget in Mariens Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein!
Kyrieleis!

Ueber die Pflicht der Dankbarkeit.

1. Warum die Dankbarkeit als eine durchaus natürliche Pflicht angesehen werden müsse.

2. Inwiefern die Undankbarkeit als ein gräuliches Laster erscheine, und mit welchen Strafen die Perser und auch die Athenienser dieselbe belegt haben.
3. Aufforderung zu genauer Selbstprüfung, ob man jener Pflicht gehörig nachgekommen sei, in welcher Hinsicht man sie dagegen verletzt habe.

Keine Pflichterfüllung ist, nach Cicero's Zeugniß, so nothwendig, als die der Dankbarkeit. Was müssen wir thun, sagt er, wenn man uns mit einer Wohlthat zuvorgekommen ist? Sollen wir nicht, fruchtbaren Feldern ähnlich, mehr hervorbringen, als man gesäet hat? Denn wenn wir kein Bedenken tragen, denjenigen Beweise der Ergebenheit zu liefern, von denen wir wissen, daß sie uns nützen werden, wie müssen wir uns gegen diejenigen betragen, die uns schon gute Dienste gethan haben? An einer anderen Stelle sagt Cicero: Ich möchte gerne alle Tugenden besitzen; doch wünsche ich nichts mehr, als dankbar zu sein und dafür angesehen zu werden. Denn diese Tugend ist nicht nur die allergrößte, sondern auch die Quelle aller übrigen Tugenden. Was ist kindliche Liebe anderes als dankbare Gesinnung gegen die Eltern? Wer sind die rechtschaffensten Bürger, wer diejenigen, welche sich im Kriege und Frieden um das Vaterland wohl verdient machen? Sind es nicht diejenigen, die daran denken, was sie dem Vaterlande schuldig sind? Wer sind die Tugendhaften, wer die Religiösen? Sind es nicht diejenigen, welche den Göttern mit den herkömmlichen Opfern und mit dankbarer Seele huldigen? Wie kann das Leben angenehm sein, wo keine Freundschaften sind? Wie ist aber Freundschaft zwischen Undankbaren möglich? Wem von uns, der eine anständige Erziehung genossen hat, ist nicht sein Erzieher, sein Aufseher und Lehrer, nicht jener Ort, wo er seinen Unterhalt oder seine Bildung gefunden hat, mit dankbarer Erinnerung in der Seele gegenwärtig?

Ich entsetze mich vor dem Verbrechen des Undankes; denn mit diesem Laster ist alles Böse verbunden. Der Undankbare ist

allgemein gehaßt. Unter den vielen und großen Lastern ist keines so herrschend als das des Undankes. Dieses sehr häufige Verbrechen wird nirgends bestraft, aber überall mißbilligt. Doch liest man von den Persern, daß sie, wenn sie von Jemand erfahren hatten, er sei nicht erkenntlich gewesen, da er es doch konnte, einen solchen hart bestraft haben, denn sie meinten, die Undankbaren hätten keine Ehrfurcht vor der Gottheit, sie bekümmerten sich nicht um Eltern, Vaterland und Freunde. Bei den Athenienſern aber war ein Gesetz gegen undankbare Kinder, welches dieselben von öffentlichen Aemtern ausschloß, und verordnete, daß man ihnen gar nichts Wichtiges anvertrauen solle. Die Athenienser dachten — und gewiß mit vollem Rechte — daß derjenige, welcher die erste aller Pflichten gegen die Eltern nicht beobachtet, weder die gottesdienstlichen Handlungen mit Andacht verrichten, noch überhaupt etwas auf eine gute und ersprießliche Art thun könne.

Das Laster des Undanks ist verabscheuenswerth, da kein anderes so geeignet ist, Menschen von einander zu trennen und die heiligsten Bande der Eintracht, Liebe und Verehrung zu lösen. Aber es ist so allgemein, daß von ihm auch diejenigen, welche darüber klagen, selten ganz frei zu sprechen sein möchten. Denke bei dir selbst nach, ob keine Wohlthat je bei dir verloren gegangen ist, ob du gegen Alle, denen du es schuldig warst, dich dankbar bezeigt, ob das Andenken an alle Wohlthaten dich begleitet hat.

Die Ausflüchte des Undankbaren.

Eingang. Jedes Laster sucht sich zu entschuldigen.

Der Undankbare sagt

erstens: er habe seinen Wohlthäter nicht kränken wollen. Es ist aber klar, daß er sich hiemit nicht entschuldigen könne. Oder er meint

zweitens: die Wohlthat sei gar nicht aus besonderer Zuneigung, sondern nur aus Pflichtgefühl erwiesen worden. Was aber die Pflicht gebieten mag, das darf von demjenigen, der den Gewinn davon zieht, nicht als Schuldigkeit angesehen werden. Endlich

drittens sagt man wohl, neben dem Guten, was man genossen, habe man zuweilen auch eine harte, unfreundliche Behandlung erfahren. Diese war aber entweder wohlverdient und heilsam, oder man hat der menschlichen Schwäche auch Manches nachzusehen.

Wie es kein Laster gibt, das nicht durch Bemäntelung und Lüge sich außer Verantwortlichkeit zu stellen sucht, so bringt auch die Undankbarkeit allerlei zu ihrer Entschuldigung vor. Sie spricht ungefähr so: „Ich habe meinem Wohlthäter Verdruß gemacht, — aber ich wollte ihn nicht kränken. Ich habe gefehlt, das kann ich nicht läugnen, aber aus Unbedachtsamkeit und Uebereilung, keineswegs in der Absicht, ihm damit weh zu thun; im Gegentheil, ich schätze den Mann und bin ihm herzlich gut.“ — Nun freilich, das hätte noch gefehlt, daß du es absichtlich thatest! Wenn du aber den verletzest und kränkst, den du liebst, was wirst du dem thun, welchen du hassest? Oder, was könnte ihm sein ärgster Feind Schlimmeres thun? — Andere entschuldigen sich so, daß sie sagen, was ihnen Jemand Gutes erzeigt, das habe er aus Pflicht, nicht aus freiem Antriebe gethan. So z. B. sei es Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu ernähren, Pflicht der Lehrer, ihre Schüler zu unterrichten u. s. f. — Eine heillose und verwerfliche Rede! Wenn jene in deiner Erziehung, Unterweisung oder Unterstützung ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt haben, willst du das als Schuldigkeit fordern, als hätten sie einen Schuldposten bezahlt oder ein Geschäft abgemacht? Oder gehörte das vielleicht auch zu ihrer Pflicht, daß sie dich Nichtswürdigen liebten, daß sie dein Bestes ihrem Vortheile vorzogen, und lieber selbst entbehrten, als dich Mangel leiden lassen wollten? — Da kommt uns ein Dritter,

der sich so vernehmen läßt: „Ich läugne nicht, von ihm Angenehmes und Nützliches empfangen zu haben; aber er war auch oft hart und bitter gegen mich, und da ich das nicht vergessen kann, so erlischt die Dankbarkeit für seine Wohlthat ohne meine Schuld." — Wie? du hättest eine Rüge und Züchtigung verdient, und wolltest nicht auch diese unter die Wohlthaten rechnen? Und willst du denn nichts vergessen, nichts der menschlichen Schwäche zu Gute halten, nicht das Kleine um des Größeren willen übersehen? — So leer und nichtswürdig sind die Entschuldigungen des Undankbaren.

In wiefern der Mensch Herr seines Geschickes sei.

1. Der Mensch ist Herr seines Geschickes, insoferne der Erfolg seiner Unternehmungen in vielen Fällen abhängt
   a) von seinen körperlichen Kräften,
   b) von seinen moralischen Eigenschaften,
   c) seiner geistigen Befähigung und seinen Kenntnissen.
2. Gerade für die wichtigsten Dinge hat sich dagegen die Vorsehung ihren besonderen, uns unbekannten Rathschluß vorbehalten.
3. Welcher Antrieb sich für den Menschen daraus ergibt, daß er in vielen Fällen sich selbst sein Geschick bereiten kann.
4. Wozu ihn aber auch die Gewißheit ermuntern müsse, daß er gerade in den schwierigsten Verhältnissen sich nicht lediglich auf seine eigenen Kräfte, sondern vielmehr auf den göttlichen Beistand angewiesen sieht.

Sokrates ertheilte — wie Xenophon in den Denkwürdigkeiten berichtet — seinen Freunden unter Anderm auch folgende Rathschläge. Was unumgänglich nöthig war, das, rieth er, sollten sie ausführen, wie sie glaubten, daß es am besten ge-

schehen könnte: Ueber Dinge dagegen, deren Erfolg dem Menschen verborgen ist, ließ er den göttlichen Rath erforschen, ob man sie unternehmen dürfe. Auch diejenigen, die Güter oder Staaten zu verwalten gedächten, müßten, sagte er, Offenbarungen zu Hilfe nehmen. Ein guter Zimmermann, Schmied, Landwirth, Menschenbeherrscher oder Beurtheiler von solchen Geschäften, ein guter Rechenmeister, Oekonom oder Offizier zu werden, auf alle Wissenschaften dieser Art könne man sich nach menschlichem Rath und Willen verlegen; das Wichtigste hiebei hätten sich jedoch die Götter vorbehalten. Wer seinen Acker noch so gut bestellt habe, wisse doch nicht, wer davon die Früchte einärnten werde, und wer sich ein schönes Haus habe bauen lassen, könne doch nicht sagen, wer es bewohnen werde. So sei auch der größte Feldherr nicht gewiß, ob es sein Glück sein werde, ein Heer anzuführen, noch der Staatsmann, ob er zu seinem Vortheil große Staatsgeschäfte verwalten werde. Die aber wähnten, daß nichts von dergleichen Dingen von göttlicher Wirkung herrühre, sondern alles von menschlichem Verstande, diese erklärte er für wahnsinnig, für wahnsinnig aber auch diejenigen, welche Offenbarungen in Dingen suchten, welche die Götter menschlicher Einsicht und Beurtheilung überlassen haben, wie z. B. wenn Jemand fragen wollte, ob es sicherer sei, einem Menschen, der das Fuhrwerk versteht, sein Gespann anzuvertrauen, oder einem Unwissenden, einem geschickten Steuerer das Schiff zu überlassen, oder einem ungeschickten. So handelte nach seiner Meinung derjenige frevelhaft, welcher Dinge, die man durch Zahl, Maß und Gewicht erfahren kann, von den Göttern zu erfahren suche. Sein Ausspruch aber war dieser: Was die Götter den Menschen zu erlernen und ins Werk zu setzen vergönnt hätten, das müsse man erlernen, was aber dem Menschen verborgen sei, durch die Wege der Offenbarung von den Göttern zu erkunden suchen; denn das eröffneten sie denen, die bei ihnen in Gnaden stünden.

Eben hieher gehören auch die Sprichwörter:

„Der Mensch denkt, Gott lenkt."

„Jeder ist seines Glückes Schmied."

u. s. w.

Von den Temperamenten.

1. Was man unter Temperament überhaupt verstehe.
2. Warum es von Nutzen sei, die Unterschiede der Temperamente kennen zu lernen.
3. Die Charakteristik des Sanguinikers.
4. Das Bild des Cholerikers.
5. Die Eigenthümlichkeit des Phlegmatikers.
6. Die Natur des Melancholikers.
7. Die Mischung der Temperamente.
8. Beispiele scharf ausgeprägter Temperamente
   a) von einzelnen, geschichtlich berühmten Personen,
   b) von ganzen Völkern.

Unter Temperament oder Gemüthsart versteht man die Art zu empfinden und zu handeln, insofern beide in gewissen Beschaffenheiten des körperlichen Organismus gegründet sind, während dagegen der Charakter eines Menschen bloß als rein psychisches Erzeugniß, aus Selbstbestimmung des Willens nach Grundsätzen, ohne Einfluß des Physischen, oft im Kampfe mit demselben erzeugt, betrachtet werden muß.

Es ist von großer Wichtigkeit, jedes einzelne Temperament nach seinen hervorstechenden Zügen genau kennen zu lernen, indem man hiedurch um so eher in den Stand gesetzt wird, diejenigen, mit welchen man umgehen muß, gehörig zu behandeln, ebenso aber auch selbst um so gewisser auf der Hut sein wird, daß man seine Handlungen nicht gänzlich dem Antriebe des Temperamentes überlasse.

Der Sanguiniker ist in seinen Gefühlen sehr lebhaft; er ist leicht zu rühren, aber diese Rührung geht selten in Handlung über, wenn sie nicht im ersten Augenblicke benützt wird. Sein Leben ist voller Entschlüsse, von denen Weniges durch eigene Thatkraft zur Ausführung kommt. Er ist gelehrig, vergißt aber leicht das Gelernte wieder; gutmüthig, dienstfertig, frohsinnig, ein guter Gesellschafter. Er verspricht leicht, doch kann man sich auf sein Versprechen nicht verlassen, weil er es bald wieder vergessen, und weil er oft nicht nachgedacht hat, ob er im Stande sein wird, sein Versprechen zu halten. Er ist leicht zu überreden, aber meistens behält derjenige Recht, welcher zuletzt mit ihm sprach. Hat er gefehlt, so sieht er es bald ein, bereuet es auch sehr; doch ist anhaltendes Grämen darüber seine Sache nicht. Geschäfte sind ihm nicht zuwider, wenn sie leicht und bald zu vollenden sind. Anhaltender, anstrengender Arbeit ist er nicht gewachsen; lieber ist ihm rastlose, abwechselnde, spielende Thätigkeit. Dieß Temperament ist die Anlage zur Liebenswürdigkeit und zum Edelmuth, aber auch zur Sinnlichkeit und zum Leichtsinn, welche beide von Stufe zu Stufe den Menschen zu den größten Verirrungen führen können. Aufforderung genug für jeden Menschen, auf seiner Hut zu sein, wenn er die Züge dieses Temperamentes an sich merkt.

Der Cholerische wird auch schnell und heftig erregt, aber immer haben die stürmischen Gemüthsbewegungen desselben etwas Scharfes und Bitteres bei sich. Sein Begehrungsvermögen lodert heftig auf und wird zu starker Thatkraft, allein es neigt dasselbe mehr zum Haß, als zur Liebe; selbst seine Liebe ist in ihrer Heftigkeit oft dem Hasse ähnlich. Widerstand ist neue Anregung für sein Gefühl, dagegen bei Nachgiebigkeit das aufgereizte Gefühl sich selbst verzehrt und das Begehrungsvermögen eher befriedigt und in sich beruhigt wird. Liebe und Haß sind daher bei ihm heftig in ihren Aeußerungen, aber eben so wenig von Dauer. Ueber Beleidigungen zürnt er auf's Heftigste, doch wird er durch Demüthigung des Gegners und Abbitte leicht besänftigt. Arbeit, selbst die schwerste, scheut er nicht, er geht rasch darüber her, allein er arbeitet nicht gern anhaltend, am aller-

wenigsten an kleinlichen Gegenständen. Er stellt lieber an und leitet, als daß er selbst mit der Ausführung sich abgibt. Er macht hochfliegende Plane und Entwürfe, überläßt aber die Ausführung gerne Anderen. Ruhm und Ehre sind meistens die glänzenden Luftgebilde, denen er mit allen Kräften nachjagt; was ihn daran verhindert oder ihm diese zu verdunkeln droht, verletzt ihn am empfindlichsten. Er liebt Pracht und Schimmer, die Unterwürfigkeit und Aufwartung der Menschen, die, zu seinen Diensten bereit, auf seinen Wink gehorchen müssen. Er nimmt daher gern die Huldigung der Niedern an, gefällt sich im Versprechen seiner Unterstützung. Er ist deßhalb auch großmüthig, nicht sowohl aus reiner Menschenliebe, sondern um dafür gepriesen zu werden, denn er ist auf der andern Seite wieder habsüchtig, um der Sucht zu glänzen Genüge leisten zu können. Er nimmt, wo man es nicht sieht, um zu geben, wo man es sieht. Unter den Affecten werden die unangenehmen öfter in ihm erregt, als die angenehmen; die letztern nur dann, wenn seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, befriedigt werden. In solchen Fällen kann ihn auch der Affect überraschen und zu lautem Ausbruch der Freude hinreißen. Von der Vernunft gezügelt, erleichtert dieß Temperament dem Menschen, welcher es besitzt, die Bildung zur Großmuth, zur Tapferkeit, zum Herrschen, und im Mittelstande zum edeln, einsichtsvollen, rasch thätigen Geschäftsmanne.

Der Phlegmatiker hat keine herrschende Leidenschaft, wenigstens keine der heftigeren. Seine Neigung geht mehr nach Ruhe, nach Genuß ohne Anstrengung. Den Affecten ist er eben so wenig unterworfen, und wenn welche bei ihm Statt finden, sind es mehr die angenehmen, als die unangenehmen. Zorn, Reue, Gram überfallen ihn selten. Er ist schwer zu rühren, aber wenn einmal die Empfindung erregt wird, ist sie von Dauer. In seinen Handlungen ist er langsam und besonnen. Er leistet weniger thätigen Widerstand gegen das Eindringen unangenehmer Einwirkungen, gegen unbillige Zumuthungen, als leidenden, durch seine Gleichmüthigkeit und Besonnenheit. Er reizt daher Andere weniger zur Gegenwirkung, zum Haß

oder zur Rache, und erhält sich doch immer in einem gewissen Grade von Achtung und Zurückgezogenheit, so daß sich so leicht Niemand an ihn wagt. Dieß ist um so mehr der Fall, da seine Anforderungen an die Menschen sehr gemäßigt sind. Er ist ein treuer Freund, ein guter Ehemann, ein gütiger Vater, aber nicht immer nach Wunsch des Gesindes Herr und Gebieter; denn er ist ordnungsliebend, schwer zu täuschen und hat keine übereilte Kränkungen durch Geschenke gut zu machen. Dieß Temperament hat die glücklichste Anlage zu stiller Tugend und Zufriedenheit, es ist das Talent zur praktischen Lebensphilosophie, wenn es im gehörigen Grade vorhanden ist, so daß das Gefühl nicht zu langsam erregbar, die Thatkraft nicht zu schwach ist. Seine Geschäfte verrichtet der Phlegmatiker aus Pflichtgefühl, die leichteren auch mit Neigung, die schwerere und anhaltende Anstrengung erfordernden sind ihm zuwider. Ist dieß Temperament im hohen Grade vorhanden, so kann es zu Stumpfsinn, Gleichgiltigkeit und Faulheit ausarten.

In dem Melancholiker findet kein schneller Wechsel der Gefühle Statt; darum können aber auch die wenigeren desto tiefer eingreifen. Sein Gemüth hält die einzelnen Empfindungen desto fester, je weniger ihm ein schneller Wechsel immer neuen Stoff gibt. Daher äußert sich auch sein Begehrungsvermögen langsam, ist aber stark und anhaltend und läßt seinen Gegenstand so leicht nicht fahren. Von Affecten wird dieß Temperament wenig überfallen, mehr überschlichen, und immer eher von traurigen, als fröhlichen. Weil der Melancholiker mehr die Schwierigkeiten jeder Sache sieht und ihn keine Ueberwältigung schnell wechselnder Gefühle an der Ueberlegung hindert, so ist er vorsichtig, bedenklich, überläßt sich selten dem Frohsinne und noch seltener der lauten Freude. Seine Leidenschaften sind nicht stürmisch, mehr still und verschlossen, aber sie beherrschen ihn deßhalb nicht weniger. Er ist besonders zum Geize geneigt wegen seiner ängstlichen Sorge für die Zukunft. In der Liebe ist er treu, anhänglich, aber der stillen, sich selbst verzehrenden Eifersucht sehr unterworfen. Zur Freundschaft ist er weniger geneigt, er ist dazu zu mißtrauisch und bedenklich. In seinen Geschäften

ist er fleißig und pünktlich. Er scheut die schwerste Arbeit nicht. Er lernt schwer; was er aber einmal begriffen hat, bleibt sein Eigenthum. In seinem Betragen wie in seinen Forderungen an Andere ist er streng und ohne Nachsicht. Die öffentlichen, rauschenden Vergnügungen sind ihm zuwider, er liebt mehr ein stilles Vergnügen unter Wenigen, ernste Gespräche, tiefe Betrachtungen über einen Gegenstand; er sucht die Einsamkeit und zieht sie jeder Gesellschaft vor. Dieß Temperament ist die Anlage zum metaphysischen Philosophen, zu einem guten Erfinder und genauen Beobachter, aber auch zur Schwermuth, zur Selbstquälerei und Menschenfeindschaft. Wer dieß Temperament hat, muß sich hüten, seinem Hange zur Einsamkeit, zur Menschenscheu und zur Verachtung der Freude zu sehr nachzugeben.

Wenn nun auch in jedem Menschen eines oder das andere der geschilderten Temperamente überwiegt, so hat doch häufig eine solche Mischung derselben Statt, daß die üblen Einwirkungen des einen Temperamentes durch die guten des andern in ein vortheilhaftes Gleichgewicht gesetzt werden. Doch sind die Beispiele vom Vorherrschen eines gewissen Temperamentes nicht gerade selten, und die Geschichte alter und neuer Zeit weist uns Charaktere auf, in welchen sich eine auffallende Stärke des einen oder anderen Temperamentes bemerklich macht. So möchte sich schwerlich verkennen lassen, daß z. B. in Alcibiades der Sanguiniker, in Klopstock der Melancholiker, in Michel Angelo der Choleriker, in Kaiser Friedrich III. der Phlegmatiker sich entschieden ausgeprägt hat.

Sogar in ganzen Nationen treten die einzelnen Temperamente überwiegend hervor. So bei der französischen das sanguinische, bei den Spaniern und Italienern das cholerische, bei den Deutschen das phlegmatische, bei den meisten slavischen Völkern aber das melancholische Temperament.

(Vgl. den Aufsatz: „Ueber den Kampf des Menschen mit seinem Temperamente“, S. 146.)

Ueber den Wankelmuth in den menschlichen Handlungen.

I. Daß nichts seltener bei den Menschen zu finden sei, als Beständigkeit.

II. Worin die Unbeständigkeit der Menschen ihren Grund habe.
  1) In ihrer sittlichen Verkehrtheit;
  2) im Einflusse der äußeren Umstände;
  3) in der Freiheit des menschlichen Willens.

III. Wozu die Erkenntniß von dieser Unbeständigkeit diene.
  1) Sie bewahrt vor ungerechter Beurtheilung des Nebenmenschen; ebenso auch
  2) vor übertriebenen Erwartungen von denselben.

Wer der Handlungsweise der Menschen genau auf der Spur folgt und jeden Schritt derselben wohl ins Auge faßt, der wird gestehen müssen, daß man bei ihnen nichts so selten als die Beständigkeit, und nichts so häufig als den Wankelmuth antrifft. Nur wenige Menschen wird man ausfindig machen können, die ihr Leben nach einem sichern, festen Gang einrichten; überall begegnen uns vielmehr die entschiedensten, auffallendsten Gegensätze, bei den Guten sowohl wie bei den Bösen. Der erste Grund dieser Wandelbarkeit des menschlichen Gemüths liegt in dessen Verkehrtheit. Was nemlich unordentlich und verkehrt ist, das kann allerdings niemals sich gleich bleiben, sondern wird immer im Widerspruch mit sich selbst stehen, in ähnlicher Weise, wie auch bei den Fieberkranken Frost und Hitze mit einander abwechseln, und die rechte Temperatur sich da niemals behauptet. Ferner: da wir uns nicht so fast von den göttlichen Gesetzen, als vielmehr von unseren Begierden bestimmen lassen, verändert sich auch mit diesen immerdar unsere Handlungsweise. Wir folgen dem Drange unserer Begierden ungefähr auf die nämliche Weise, wie Gegenstände, welche schwimmen, bald schnell, bald langsamer vorwärts gehen, je nachdem das Wasser heftig oder sanft dahinfließt. So darf es uns z. B.

nicht wundern, wenn wir denjenigen, welcher gestern so tapfer schien, heute so feigherzig handeln sehen. Es hatte ihm gestern der Zorn, oder der Wein, oder die Gesellschaft u. s. w. Muth gemacht. Die Umstände hatten es ihm verliehen; was Wunder also, daß durch andere, entgegenstehende Umstände das Gegentheil in ihm hervorgerufen wurde? Dazu kommt noch, daß dem Menschen das Vermögen, sich moralisch umzuwandeln, gegeben ist. Nicht bloß die äußeren Umstände bewegen mich, sondern ich habe auch die Quelle der Bewegung in mir selber. Hiedurch bin ich namentlich im Stande, mich dem Guten, Besseren, mithin Bleibenden zuzuwenden; bei der Unvollkommenheit aber meiner guten Vorsätze werde ich nur zu häufig wieder in die entgegengesetzten Fehler zurücksinken, und so abermals sehr unbeständig und schwankend in meinem Thun und Treiben mich darstellen. Eben diese Erkenntniß aber der Unbeständigkeit in den menschlichen Handlungen soll uns zuvörderst bewahren vor ungerechter Beurtheilung unseres Mitmenschen, worin es gleichwohl so viele versehen, wenn sie nämlich den Geist und Sinn ihres Nächsten als ein zu haltbares Gewebe sich vorstellen, und alle die Handlungen und Thaten desselben, welche sie hiemit nicht recht zu vereinigen wissen, als aus bloßer Verstellung hervorgegangen ansehen. Eben so lehrt uns diese Erkenntniß auch, den Menschen nicht allzu viel zu vertrauen und bewahrt z. B. vor dem falschen Schlusse, daß, da sie in gewisser Beziehung Ausgezeichnetes geleistet haben, in allen ähnlichen Angelegenheiten das Nämliche von ihnen erwartet werden dürfe.

Ueber die Unentschlossenheit.

Eingang. Der Mensch ist zum Handeln, zur Thätigkeit bestimmt, und zu dieser wird Entschlossenheit erfordert.

I. Ursachen der Unentschlossenheit.

Sie liegen,

a) im Menschen selbst, und sind theils

α) geistiger Natur (einerseits Schwäche des Verstandes oder auch allzugroße Feinheit desselben, andererseits Schwäche des Willens oder auch heftige Leidenschaften), theils

β) körperlicher Art (Nervenschwäche, Launenhaftigkeit erzeugende Reizbarkeit);

b) in äußeren Umständen (drückende Verhältnisse, öfters fehlgeschlagene Erwartungen).

II. Folgen der Unentschlossenheit:

a) Hemmung in den Geschäften;

b) Nachtheile für wissenschaftliche oder künstlerische Arbeiten;

c) Verhinderung des äußern Glückes.

III. Hilfsmittel gegen die Unentschlossenheit:

a) Ausbildung des Verstandes;

b) Vermeidung wiederholter Berathschlagungen;

c) Muth beim Vollzug;

d) Vertrauen auf die Vorsehung.

Der Mensch ist zum Handeln geboren. Sein Glück hängt davon ab, daß er etwas Gutes oder Nützliches mit Erfolg thue. Seine Geschäfte sind Anwendungen seiner Geistes- oder Körperkraft, selbst seine Ergetzungen sind Arbeiten, nur von anderer Art. Das ganze Leben des Menschen ist eine Reihe von Thätigkeiten. Was kann also wohl einen größeren Einfluß auf seine Glückseligkeit haben, als das, was ihn am Handeln hindert, oder was ihm das Handeln leicht macht? Unter jenen Hindernissen aber steht die Unentschlossenheit oben an, weil sie unmittelbar die Wirksamkeit des Geistes aufhält, und die Kräfte, welche er anwenden sollte, irgend ein Ziel zu verfolgen, bei der Aufsuchung dieses Zieles und bei der Wahl der zu ihm führenden Wege verzehrt.

Die Ursachen der Unentschlossenheit liegen zum Theil im Menschen selbst, zum Theil in den äußeren Umständen des-

selben. Erstere sind theils geistiger, theils körperlicher Natur. Die geistigen beruhen entweder auf der Beschaffenheit des Denkvermögens oder des Charakters.

Die in der Eigenthümlichkeit des Denkvermögens liegenden sind vor allen der wirkliche Mangel an Einsicht, die Schwäche des Verstandes, wodurch dem Menschen die Gründe, welche seinen Entschluß bestimmen sollten, entweder gänzlich verborgen bleiben oder sich ihm in einem zu schwachen Lichte zeigen. Vollständige Kenntniß einer Sache macht entschlossen, halbe Kenntniß dagegen unentschlossen, weil man alsdann nicht weiß, was eigentlich zu thun sei.

Beschließen heißt bestimmen, welche unter mehreren Handlungsweisen die beste sei. Das Große muß vom Kleinen, das Scheinbare vom Wahren, das Gute vom Besseren unterschieden, die Grade der Zweckmäßigkeit der Mittel und die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs müssen berechnet werden; dazu gehört sichere und schnelle Urtheilskraft; wem sie mangelt, der wird zu keinem Entschlusse kommen.

Die andere Ursache liegt in einer der vorgenannten gerade entgegengesetzten Beschaffenheit des Verstandes, einer übergroßen Feinheit nämlich und einem Scharfsinne, der in die verborgensten Winkel eines Gegenstandes einzudringen vermag. Diejenigen, welche gewöhnt sind, Alles bis in die kleinsten Theile zu zergliedern, werden leicht so viele, von Andern kaum bemerkte Schwierigkeiten gewahr, daß sie darüber den Muth und die Besonnenheit verlieren, die zur Entscheidung erfordert werden. Daher pflegen sich allzu sehr grübelnde Köpfe zu Geschäften nicht weniger untauglich zu erweisen, als die schwachen, und man sieht eingeschränkte, einer tiefen Ueberlegung unfähige Leute oft mit mehr Entschlossenheit handeln, als die geübtesten Denker.

Die zweite Classe der geistigen Ursachen der Unentschlossenheit liegt in Anlagen des Charakters, d. h. in Eigenthümlichkeiten des Begehrungsvermögens. Unter diesen ist die erste und ohne Zweifel die wichtigste wiederum die Schwäche desselben.

Stark zu wollen ist das Princip sowohl des Muthes, welcher unternimmt, als der Standhaftigkeit, welche aushält. Diese Stärke ist von der Festigkeit der Ueberzeugung noch verschieden. Personen, die Alles wohl überlegt haben, aber schwach von Charakter sind, schwanken bei dem ersten dreisten Widerspruche, den sie von Anderen erfahren. Noch mehr aber ist jeder Widerstand, den fremde Leidenschaften oder fremde Macht ihnen entgegensetzen, fähig, ihre Vorsätze wankend zu machen. Diese Schwäche ist mit der Furchtsamkeit verwandt, die sich leicht durch die zu besorgenden Uebel abschrecken läßt, eine Wahl zu treffen, einen Entschluß zu fassen. Auch die Trägheit und Nachgiebigkeit gehen aus der Schwäche des Willens hervor. Der Träge schwankt immer zwischen den Entschlüssen, die er zu fassen hat, hin und her, weil er im Geheimen wünscht, Nichts zu thun oder seine Ruhe nicht stören zu lassen. Der Nachgiebige ist besonders im Umgange mit andern Menschen schwach; er läßt sich bald so, bald anders bestimmen, wird daher in seinen eigenen Meinungen und Entwürfen wankend und in seinen Entschlüssen unbeständig.

Auch herrschende Leidenschaften können zur Unentschlossenheit beitragen. Der Ehrgeizige wird unentschlossen, sobald sein Ansehen unter den Menschen auf dem Spiele steht; der Geizige zaudert bei allen Unternehmungen, bei denen er sein Geld wagen soll; ein leckerhafter Gaumen kann sich nicht entschließen, wenn er unter mehreren gut bereiteten Schüsseln zu wählen hat. Nur der, welcher weder die Ehre, noch das Geld, noch den Sinnenkitzel über Alles schätzt, und selbst den Schmerz und das Unangenehme nicht über Alles scheut, kann sein Gemüth immer ruhig genug erhalten, um das Uebergewicht vernünftiger Gründe deutlich und gleichförmig gewahr zu werden.

Die körperlichen Ursachen der Unentschlossenheit sind im Allgemeinen alle jene Dispositionen des Körpers, welche mit den bisher entwickelten Charakterzügen des Geistes zusammenhängen. Wie die Entschlossenheit, die Schnelligkeit in den Begriffen, Thätigkeit und Muth durch die Kraft und Gesundheit des Körpers befördert werden, so können Kränklichkeit

und besonders Nervenschwäche Ursache der Unentschlossenheit werden. Auch die schnellen und unerklärlichen Uebergänge des Gemüths von einer Meinung oder Neigung zur andern, welche man als Launen zu bezeichnen pflegt, haben gemeiniglich ihren Ursprung im Körper. Wer ihnen unterworfen ist, wird, wenn er einen Entschluß fassen soll, leicht im Gemüthe verwirrt, schwankt hin und her und verfällt in Zweifel und Unentschlossenheit.

Ursachen der Unentschlossenheit liegen aber auch in den äußeren Umständen des Menschen. Wer viele Noth zu ertragen hat, wer vielen Kummer leidet, wer in einem Zustande der Unterdrückung und Erniedrigung lebt, wird von allen Sachen den schlimmsten Ausgang erwarten, und durch seine Furcht in der Wahl seiner Maßregeln verlegen werden. Auch wer lange unter fremder Vormundschaft gestanden, wenn dieselbe auch weder mit Druck, noch Verachtung verbunden war, wird meistens unschlüssig und wankelmüthig, da er sich niemals die Fähigkeit erworben, selbst zu denken, und nicht gewohnt ist, nach eigenem Ermessen und Wollen zu handeln. Eine weitere Ursache ist das öftere Fehlschlagen unserer Erwartungen, das den Muth beugt und die Hoffnung niederschlägt; wiederholtes Mißgeschick macht zaghaft und unentschlossen, während das Glück zur Hoffnung und Dreistigkeit ermuntert.

Da Unentschlossenheit Schwäche ist, so sind auch ihre Folgen im menschlichen Leben alle die, welche die Schwäche hervorbringt. Sie hindert, daß der Mensch in seinen Geschäften, in der Pflege der von ihm erwählten Wissenschaft, und besonders auch in der Beförderung seines äußeren Glückes das nicht ausrichtet, was er nach dem Maße seiner Kräfte hätte ausrichten können. Es geht dem Unentschlossenen bei seinen Arbeiten nicht nur erstaunlich viel Zeit mit bloßen Ueberlegungen oder mit halb ausgeführten und wieder bei Seite gelegten Projecten verloren, sondern auch seine Geistes- und Körperkraft, die er ganz auf den Gegenstand seines Geschäftes hätte wenden sollen, wird zum Theil schon durch die Vorbereitungen dazu verzehrt. Ist er ein Gelehrter oder Künstler, so werden seine Werke

größtentheils Fragmente sein. Ist er ein Geschäftsmann oder Staatsmann, so ist die Sache noch weit schlimmer, da halbe und unvollendete Unternehmungen das Alte zerstören, ohne das Neue an die Stelle zu setzen. Besonders ist, um sein Glück in der Welt zu machen, d. h. um Reichthum und Ehrenstellen zu erlangen, kein Charakter dem Menschen nachtheiliger, als der der Unentschlossenheit. An der Vervollkommnung seines Innern kann man langsam und bedächtig arbeiten; sein Glück zu machen, muß man schnell und entschlossen zu Werke gehen.

Die Hilfsmittel gegen die Unentschlossenheit ergeben sich aus den vorausgegangenen Betrachtungen, und lassen sich in folgende kurze Vorschriften für denjenigen, welcher der Entschlossenheit, als einer Tugend nachstrebt, zusammenfassen.

„Entwickle deine Urtheilskraft, und suche dir die zu jedem dir obliegenden Geschäfte nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Unternimm nichts, wovon du dir bewußt bist, daß es deine Talente übersteigt, oder daß du nicht die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht hast. Lerne dich zu dem Ende selbst kennen, und prüfe das Maß deiner Kräfte. Wenn es zum Berathschlagen kommt, so suche nicht sowohl viele, oder, welches schlimmer ist, feine Bestimmungsgründe deiner Handlungen auf (die handgreiflichen sind die besten), als vielmehr den Vorzug, welchen ein Grund vor dem andern hat. Und sobald du das Uebergewicht auf irgend einer Seite entdeckt hast, so erlaube dir nicht ohne Aufhören neue Berathschlagungen. Endlich suche dich, soweit es in deiner Gewalt steht, beherzt zu machen. Bilde dir nicht kleinmüthig ein, daß auf jeden Fehler, den du begehst, auf jede unrichtig ergriffene Maßregel, das Unglück als Strafe stehe. So viele Dinge geschehen über oder wider deine Erwartung, daß du wohl einsiehst, dein Leben werde durch eine weise Vorsehung geleitet. Deine Aufgabe ist also nur, als ein verständiger, gesetzter, ruhiger, sittlich guter Mensch in der Welt zu handeln. Und ohne Zweifel würdest du diesen Hauptendzweck aller deiner Unternehmungen verfehlen, wenn du eben dadurch, daß du deren glücklichen Ausgang zu sorgfältig vorbereiten

wolltest, zu lauter wankenden und unsichern Schritten auf deiner Laufbahn veranlaßt würdest."

Von der Herrschaft des Menschen über sich selbst.

1. Was man unter Herrschaft überhaupt und unter Selbstbeherrschung insbesondere verstehe.
2. Wie sich die Selbstbeherrschung kundgebe.
3. Welche Folgen ihr Mangel nach sich ziehe.
4. Wie weit sich die Selbstbeherrschung erstrecken solle.
5. Wie sie erworben werden könne.
6. Was uns ermuntern müsse, sie uns anzueignen.

Herrschaft nennen wir das Recht eines vernünftigen Wesens, sich mit Bewußtsein anderer Dinge zu bemächtigen und dieselben zu vernünftigen Zwecken zu gebrauchen. Eigentlicher Herrschaft ist also nur ein Vernunftwesen, wie es der Mensch ist, fähig, und sie erstreckt sich über Alles, dessen er sich ohne Kränkung fremder Rechte bemächtigen kann, um einen weisen Gebrauch davon zu machen. Somit wäre denn also nicht bloß das, was außerhalb des Menschen sich befindet, seiner Herrschaft unterwerfbar, sondern auch die mit dem Menschen verbundene Sinnlichkeit. Sein Körper und seine Sinne können und sollen ihm unterthan werden; denn der wahre Mensch ist doch nur sein Geist, sein Wille, der alle seine Handlungen bestimmt und leitet.

Es gibt also auch eine Herrschaft des Menschen über sich selbst, welche darin besteht, daß er von seinen Sinnen und körperlichen Kräften einen freien Gebrauch zu vernünftigen Zwecken macht.

Hieraus folgt, daß die Sinne des Menschen nie der gebietende Theil sein dürfen, daß er den Körper nur zu vernünf-

tigen Zwecken verwenden solle, und daß nur derjenige Selbstbeherrschung besitze, der durch die Kraft des Geistes und Willens sein Sinnenleben einer höheren, sittlichen Bestimmung dienstbar macht. Diese Herrschaft zeigt sich darin, daß der Mensch sich gleichsam seiner selbst, d. h. seines sinnlichen Theiles bemächtigt und es durch fortgesetzte Uebung hierin zur Fertigkeit bringt, so daß seine Begierlichkeit, seine Sinnenlust, seine thierischen Triebe nicht mehr die Oberhand über seinen Geist, über seine Vernunft gewinnen.

Wer sich nicht an Selbstbeherrschung gewöhnt hat, stürmt auf Alles los, was ihn reizt, er wird bloß vom Gefallen, Nichtgefallen, von sinnlichen Trieben bestimmt, er wird dem Thiere gleich. Die Zügellosigkeit seiner Begierden reißt ihn zu schändlichen Handlungen, zu abscheulichen Ungerechtigkeiten fort; er sieht weder auf Gott, noch auf Menschen; die Vernunft selbst wird am Ende von ihm zur Dienerin seiner Gelüste herabgewürdigt.

Darum soll sich, damit wir nicht in solche Versuchungen und Abwege gerathen, die Selbstbeherrschung über Alles erstrecken, was ein Gegenstand der Verantwortlichkeit vor Gott und dem Gewissen sein kann, oft sogar auf ein bloßes Wort, das wir sagen möchten und um wichtiger Ursachen willen nicht sagen dürfen, besonders aber auf Gegenstände der Sinnlichkeit und eines heißen, beunruhigenden Verlangens. Nicht reden oder handeln zur Unzeit, nicht in der Leidenschaft, nicht ohne Maß und Ziel, nicht ohne vernünftigen Zweck, sind Gebote der Selbstbeherrschung.

Eine so ausgebreitete, mit Festigkeit und Sicherheit geübte Herrschaft über sich selbst erwirbt man sich nur durch die Angewöhnung, bei Allem den Rath der Vernunft einzuholen, durch öftere Erwägung, daß es des Menschen unwürdig sei, sich von seinen Launen und Lüsten gebieten zu lassen, durch den Abscheu vor dem Frevel, in die Rechte eines Anderen, oder in die Ordnung der Natur einen Eingriff zu wagen, durch freiwillige Entsagung und Nichtgebrauch auch erlaubter Dinge, durch Schweigen, wo man reden, durch Reden, wo man schweigen möchte; durch

Betrachtung des Unrechtes, das man jedesmal begangen, wenn man sich von Leidenschaften hinreißen ließ, durch wiederholten Aufblick zu Gott, dem wir nur durch Selbstbeherrschung gefallen und ähnlich werden können.

Vieles ermuntert uns, nach Selbstbeherrschung zu ringen, vor Allem die schöne Ordnung, die wir in unser ganzes Wesen bringen, nicht weniger aber auch die Erwägung, daß wir dann nicht genöthigt sind, eine Menge von Unbesonnenheiten oder noch schlimmeren Handlungen, die wir begehen würden, zu bereuen, endlich ganz besonders das Pflichtgebot, das dem Menschen vorschreibt, seiner hohen sittlichen Bestimmung und Würde eingedenk zu sein.

Bescheidenheit und Selbstvertrauen.

1. Zwei Anekdoten, Michel Angelo und Correggio betreffend.
2. Vergleichung des wesentlichen Inhaltes dieser beiden Anekdoten.
3. Inwiefern wir bei Erwägung der einen zur Bescheidenheit, der andern dagegen zu einem gewissen Selbstvertrauen uns aufgefordert finden werden.
4. Daß die Bescheidenheit einerseits und das Selbstvertrauen andererseits für sich allein Nachtheil bringe, die Vereinigung beider dagegen uns zum Heil führe.

Michael Angelo, ein Florentiner, wurde in der Malerei und Baukunst, vornehmlich aber in der Bildhauerkunst bewundert. Die Arbeiten der alten griechischen und römischen Künstler hatte er so genau studirt und so ungemein nachahmen gelernt, daß er einst eine seiner Bildsäulen in einem Weinberge bei Rom in der Hoffnung verscharren ließ, daß man sie für ein altes Kunstwerk halten würde. Als man sie ausgrub, fan-

den sie alle Kenner so schön, daß sie wirklich so urtheilten. Aber er hatte mit Fleiß einen Arm von dieser Bildsäule abgebrochen und zurückbehalten. Diesen zeigte er jetzt, und bewies dadurch, daß es seine Arbeit sei; zugleich aber gestand er mit aller Bescheidenheit, daß die edle Einfalt und die glückliche Kühnheit der Alten unnachahmlich sei.

Correggio, dieser große Künstler in der Malerei, der ohne Lehrer und ohne die alten Denkmäler der Kunst in Italien studirt zu haben, seinen Gaben und seinem sinnreichen Fleiße fast Alles zu danken hatte, empfand einst die ungemeinen Fähigkeiten, welche sich in ihm regten, auf eine Art, die für Jünglinge und Männer, welche ihren Geist prüfen wollen, sehr lehrreich ist. Er hatte viel zum Lobe des vortrefflichen Rafael gehört, und war daher überaus begierig, ein Gemälde von ihm zu sehen. Endlich wurde ihm dieser Wunsch gewährt. Er betrachtete das Gemälde mit aller möglichen Aufmerksamkeit, erkannte, daß man den Künstler nicht zu verschwenderisch gepriesen habe, fand aber doch, daß er selbst Manches an demselben eben so gut, Manches auch wohl noch besser gemacht haben würde, und in diesem frohen Bewußtsein rief er mit dem Selbstgefühle seines Werthes aus: „Ich bin doch auch noch ein Maler!"

Das Glück des Weisen.

I. Welche Eigenschaften den Weisen auszeichnen.
   1) Genügsamkeit,
   2) Mäßigkeit,
   3) Einfachheit in Leben und Sitte,
   4) Rechtlichkeit und strenge Pflichterfüllung.

II. Woraus das Glück hervorgehe, dessen sich der Weise zu erfreuen hat.

Es ist die Folge:

1) seiner heiteren Gemüthsstimmung,
2) der Einschränkung seiner Wünsche und Begierden,
3) seines offenen Sinnes für alles Schöne und Gute,
4) seines Gottvertrauens und seines guten Gewissens.

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glückes nicht mehr verlangt, als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Er begehrt nicht, sich in Seide und Purpur zu hüllen, er will nur seine Blöße decken. Nicht verlangt er, mit Indiens Gewürzen und Cyperns Weinen seinen Gaumen zu reizen, er will nur seinen Körper nähren und dessen Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen sollen sein Dach tragen, er ist zufrieden, wenn ihn dasselbe gegen die Stürme des Himmels schützt. Er will nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen werden, ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Sieht er sich auch nicht von Schmeichlern umlagert, wartet kein Schwarm von Dienern auf seine Befehle, huldigen ihm keine Clienten, drängen sich keine Fremden zu seiner Bekanntschaft, — er vermißt nichts, ihm genügt ein einziger Freund.

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Geldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern im ruhigen, zur Freude gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungezähmter, brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichthum oder in einem hohen Stande sucht, findet sie nie. Er hat eine Million gehäuft, und findet die Ruhe nicht, er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube der Niedrigkeit in die Rathsstube, in das Cabinet des Fürsten, an die Spitze einer Armee, vielleicht sogar auf den Thron gestiegen; je höher er selber stieg, immer höher, immer weniger erreichbar stieg für ihn das Bild der innern Ruhe und Zufriedenheit.

Nur der, welcher seine Wünsche auf dasjenige beschränkt, was Natur, Glück und Fleiß ihm gewähren, und im Besitze und Genusse desselben seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling mit seinen Blüthen, ihm flüstert die vertrauliche Quelle, ihm winkt zum sanften Schlummer die Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsüchtigen der Neid, den Schwächling und Wüstling die Vorwürfe seines Gewissens quälen; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne und schickt sich fröhlich zum neuen Tagewerk an. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft.

Dieß ist das Glück des Weisen, das ihm Niemand zu rauben vermag. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreißbar nur der, den wir in unserm Innern tragen.

(Vgl. S. 156: „Wer wenige Bedürfnisse hat, ist reich", S. 167: „Tugend — der größte Schatz", S. 176: „Folgen der Ungenügsamkeit.)

Von der Arbeitsamkeit.

1. Woraus sich erkennen lasse, daß der Mensch zur Thätigkeit bestimmt ist.

   Es wird dieß ersichtlich

   a) aus seinem leiblichen Organismus,

   b) aus seiner mit Vernunft begabten Seele.

2. Wodurch der Mensch sich zur Arbeitsamkeit angetrieben fühle.

Ihn treiben dazu an

a) die in ihn gelegten Kräfte selbst,

b) das erhöhte Lebensgefühl, das ihm die Arbeitsamkeit verleiht,

c) die Langeweile, welche ihm die Unthätigkeit verursacht,

d) die Erfahrung, daß seine Kräfte durch ihren wirklichen Gebrauch sich erhöhen. Ebenso

e) die Noth, nicht selten auch

f) Eigennutz und Habsucht, und gewiß nicht minder

g) die Liebe für seine Angehörigen und für Andere.

3. **Warum sich die Thätigkeit des Menschen nur auf das Gute und Edle richten solle.**

Das verlangt von ihm

a) seine Vernunft,

b) Gottes Wort.

4. **Warum er aber seine Kräfte nicht im Uebermaß anstrengen solle.**

a) Weil er sie dadurch vermindert,

b) die Dauer seiner Wirksamkeit verkürzt.

5. **Inwiefern der Wechsel in den Beschäftigungen für die Arbeitsamkeit vortheilhaft sei, inwieferne er jedoch auch Schaden bringen könne.**

a) Ein angemessener Wechsel befördert die Ausdauer der Kräfte;

b) planloses Abspringen von einer Arbeit zur andern erzeugt dagegen Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit.

Schon ein flüchtiger Blick auf die ganze Beschaffenheit des Menschen nach der doppelten Seite seines Wesens, der leiblichen und geistigen, zeigt uns, daß er zur Thätigkeit bestimmt sei. Welch ein künstlicher Organismus ist sein Körper, wie geschickt ist er zu unendlich vielen, wahrhaft unberechenbaren Be-

wegungen! Betrachten wir nur ein einziges Glied desselben — die Hand, — macht nicht sie allein ihn schon zum Meisterwerke der Schöpfung? Gibt es aber auch wohl irgend einen thierischen Körper, welcher die Werkzeuge sämmtlicher Sinne in so allgemein verbreiteter Vollkommenheit aufzuweisen hat, als der des Menschen? Und — in diesem wundervollen Organismus wohnt eine Seele, thront eine Vernunft, die nicht nur durch das feinste Auge, die unschätzbare Hand zu den kunstreichsten Hervorbringungen anleiten, sondern auch von jeder andern körperlichen Thätigkeit nach Absicht und Plan beliebigen Gebrauch machen kann! Wozu wäre denn dieß alles so, wie es ist, wenn der Mensch nicht das thätigste unter allen Geschöpfen der Erde sein sollte?

Es ist aber auch noch überdieß dafür gesorgt, daß er es werde. Seine Kräfte regen sich gleichsam von selbst, und zwar um so stärker, je größer das Maß ist, in dem er sie besitzt. Der Trieb, sie zu gebrauchen und mit ihnen zu wirken, ist ihm wesentlich eigen; er muß wirken, wie und zu welchem Zwecke es auch sei, oder es ist ihm zu Muth, als lebte er nicht. Je mehr er aber wirkt, desto höher steigt sein Lebensgefühl, und desto mehr gefällt er sich auch in seiner Existenz. Daher rühren denn oftmals auch seine Klagen über Langeweile, welche, so lächerlich sie klingen, weil er, wenn er nur will, sich auf die verschiedenste Art beschäftigen kann, doch zum stärksten Beweise dafür dienen, daß er, sobald er unthätig bleibt, sich selbst gleichsam zur Last fällt.

So, überall zum Wirken eingerichtet, ja durch sein eigenes Wesen selbst dazu angetrieben, macht der Mensch auch bald die Erfahrung, daß er seine Kräfte insgesammt durch ihre Anwendung noch mehr steigere und stärke, und so durch Wirken zum Wirken immer geschickter werde. Er sieht, daß er sie durch lange Uebung zu einem außerordentlichen Grade ausbilden, und sie so stark machen könne, daß sie auch großer Anstrengung fähig werden. Wie sollte er sich nun nicht auch selbst zu recht emsigem Wirken ermuntern und seinen Willen mit Entschiedenheit darauf richten? Sollte sich zu dem natürlichen Triebe hiezu nicht auch

ein Antrieb der Vernunft gesellen? Er hat ja, so oft er thätig ist, ein so lebhaftes und behagliches Gefühl seines Daseins; sollte er sich dieses nicht durch fleißige Uebung seiner Kräfte in noch immer höherem Grade zu verschaffen suchen?

Da entsteht nun aber die wichtige Frage, auf was sich seine Wirksamkeit zu richten habe. Da er jedoch ein mit Vernunft begabtes Wesen ist, so kann auch über das Ziel seiner Thätigkeit keine Ungewißheit herrschen. Seiner höheren Bestimmung gemäß soll der Mensch nur auf das Gute hinwirken, und sich nur nützlich beschäftigen wollen. Dazu leitet ihn seine Vernunft, dazu das Gebot Gottes an. Es verhält sich mit ihm nicht wie mit den Thieren, welche ein untrüglicher Instinct bei der Anwendung ihrer Kräfte auf das zweckmäßigste leitet; er hat kein solches Vermögen, dagegen aber ein viel höheres — das Vermögen zu denken, das ihn bei Anwendung seiner Kräfte zweckmäßig, und seiner Bestimmung angemessen leitet. Läßt er sich aber durch die Vernunft bei seinem Wirken eben so richtig leiten, wie die Thiere durch ihren Instinct, so hat er auch Ehre davon und einen inneren Lohn der Zufriedenheit, wie ihn nur die mit Bewußtsein erfüllte Pflicht gewährt, und wie das Thier nimmer hat und nicht haben kann. Wirkt er aber nur nach den Eingebungen seiner Sinnlichkeit, so erfüllt das Arbeitsthier, das seine Kräfte durch die Vernunft seines Besitzers nützlich verwendet, seine Bestimmung besser, als er. Seine Thätigkeit auf einen edlen Zweck hinwenden, etwas Gutes verrichten, sich nützlich beschäftigen, nur dieß heißt arbeiten, und zu solcher Arbeit ist der Mensch als freies Vernunftwesen bestimmt.

Obwohl aber seine Kräfte durch Uebung einer großen Anstrengung fähig werden, so darf er sie doch nie im Uebermaße anstrengen, wenn er seinen Zweck durch ihre Anwendung glücklich erreichen will. Uebernimmt er zu viel, so erliegt er unter der Bürde, und er ist vielleicht nicht mehr im Stande, auch nur Geringes zu leisten. Gebraucht er seine Kräfte zu anhaltend, so lassen sie mehr und mehr nach, und seine Wirksamkeit wird vor der Zeit gelähmt. Sucht er dann nicht selbst rechtzeitig die

Ruhe, so zwingt ihn die Natur zu derselben und stellt im günstigsten Falle die ermatteten Kräfte wieder her.

Da der Mensch aber in den verschiedensten Verhältnissen und auf sehr mannigfaltige Art wirksam zu werden vermag, so kann er dadurch seine Thätigkeit verlängern, ja sie oft auf eine staunenswerthe Art anhaltend machen, wenn er zu geeigneter Zeit die eine Art der Wirksamkeit mit der andern vertauscht, und Verschiedenes nach einander vornimmt. Doch ist auch hierin Maß zu halten. So sehr nämlich ein Wechsel im Gebrauche der Kräfte und Fähigkeiten, ein Vermeiden des Einerlei's der Beschäftigung zu empfehlen ist, so muß doch vor dem gar zu häufigen Abspringen von einem Gegenstande und einer Art der Beschäftigung zur andern gewarnt werden, da hieraus leicht eine gewisse Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit entstehen kann, die uns verhindert, etwas Ganzes und Vollendetes zu Stande zu bringen, und uns vielleicht auch die Fähigkeit und Geduld benimmt, bei etwas langwierigeren Geschäften auszudauern.

Ueber Führung der Geschäfte.

1. Geschwindigkeit bei Geschäften ist ein großer Vorzug;
   a) weil die Geschäfte Zeit und Geld kosten,
   b) ihre zu späte Vollendung oft ohne Werth ist.
2. Uebertriebene Eilfertigkeit ist höchst nachtheilig;
   a) denn es werden bei derselben die Schwierigkeiten nicht überwunden,
   b) oft sogar nur noch vergrößert,
   c) auch bei scheinbarer Ueberwindung bisweilen eine falsche Zuversicht veranlaßt.
3. Sonach ist mit der Geschwindigkeit eine weise Langsamkeit zu verbinden.

a) Hiedurch wird es möglich, alle Hindernisse wirklich zu besiegen,
b) nach einem fest und bestimmt vorgezeichneten Plane seiner Handlungen vor jedem falschen Schritte sich zu bewahren,
c) und so einen glücklichen Erfolg sich in der That zu sichern.

Echte Geschwindigkeit ist bei Behandlung der Geschäfte unstreitig ein äußerst bedeutender Vorzug. Denn man schätzt Geschäfte nach der Zeit, wie die Waare nach dem Geld, so daß also ein Geschäft theuer bezahlt wird, d. h. viel kostet, wenn es zu sehr in die Länge gezogen wird. Oft hängt auch der ganze Werth eines vollbrachten Geschäftes davon ab, daß es innerhalb einer bestimmten Zeit zur Erledigung kommt, indem, wenn es nicht bis zu dieser Zeit abgethan ist, die Vollendung desselben nichts mehr helfen kann. Bei jedem Geschäft ist daher eine gewisse Schnelligkeit in dessen Behandlung sehr wünschenswerth. Falsche, übertriebene Eilfertigkeit ist dagegen den Geschäften höchst nachtheilig, wohl noch viel nachtheiliger, als allzugroße Langsamkeit. Einigen Menschen ist es nur darum zu thun, sich das Ansehen zu geben, als hätten sie in kurzer Zeit viel zu Stande gebracht, während sie doch nur die Geschäfte abgebrochen, keineswegs aber dieselben zur Vollendung geführt, d. h. die der Sache entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht überwunden, sondern bloß bis zu einem gewissen Punkte verhüllt, und dabei andere, vielleicht noch größere Schwierigkeiten herbeigeführt haben. Von ferne und oberflächlich betrachtet, mochte man in diesem Falle das Geschäft für abgethan halten. Faßt man dagegen die Sache näher ins Auge, und sucht ihr gleichsam auf den Grund zu sehen, so findet man, daß dem Wesen nach hier nichts, ja wegen des trügerischen Scheins, der eine trügerische Zuversicht veranlassen kann, sogar noch weniger als nichts geleistet worden. Daher soll man bei allen Geschäften mit der Geschwindigkeit und dem vorwärts treibenden Eifer auch

eine weise Langsamkeit verbinden, und von dieser soll man sich besonders bei der Vorbereitung und Berathschlagung über das ganze Unternehmen leiten lassen. Nur durch eine solche weise Langsamkeit kann man sowohl die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, als auch die Hindernisse, welche sich derselben von außen her entgegenstellen können, gehörig erkennen, und wird man so dieselben theils zu beseitigen, theils ihnen vorzubeugen im Stande sein. Ebenso wird es nur dann auch möglich, mit eigentlicher Ruhe und nach einem fest vorgezeichneten Plane das ganze Geschäft zu betreiben. Nur derjenige, welcher bei Geschäften planmäßig verfährt, wird zur eigentlichen Schnelligkeit gelangen können. Man wird dann bei der Ausführung stets das wahre Wesen der Sache im Auge behalten. So wird man denn nicht etwa bloß in Nebendingen Fortschritte thun, und darüber die Hauptsache selbst vernachlässigen, oder gar überall nur das Verkehrte unternehmen und dadurch in Verwirrung gerathen, wobei am Ende nichts übrig bleibt, als von den übel geführten Geschäften mit Schaden und Schande sich zurückzuziehen. Vielmehr wird das mit Umsicht und Vorbedacht und mit mäßiger Eile geführte Werk, ohne daß man irgend einen Rückschritt zu thun genöthigt war, zu einem glücklichen Ziel gelangen und sowohl demjenigen, der an dessen Spitze stand, als auch denjenigen, welche als Werkzeuge hiebei dienten, zum Ruhme gereichen und ihnen Dank und Ehre erwerben.

Ueber die Muße.

1. Was man unter Muße, im Gegensatze zum Müßiggang, zu verstehen habe.
2. Inwiefern ihr
   a) das geschäftige,
   b) das zerstreute
   Leben hinderlich sei.

3. Inwiefern Geistesstärke beitrage, uns Muße zu verschaffen.
4. Für wen die Muße besonderen Werth habe, für wen nicht.
5. Warum die mit dem Landaufenthalt verbundene Muße sich für wissenschaftliche Beschäftigung besonders günstig zeige.

Unter Muße, die vom Müßiggang, der Unthätigkeit ist, sich wesentlich unterscheidet, versteht man diejenige Lage, in welcher es uns freisteht, unser Gemüth mit jedem Gegenstande zu beschäftigen, der ihm vorzüglich gefällt.

Das Wesentlichste bei derselben ist also die innere Freiheit des Geistes in der Wahl der Sachen, auf die wir unsere Aufmerksamkeit richten, überhaupt unsere Kräfte wenden wollen.

Der Muße sind zwei verschiedene Zustände hinderlich, das geschäftige und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebene und befohlene Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth zu bestimmten Zeiten auf eine von seiner freien Wahl unabhängige Art fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann hat bei allem Glanze seiner Stellung so wenig Muße, als der Taglöhner oder Handwerksgeselle, der für sein Brod arbeitet. Beide stehen unter einem Herrn, sie sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg einen Tag wie den andern wandeln müssen.

Ob eine gewisse Lage dem Geist Muße gewähren soll, kommt auf die Stärke des Geistes an. Geschäfte, die den einen zu Boden drücken, die ihn nicht frei athmen lassen, sind dem andern ein Spiel und hindern ihn nicht, sein Nachdenken auf Gegenstände seiner Wahl auszubreiten. Der eine geräth durch anhaltende Vergnügungen in eine völlige Zerstreutheit, und vergißt seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken; ein anderer lebt in eben dem Geräusche, und bleibt nüchtern, seiner selbst mächtig, und findet auch da noch Muße zu stillen, ernsten Beobachtungen.

Weil aber doch nur wenige Menschen eine solche Seelenstärke besitzen, daß die Außendinge sie wenig oder gar nicht zu belästigen oder zu zerstreuen vermögen, so ist es allerdings für einen thätigen und fähigen Geist wünschenswerth, von diesem Druck und Drang äußerer Gegenstände frei zu sein und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch andere Verhältnisse von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden.

Wenn diese äußere Losspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Gesinnungen zu Theil wird, einem Mann, der durch eigenen Trieb mit Wahrheit und Tugend unablässig beschäftigt ist, dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas Heiliges, ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen. Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft; Thätigkeit aus eigener Wahl ist ein zweiter, königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet sein kann, weil keine äußere Störung sie abruft, dann kann sie den Menschen hoch erheben und der Welt wichtige Dienste leisten.

Für den unvollkommenen Menschen dagegen, der noch auf der ersten Stufe seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, wo er gedeihen könnte. So wie bei allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt, sich zu äußern, so müssen bei den meisten Menschen aufgegebene Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe diese, sich selbst überlassen, zur Veredlung ihrer selbst oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können. Es sind nur wenige, aber auch die Vorzüglichsten, welche dann, wie Cicero von Scipio Africanus sagt, am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten befreit sind.

Das passendste Bild für eine solche thätige Muße ist die Bewegung der Gestirne, während die gaukelnde Bewegung der Sonnenstäubchen zum Gleichnisse einer unruhigen, zwecklosen

Geschäftigkeit dienen kann. Eile und beständiges Zurückprallen ist der Charakter der letzteren; Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelangen zum Ziele ist der ersteren eigen.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so angenehm ausgefüllt werden, als mit wissenschaftlicher Beschäftigung.

Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbetreibenden, der Sitz der Regierungsstellen, der Mittelpunkt des Handelsverkehrs; Zerstreuungen aller Art üben hier ihre Anziehungskraft; ein rastloses Getümmel herrscht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Das Land hingegen ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freiheit und der selbstgewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen bieten dem geschäftlosen Manne eine immer frische Quelle von Vergnügen und Unterhaltung und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält. Aber wie reich ist die Natur erst an Geistesnahrung und Arbeitsstoff für denjenigen, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höheren Betrachtungen erregen läßt!

Natur und Wissenschaft stehen ja zu einander in innigster Wechselbeziehung. Jene stellt dem Menschen die äußern Gestalten und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, während diese deren innere Beschaffenheit und geheime Triebfedern untersucht. In dem vereinigten Genusse beider kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur einen Freund bei sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat, ist es ihm in seiner Lage außerdem noch möglich, einigen Personen Wohlthaten und andere Dienste zu erweisen: o dann kann er bei dieser ländlichen Muße so thätig und so glücklich sein, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

Ueber den Werth eines guten Gedächtnisses.

1. Welche Geistesfähigkeit man unter dem Gedächtniß verstehe.

(Das Vermögen des Geistes, Vorstellungen und Gedanken zu behalten und willkürlich in sich wieder zu erneuern. Etwas bald fassen, sich leicht darauf besinnen, und es lange behalten, sind die selten beisammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtnisses.)

2. Wodurch diese Naturgabe sich am besten stärken und erhöhen lasse, welche künstliche Mittel man außerdem hiezu empfohlen, und was in dieser Beziehung von Simonides, dem Erfinder der Memnonik oder Gedächtnißkunst erzählt wird.

(Das beste Mittel bleibt immer das fleißige Auswendiglernen, besonders in jüngern Jahren und das Wiederholen des Gelernten; denn Uebung stärkt jede Kraft. Die Anleitung, welche die Memnonik gibt, empfiehlt sich weniger der allgemeinen Anwendung, als zur Erzielung auffallender Gedächtnißkunststücke.)

3. Welche vortheilhafte Wirkungen ein gutes Gedächtniß übe.

a) Auf die Fantasie (es bereichert uns mit einer Menge von Vorstellungen und Bildern).

b) Auf den Willen (es unterstützt ihn mit Erinnerungen, die zum Guten antreiben oder vom Bösen abschrecken).

c) Auf den Verstand (es erleichtert das Erfassen, Verbinden und Festhalten von Begriffen aller Art, besonders beim wissenschaftlichen Studium als Namen- und Zahlengedächtniß).

d) Es gewährt überhaupt ein frohes Selbstgefühl durch die freie Herrschaft über eine Menge von Vorstellungen, und hat hiedurch auf die ganze Geistesbildung einen mächtigen Einfluß.

4. Warum gleichwohl der Werth eines guten Gedächtnisses nicht überschätzt werden dürfe (es hat nur bedingungsweise Werth, insoferne es zur Unterstützung der höheren Geisteskräfte, des Verstandes, der Vernunft, der Fantasie u. s. f. dient, deren Pflege man sich daher vor Allem angelegen sein lassen muß).

Als Erfinder der Gedächtnißkunst (Memnonik) wird von den Alten der griechische Dichter Simonides genannt (geb. um 557 v. Ch.). Ueber die Veranlassung zu dieser Erfindung erzählt Cicero (de Orat. II. 86) Folgendes: Als Simonides einst bei Skopas, einem reichen und angesehenen Thessalier, nebst vielen anderen Gästen beim Mahle saß und eine Hymne las, worin er des Wirthes Tugenden pries, zugleich aber auch die Dioskuren Kastor und Pollux mit erhob, da äußerte Skopas, er könne ihm bloß die Hälfte der versprochenen Belohnung geben, die andere möge er sich von den gepriesenen Dioskuren auszahlen lassen. Kurz darauf rief Jemand den Simonides aus dem Speisezimmer, weil ihn zwei Jünglinge zu sprechen verlangten. Als er nun vor die Thüre kam, fand er Niemand. Eben wollte er wieder zu seinem Gastfreunde zurückkehren, als plötzlich der Saal einstürzte, und Skopas mit den Gästen von den Trümmern zerschmettert wurde. Als nun der Schutt weggeschafft war und man die ganz entstellten Körper der Erschlagenen nicht mehr erkannte, so erinnerte sich Skopas der Ordnung, in welcher sie gesessen waren, und konnte sie auf diese Weise genau angeben. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, daß, wenn man dem Gedächtnisse eine Reihe von Vorstellungen einprägen wolle, man die Vorstellungen in Bilder verwandeln, und diese nach einer bestimmten Ordnung in gewisse bekannte Theile eines Raumes oder Ortes (z. B. die Wände eines Zimmers, die man in eine bestimmte Anzahl kleinerer Vierecke eintheilt) vertheilen müsse, indem dann diese Orte die Bilder, und diese die entsprechenden Vorstellungen in gehöriger Ordnung hervorrufen würden. (In

neuerer Zeit sind verschiedene Versuche hervorgetreten, die Gedächtnißkunst auf dieser Grundlage weiter zu führen und zu vervollkommnen; doch wurden bis jetzt keine nachhaltigen praktischen Resultate damit erzielt).

Warum ist wahre Freundschaft etwas so Seltenes?

1. Viele haben gar keinen Begriff von wahrer Freundschaft und tragen auch kein Verlangen nach ihr.
2. Die Meisten begnügen sich mit freundschaftlichen Verbindungen der gewöhnlichen Art, die doch von der wahren Freundschaft wohl zu unterscheiden sind.
3. Warum diejenigen, welche viele Bekanntschaften suchen, sich weniger zur wahren Freundschaft eignen.
4. Inwiefern auch ein übertriebenes Streben nach wahrer, inniger Freundschaft dieser selbst hinderlich sein könne.
5. Wodurch wahre Freundschaftsbündnisse ermöglicht werden.

Einen Freund im engsten Sinne des Wortes zu haben, das ist ein seltenes Glück, welches wenige Menschen besitzen, wenige auch nur begehren, weil sie nicht einmal einen Begriff davon haben. Eine Anzahl von Freunden der gewöhnlichen Art — ich meine solche, die von uns gut denken, mit uns gerne umgehen, mitleidig gegen uns sind, wenn wir leiden, zuweilen unsern Rath einholen oder uns den ihrigen geben, — diese kann Jedermann bei einer vernünftigen Handlungsweise hoffen, der Besitz solcher ist schlechterdings zu einem glücklichen Leben nothwendig, — nur wenige sind desselben beraubt. Aber ein Freund, auf welchen die bekannten philosophischen und poetischen Schilderungen dieser Verbindung passen, ein anderes Selbst, dem wir nicht nur alle unsere Angelegenheiten, sondern auch unsere Gedanken

und unsere Wünsche anvertrauen und von dem wir ein gleich unumschränktes Vertrauen genießen; dessen Umgang uns im Vergnügen, in Geschäften, im Unglücke gleich lieb und ebenso nothwendig ist, als ihm unter allen diesen Umständen der unsrige; — Millionen Menschen sterben, ohne einen solchen Freund gesehen zu haben, und viele Tausende sind ganz glücklich ohne den Besitz desselben.

Allgemein beliebt sein, in weitläufigen Verbindungen stehen, ist auf der anderen Seite auch nur das Loos Weniger. Beides zusammen, Umgang mit der Welt, die Gunst der Menge — und die innigste Freundschaft mit Einem, hat sich vielleicht nie oder höchst selten bei derselben Person zusammen gefunden.

Selbst die Epochen der großen Geselligkeit und der engeren Freundschaften sind verschieden. Die letzteren finden sich häufiger in einem früheren Zeitpunkte der bürgerlichen Gesellschaft, wo der Verkehr unter den Menschen geringer, beschwerlicher, weniger allgemein war, wo weniger Zeitvertreibe erfunden und die Reisen seltener waren. Ferner finden sie sich in unruhigen Zeiten, wo Jeder für seine eigene Sicherheit sorgen muß und die gemeinschaftliche Gefahr das Band der Freundschaft fester knüpft. Bei einer weitern Fortentwicklung der Staaten und bei Zunahme der Cultur, wenn die öffentliche Sicherheit wohl gegründet ist und im Gefolge des Reichthums der Luxus eingeführt worden, läßt einigen Classen die Arbeit und andern die Zerstreuung nicht zu, solche innige Verbindungen zu schließen; auch macht der Schutz der Gesetze dieselben zur persönlichen Vertheidigung unnöthig.

Ueberdieß sind auch gerade die, welche jene allgemeine Wohlgewogenheit suchen und erhalten, am wenigsten zur Freundschaft in der obigen Bedeutung aufgelegt. Erstlich, eben die Zerstreuung, in welcher sie leben, welche sie lieben und aufsuchen, hindert sie mit Einem oder dem Andern so ganz zusammenzuwachsen. Sie fühlen das Bedürfniß davon weniger, weil ihre Zeit mit Vergnügungen ausgefüllt ist. Ihre Neigungen, die unter viele Gegenstände getheilt sind, können für keinen zu einer starken Leidenschaft werden. Auf der andern Seite wird

der Enthusiast in der Freundschaft eben so wenig ein allgemein beliebter Gesellschafter sein. Einem Herzen, das sehr tiefer Eindrücke fähig ist, thun die Menschen der gewöhnlichen Art nicht Genüge. Dieß merken sie und vergelten es ihm mit Gleichgiltigkeit und Abneigung. Unglücklich ist der Mann, der über den Grad geliebt sein will, wie die Menschen zu lieben pflegen. Es sei, daß Empfindlichkeit des Herzens, es sei, daß Stolz dabei zu Grunde liege, immer wird diese Begierde nach dem höchsten Ideal von Freundschaft ihn unzufrieden mit den Freunden machen, die es wirklich sind, und zuletzt, so groß auch seine Verdienste sein mögen, diese von ihm entfernen.

Es gehören besondere Umstände dazu, es muß ein starkes Bedürfniß sein, welches zwei Menschen so ganz genau vereinigen soll. Aus beständigen Kriegen oder bürgerlichen Unruhen entsteht ein solches Bedürfniß; wie denn die Freunde aus der ersten Helden= und aus der späteren Ritterzeit mit einander lebten, fochten und starben.

In ruhigen Zeiten können vertraute dauerhafte Freundschaften nur unter sehr vollkommenen Menschen Statt finden. Erstlich, nur diese können einander genug sein, — durch den reichen Stoff, welchen ihre Geister an Vorstellungen, ihre Herzen an Empfindungen haben. Zweitens, nur diese haben den Grad von Festigkeit und Beständigkeit im Charakter, der immer nöthig ist, wenn man bei einerlei Gegenstande, er sei ein Ding oder eine Person, mit seiner Aufmerksamkeit und mit seiner Zuneigung aushalten soll. Drittens: Nur diese entdecken, wenn sie mit einander vertraut werden, nicht gegenseitig so viel Fehler, daß dadurch der Reiz des ersten Wohlgefallens sich ganz verlieren könnte; auch war ihre erste Liebe nicht eine überspannte, ihre Gesinnung kann daher unverändert bleiben.

Was lehrt die Geschichte über den Werth oder den Unwerth des Duells?

1. Inwiefern ist es für bedeutsam anzusehen, daß bei den alten Griechen und Römern das Duell durchaus nicht Statt fand?
2. Welches Urtheil hat man über das sogenannte Faustrecht zu fällen, dessen Gedanken wohl für eine Grundlage des Duells zu halten sein dürfte?
3. Könnte aber das Duell nicht auch als ein Ueberbleibsel der sogenannten Gottesurtheile gelten, und sollte es nicht insoferne doch als ein aus religiösen Motiven hervorgegangener Gebrauch zu betrachten sein?
4. In welcher Beziehung meint man dagegen in neuerer Zeit im Duell doch ein Mittel zu finden zur Wiederherstellung der durch irgend eine Beleidigung verletzten Ehre?
5. Kann dieses Mittel in der That für ein zuverläßiges gehalten werden?

In den barbarischen Zeiten, da die Gesetze und die Obrigkeiten überaus wenig galten, kam der eben so irrige als unglückliche Wahn auf, daß Personen von edler Herkunft, wenn sie von ihres Gleichen beleidigt oder beschimpft worden waren, sich nicht so weit herablassen dürften, Schutz oder Genugthuung von der Obrigkeit zu begehren, daß sie vielmehr berechtigt seien, sich selbst mit den Waffen dieselbe zu verschaffen. So sind die Duelle entstanden, ein wahres Ueberbleibsel der alten Barbarei und gesetzwidrigen Wildheit. Nie haben die gesittetsten und weisesten Nationen des Alterthums, besonders die Griechen und Römer, die einen so wahren und hohen Werth auf Ehre, Tapferkeit und durch edle Thaten erworbenen Adel legten, geglaubt, daß es schimpflich und niederträchtig für einen edlen Mann sei, wenn er beleidigt worden, seine Zuflucht zu den

Gesetzen zu nehmen, denen eigentlich Jedermann, der Fürst selbst nicht ausgenommen, unterworfen ist, weil sie die sichersten Mittel der bürgerlichen Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit sind; nie haben sie die thörichte Ansicht gehegt, daß es für ihn weit anständiger und sein besonderer Vorzug sei, mit Verachtung der Gesetze und Obrigkeiten den Beleidiger selbst zu strafen und ihm dabei sein eigenes Leben preiszugeben. Das Vorurtheil, welches die Zweikämpfe unter den europäischen Völkern eingeführt hat, konnte nur bei Nationen und in Jahrhunderten entstehen, wo die Fertigkeit sich herumzuschlagen für den höchsten und beinahe einzigen Ruhm gehalten wurde.

(Vergl. auch S. 208: „Aufforderung, das Duell zu beseitigen.")

Ueber die Pflicht der Vaterlandsliebe.

I. Worauf sich diese Pflicht gründe.

1) Wir sind durch unsere Geburt und durch unsere Jugenderinnerungen an das Vaterland geknüpft.

2) Ebenso vielleicht durch den Ruhm, den sich unsere Voreltern erworben.

3) Im Vaterlande haben wir von jeher Schutz und Sicherheit, wie auch die Gelegenheit, unsere geistigen Kräfte auszubilden, gefunden.

4) Nicht minder bieten sich uns in demselben so viele äußerliche Annehmlichkeiten dar, welche gleichfalls unsere Dankbarkeit in Anspruch nehmen.

5) Es ist uns in demselben ein unserer Eigenthümlichkeit entsprechender Wirkungskreis, vielleicht sogar ein wünschenswerthes Amt zu Theil geworden, oder wenigstens die Aussicht auf ein solches eröffnet.

II. **Worin sich unsere Vaterlandsliebe zu erkennen geben soll.**

1) In treuer Anhänglichkeit an die bestehende Staatsordnung und an die Träger der Macht in derselben.

2) In gewissenhafter Befolgung der im Vaterland geltenden Gesetze und Anordnungen.

3) In williger Leistung unseres Beitrages zu den Bedürfnissen des Staates.

4) In genauer Erfüllung der uns obliegenden Dienstpflicht.

5) In möglichster Förderung alles desjenigen, was dem Vaterlande zum Vortheile und zum Ruhme gereichen kann.

6) In dem Bemühen, seinen Bestand nach Kräften aufrecht zu erhalten
   a) gegen die Feinde desselben im Innern (gutes Beispiel, unverhohlene Aeußerung der Gesinnung),
   b) gegen äußere Feinde.

Das Gesetz, welches die Rechte Aller wahrt, die öffentlichen Einrichtungen, bei denen die Wohlfahrt Aller gewinnt, der Regent, in welchem sich Alle zu einem einzigen großen Gemeinwillen vereinigt fühlen — unantastbar von Innen und Außen, das Gemeinde- und Familienleben, in welchem man unter dem Schutze des Gesetzes fröhlich aufgewachsen ist, der Boden, den man in Sicherheit bebaut und welcher seine reichen Früchte und Genüsse spendet, dieß Alles — d. h. das **Vaterland** (denn die Gesammtheit dessen ist das Vaterland), wer sollte es nicht lieben? Wer wäre der, der ihm nicht anhinge? — Man fordert in Kraft und Folge der Vaterlandsliebe Zusammenhalten aller Einzelnen für den Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen, also Zusammenwirken gegen alle Schwindler und Wühler, die keinen Besitzstand achten, die keinen Gehorsam kennen, die jede Obrigkeit, weil über ihnen stehend, anfeinden, die, ohne Religion,

nur Volkssouveränität, d. h. Volkswillkür, d. h. eigene Willkür gelten lassen, und von einer Anordnung der Obrigkeit durch Gott nichts wissen wollen; die den (angeblich) Unterdrückten Recht versprechen auf dem Wege des Unrechts, der puren Gewalt, die den Armen Wohlstand und den Knechten Freiheit verheißen, aber nicht mittelst des rechtlichen und sittlichen Weges der Thätigkeit, der Sparsamkeit, des Gehorsams u. s. f., sondern mittelst der Beraubung Jener, die etwas besitzen und mittelst der sinnlichen Zügellosigkeit, deren ungestrafte Ausübung in Aussicht gestellt, wenigstens von dem rohen Haufen unter dem Begriffe der Freiheit gedacht wird. Welch größeres Unglück könnte es für die Staaten geben, als wenn die Grundsätze dieser Wühler und Schwindler herrschend würden? Darum ist es Pflicht Aller, die ihr Vaterland wahrhaft lieben, zusammenzuhalten gegen so gefährliche Feinde der öffentlichen Wohlfahrt.

Uebrigens soll um deßwillen das Bestehende nicht als das Vollkommene angesehen, die Gebrechen desselben sollen nicht verkannt werden. Vielmehr muß in Kraft und Folge der Vaterlandsliebe zugleich das Zusammenwirken zur gesetzlichen Fortentwickelung des Gesetzes gefordert werden, damit dasselbe seiner Idee stets näher gebracht werde. — Und wie mag Volksthum und öffentliche Wohlfahrt da gedeihen, wo Jeder nur an sich selbst denkt und höchstens den Staat als Mittel seines Egoismus werth hält? Daher verlangt die Vaterlandsliebe auch das Zurücktreten der den Gemeinsinn vernichtenden Selbstsucht und die Förderung eines echten, den persönlichen Vortheil der Rücksicht auf das Ganze opfernden Bürgersinnes. Jede Gesetzesverletzung des Einzelnen muß als eine Verletzung Aller angesehen werden, Alle müssen zusammenhalten zur Abwehr von Frevelthaten und zur Entdeckung und Bestrafung der Thäter. So ist denn auch ferner die Pflicht jeder gesetzmäßigen Abgabe und sonstigen Leistung, wie z. B. des Kriegsdienstes, mit in die Pflicht der Vaterlandsliebe eingeschlossen. Betrug hierin ist Betrug gegen die eigenen Mitbürger und Beeinträchtigung des Staatszweckes. Kommt das Vaterland durch innere oder äußere

Feinde in Gefahr, so hat Jeder mit Gut und Leben einzustehen für die Erhaltung von Freiheit, Recht und Gesetz; denn wer Antheil hat an dem Gemeingute des Vaterlandes, an der Sicherheit und Wohlfahrt, die ihm der Staat gewährt, muß auch Antheil haben und nehmen an der Erhaltung und Vertheidigung dieses Gemeingutes, für das ihm kein Opfer zu groß erscheinen darf.

Von der Wichtigkeit des häuslichen Glückes für das Glück des Staates.

1. Welche Zerrüttung in einem Staat herrsche, in welchem das Familienleben gesunken ist.
   a) Die Erziehung der Jugend wird da vernachlässigt.
   b) Die Beobachtung der Gesetze ist dann nicht mehr zu erwarten.
   c) Ordnung, Ruhe und Sicherheit sind alsdann gefährdet.
2. Welcher glückliche Zustand dagegen einem Staate beschieden ist, in welchem ein schönes Familienleben vorherrscht.
   a) Die Jugend wird so erzogen, daß sie sich mit Freudigkeit dem Wohle des Staates und seiner Vertheidigung widmet.
   b) Die Gesetze stehen in Achtung.
   c) Jeder wetteifert in dem Bestreben, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Wehe dem Lande, aus welchem das häusliche Glück entschwunden ist! Da herrscht Zwietracht in allen Familien; da sind die heiligsten Bande der Vereinigung aufgelöst; da ist man gleichgiltig gegen die wichtigsten Pflichten; da wirken alle Kräfte feindselig gegen einander; da bleibt die Jugend ohne Erziehung

und Bildung; da treten aus allen Häusern Menschen hervor, die ihr Glück auf verbotenen Wegen suchen; da ist man aufgelegt zu jedem Verbrechen, da sind die öffentlichen Gesetze ohne Ansehen und Einfluß, da reichen alle Strafen und Zwangsmittel nicht hin, Sicherheit, Ordnung und Ruhe zu erhalten, da gleicht das Ganze einem Körper, wo sich Alles in Aufruhr befindet, der aus lauter kranken, zerrütteten Gliedern besteht und sich mit jedem Tage seinem Untergange nähert.

Betrachte man dagegen einen Staat, der aus glücklichen Familien zusammengesetzt ist. Wie gesund ist er in allen seinen Theilen, welche Fülle der Kraft durchströmt seine Glieder, mit welcher Leichtigkeit erfolgen alle Bewegungen! Er darf die öffentliche Ordnung nicht erzwingen, sie herrscht ohne sein Zuthun mit sanfter Gewalt in allen Häusern. Er darf die vorhandenen Kräfte nicht erst mühsam wecken; sie sind in allen Familien rege und reizen einander zu dem edelsten Wettstreite. Er darf nicht verlegen sein, wenn er treue Diener und fleißige Arbeiter nöthig hat; in allen Familien findet er Menschen, die gewohnt sind, sich anzustrengen und ihre Pflicht mit Eifer und Treue zu thun. Er darf nicht ängstlich sorgen, wenn er Arme zu seiner Vertheidigung, wenn er Krieger und Beschützer braucht; jede Familie nährt Helden, die bereit sind, Blut und Leben für ihre Theuern zu wagen und für ein Vaterland zu streiten, in welchem ihnen so wohl ist. Auch seiner künftigen Bürger wegen darf der Staat nicht in Besorgniß sein, wenn er ein Wohnsitz häuslicher Glückseligkeit ist; sie gedeihen da durch die mildeste Pflege, ihre Kräfte entwickeln sich unter der sorgfältigsten Aufsicht, bilden sich nach den Mustern der Frömmigkeit und Tugend, mit welchen sie umgeben sind und eignen sich unvermerkt den Geist und den Sinn an, der sie zu Wohlthätern künftiger Geschlechter und zu einem Segen für das Vaterland macht.

Der beste Schatz und der beste Schutz.

1. Ob der beste Schatz wohl im Besitze des größten Reichthums liege.
   a) Der Reichthum macht nicht an und für sich selbst glücklich.
   b) Der Reichthum ist ein sehr unbeständiges Gut, und je größer er ist, um so leichter kann man ihn verlieren, um so mehreren Feinden ist er ausgesetzt.
   c) Je größer er ist, um so schmerzlicher empfindet man auch seinen Verlust.
2. Ein Aehnliches gilt auch vom Besitze der größten Macht; sie ist nicht gerade der beste Schutz.

   Die größte Macht wird auch um so mehr bedroht
   a) durch Feinde von außen,
   b) durch Feinde von innen.
3. Wie haben sich über das Eine und über das Andere Alexander der Große, Micipsa, Constantius Chlorus, ein thüringischer Landgraf und ein württembergischer Herzog geäußert?
4. Wodurch erwirbt man sich aber jene Liebe und Anhänglichkeit, deren man den Aeußerungen jener Männer zufolge bedarf?

Alexander der Große wies, als die persischen Gesandten seine Schätze zu sehen verlangten, auf seine Freunde hin und sprach: „Seht da Alexanders Schätze!“

Micipsa, König von Numidien, sagte zu Jgurtha, den er zum Erben seines Reiches eingesetzt: „Nicht Heere, noch Schätze sind Wehren des Reichs, aber Freunde sind es, die du

weder durch Waffen erzwingen, noch durch Geld erkaufen kannst. Nur Diensteifer und Treue erwirbt sie.

Constantius Chlorus, der Vater Constantius des Großen, regierte so gütig und weise, daß ihn alle seine Unterthanen liebten. Man warf ihm einmal vor, daß er für einen Fürsten gar zu wenig Geld habe. Gleich machte er es seinen Unterthanen bekannt, daß er Geld brauche, und in wenigen Stunden brachten sie ihm eine sehr große Summe. Darauf sagte er zu Jenen, die ihm verächtlich begegnet waren „Seht ihr wohl, daß die Liebe des Volkes der beste Schatz ist, und daß die Reichthümer eines Fürsten in den Händen seiner Unterthanen am besten verwahrt sind?" — Er gab den Seinigen das Geld, welches sie ihm so bereitwillig angeboten hatten, sofort wieder zurück.

Kaiser Friedrich I., da er aus Polen zurückkam, herbergte bei dem Landgrafen Ludwig dem Eisernen von Thüringen, seinem Schwager, zu Naumburg. Das Schloß gefiel ihm gar wohl, und er sprach: Das ist ein rechtes Fürstenschloß, und ich sehe nichts, das ihm gebräche, als, daß es keine Mauern um sich hat. Das hörte Landgraf Ludwig und sprach: Herr, es sollen nicht zwei Nächte vergehen, ich will eine so köstliche Mauer um diese Burg machen lassen, daß in Thüringen nirgends eine gleiche gefunden werde. Dieser Rede verwunderte sich der Kaiser. Am andern Tage besandte der Landgraf alle seine Mannen der Umgegend, daß sie in der Nacht zu ihm kämen, wohl bewaffnet und geschmückt. Die stellte er um die Burg, daß einer an den andern stand, mit ihren gekrönten Helmen, und ihre Knechte vor ihnen mit ihren Schilden. Des Morgens, da der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg, und ließ ihn die Mauer beschauen; da bekannte der Kaiser, daß er nie eine köstlichere, noch festere Mauer gesehen hätte.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber bergen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein;
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer!

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein.

(Kerner.)

Von der Gefahr im Kriege.

1. Welche Vorstellung ein junger, muthiger Mann sich von der Gefahr im Kriege zu machen pflege.
2. Schilderung der Eindrücke, die der Neuling auf dem Schlachtfelde erhält
   a) bei einiger Entfernung,
   b) in größerer Nähe.
3. Wirkung dieser Eindrücke auf Geist und Gemüth.
4. Ob und wie weit die Gewohnheit dagegen abstumpfen könne.
5. Welche Eigenschaften dazu gehören, um unter solchen Schrecknissen seiner Pflicht — besonders in einer höheren Stellung — noch Genüge zu thun.

Gewöhnlich macht man sich von der Gefahr im Kriege, ehe man sie kennen gelernt hat, eine Vorstellung, die eher anziehend, als zurückschreckend ist. Im Rausche der Begeisterung sturmschritts auf den Feind eindringen — wer zählt da die Kugeln und die Fallenden! Die Augen wenig Momente zugedrückt, sich dem kalten Tode entgegenzuwerfen, ungewiß, ob wir oder Andere ihm entrissen werden — und dieß Alles dicht am goldenen Ziele des Sieges, dicht vor der labenden Frucht, nach welcher der Ehrgeiz dürstet, — kann das schwer sein? Es wird nicht schwer sein, und noch weniger wird es so scheinen. Aber solcher Momente, die dennoch nicht das Werk eines einzigen Pulsschlages sind, wie man sie sich zu denken pflegt, gibt es nur wenige.

Begleiten wir den Neuling auf das Schlachtfeld. Wenn wir uns demselben nähern, wechselt der immer deutlicher werdende Donner des Geschützes endlich mit dem Heulen der Kugeln, welches nun die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Kugeln fangen an, nahe, vor und hinter uns, einzuschlagen. Wir eilen zu dem

Hügel, auf welchem der commandirende General mit seinem zahlreichen Gefolge hält. Hier wird das nahe Einschlagen der Kanonenkugeln, das Zerspringen der Granaten, schon so häufig, daß der Ernst des Lebens sich durch das jugendliche Fantasiebild hindurchdrängt. Plötzlich stürzt ein Bekannter — es schlägt eine Granate in den Haufen und bringt einige unwillkürliche Bewegungen hervor — man fängt an zu fühlen, daß man nicht mehr völlig ruhig und gesammelt ist; auch der Bravste wird, wenigstens etwas, zerstreut. — Jetzt einen Schritt in die Schlacht hinein, die vor uns tobt, fast noch wie ein Schauspiel, zum nächsten Divisionsgeneral. Hier folgt Kugel auf Kugel, und der Lärm des eigenen Geschützes mehrt die Zerstreuung. — Vom Divisions- zum Brigadegeneral; dieser, von anerkannter Tapferkeit, hält vorsichtig hinter einem Hügel, einem Hause oder hinter Bäumen; ein sicheres Zeichen der steigenden Gefahr. Kartätschen rasseln in Dächern und Feldern, Kanonenkugeln sausen in allen Richtungen an und über uns weg, und schon stellt sich ein häufiges Pfeifen von Flintenkugeln ein. Noch ein Schritt zu den Truppen, zu der im stundenlangen Feuergefecht mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit ausharrenden Infanterie. Hier ist die Luft erfüllt von zischenden Kugeln, die ihre Nähe bald durch den kurzen, scharfen Laut verkünden, womit sie zollweit an Ohr, Kopf und Seele vorüberfliegen. Zum Ueberfluß schlägt das Mitleiden über den Anblick der Verstümmelten und Hinstürzenden mit Jammerschlägen an unser klopfendes Herz!

Keine der verschiedenen Dichtigkeitsschichten der Gefahr wird ein Neuling berühren, ohne zu fühlen, daß das Licht der Gedanken sich hier durch andere Mittel bewege und in anderen Strahlen gebrochen werde, als bei der ruhig berechnenden Thätigkeit des Verstandes; ja es müßte der ein sehr außerordentlicher Mensch sein, der bei diesen ersten Eindrücken nicht die Fähigkeit zu einem augenblicklichen Entschluß verlöre. Es ist wahr, die Gewohnheit stumpft diese Eindrücke sehr bald ab; nach einer halben Stunde fangen wir an, gleichgiltiger gegen Alles zu werden, was uns umgibt, der Eine mehr, der Andere

weniger; aber bis zur völligen Unbefangenheit und zur natürlichen Elasticität der Seele bringt ein gewöhnlicher Mensch es immer nicht, und so mag man denn erkennen, daß mit Gewöhnlichem hier nichts auszureichen ist, welches um so wahrer wird, je größer der Wirkungskreis ist, der ausgefüllt werden soll. Enthusiastische, angeborne Bravour mit stoischer Kaltblütigkeit, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, viel von allem dem muß da sein, wenn nicht alle Wirkungen in diesem erschwerenden Mittel hinter dem Maß zurückbleiben sollen, welches auf dem Zimmer als ein gewöhnliches erscheinen mag.

Ueber die Kühnheit im Kriege.

1. Was die Kühnheit sei, und wie sich hieraus die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft für den Krieger ergebe.
2. Welches Vorrecht sie im Krieg besitze und welchen Vortheil sie gewähre.
3. In welchem seltenen Falle sie sich im Nachtheil befinde.
4. Welchen Werth sie für die Mannschaft habe.
5. Welche Eigenschaft ihr bei den Anführern noch zur Seite stehen müsse.
6. Was Tollkühnheit sei, und warum man auch diese nicht geradezu verwerfen dürfe.
7. Warum aber die gegen den Gehorsam sich auflehnende Kühnheit nicht geduldet werden könne.

Die Kühnheit, diese edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege als ein sehr wirksames Princip zu betrachten. In der

That, in welchem Gebiete menschlicher Thätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn nicht im Kriege?

Sie ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt.

Gestehen wir uns nur: sie hat im Kriege sogar eigene Vorrechte. Ueber den Erfolg der Berechnung hinaus müssen ihr noch gewisse Gewinnantheile zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der andern zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Wo die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie nothwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, indem der Zaghafte das Gleichgewicht schon verloren hat. Nur wo sie auf besonnene Vorsicht trifft, die, man möchte sagen, eben so kühn, in jedem Fall eben so stark und kräftig ist, als sie selbst, muß sie im Nachtheil sein; das sind aber die seltenen Fälle. Unter der Schaar der Vorsichtigen befindet sich eine ansehnliche Majorität, die es aus Furchtsamkeit ist.

In dem großen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachtheil anderer Kräfte gereichen kann, weil der große Haufe durch die Rahmen und Gefüge der Schlachtordnung und des Dienstes an einen höheren Willen gebunden und also von fremder Einsicht geleitet wird. Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft.

Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto nothwendiger muß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite treten, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei; denn immer mehr knüpft sich die Erhaltung Anderer und die Wohlfahrt eines großen Ganzen daran. Was also bei dem großen Haufen die zur zweiten Natur gewordene Dienstordnung regelt, das muß in dem Führer die Ueberlegung regeln, und hier kann die Kühnheit einer einzelnen Handlung schon leicht zum Fehler werden. Aber dennoch bleibt es ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden muß wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine muthige Kühnheit häufig zeigt;

es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht als etwas Geringes anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüths, nur ohne alles Zuthun des Geistes, in einer Art Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzend verläßt: da muß sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Uebel behandelt werden; denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Ueber die friedlichen Mittel, durch welche die Römer ihre Herrschaft in den Rheingegenden zu sichern bemüht waren.

1. Ermunterung zum Anbau des Landes.
2. Beförderung der Industrie in den Städten.
3. Anlegung von Prachtgebäuden und Wasserbauten.
4. Einrichtung von Unterrichtsanstalten.

Weil die alten Deutschen großentheils nur von der Viehzucht lebten, so waren die Römer darauf bedacht, sie durch das Beispiel zur Feldarbeit anzuleiten. Sie theilten daher viele Ländereien unter ihre Veteranen und andere Ankömmlinge aus, und diese bauten dieselben mit Getreide, mit Obst, Wein und Gemüse an. Nicht nur die fruchtbaren Thäler, welche die Vogesen und das Hardtgebirge am linken Rheinufer bilden, wurden urbar gemacht, sondern auch diesseits des Rheines im Lande der Hessen und Schwaben siedelten sich römische Colonisten an. In den Hauptstädten, besonders zu Straßburg, Cöln und Trier wurden Waffen-, Linnen-, Wollen-, Gold- und Silberfabriken angelegt; vielleicht erhielt die erstgenannte Stadt eben hievon den Namen Argentoratum oder Silberstadt. Bei eben diesen

Hauptstädten erbaute man Amphitheater, öffentliche Bäder und Wasserleitungen auf hohen Pfeilern. In den Städten und in ihrer Nähe hatten die Präfekte und Consularen ihre Paläste und Villen mit Säulen, Schnitzwerk und musivischer Arbeit geschmückt. Götterbilder und kostbare Denkmäler zierten die Tempel, Plätze und Wege. Zu Mainz und wahrscheinlich auch zu Cöln hatten sie steinerne, an andern Orten Schiffbrücken errichtet. Drusus ließ den Rhein durch einen Kanal mit der Yssel verbinden, und ohne Zweifel auch unter Bingen jene Felswand sprengen, welche man das Bingerloch nennt. Endlich wurden in allen großen Städten Schulen der Grammatiker und Rhetoren, und in Trier eine eigene Palastschule errichtet. Alle Jünglinge, welche ihrer Studien wegen aus den Provinzen nach den Hauptstädten kamen, mußten ihre Namen, ihre Studien und Wohnungen dem Magister Census angeben. Auf ihre Sitten, Aufführung und Fortschritte wurde genau Acht gegeben, und darüber monatlich eine Liste eingeschickt, worauf bei Anstellungen Rücksicht genommen wurde. Durch diese Schulen wurde der Geist der Römer und ihre Sitten unter den Bewohnern des Rheins mehr verbreitet, als durch Zwang und Gesetze. Die deutschen Jünglinge gewannen allmählich die römischen Künste und Wissenschaften lieb, und damit auch ihre Sprache und ihre Gebräuche.

Ueber den Rücktritt so manches großen Fürsten ins Privatleben.

Eingang.

1. Ein solcher Rücktritt ist immer ein auffallendes Ereigniß. Warum und inwiefern?
2. Es muß aber ein solcher Rücktritt seine Gründe haben. Welches sind diese, und was wird man daraus zu lernen haben?

Ausführung.

I. Welche sind diese Gründe?

1) Das Mißlingen so mancher wohlgemeinten Plane und Absichten, und die hieraus hervorgegangene Unlust an den Regierungsgeschäften.

2) Ueberdruß an dem äußern Zwange, welchem die Herrscher unterworfen sind, und das Gefühl der Nichtigkeit der irdischen Güter und Freuden.

3) Die Sehnsucht nach einfachen Lebensverhältnissen, besonders nach der Stille des Landlebens.

4) Der Wunsch, in der Zurückgezogenheit von der Unruhe der irdischen Welt den Geist zu sammeln und ungehindert sich desto besser für den Eintritt in die Ewigkeit vorbereiten zu können.

Beispiele: Diocletian, Karl V., Wilhelm V. von Bayern.

II. Welche Belehrungen sind hieraus zu schöpfen?

1) Es ist ein sehr zweideutiges Glück, in weiten Kreisen thätig und wirksam zu sein, und man hat keine Ursache, die Machthaber um ihre hohe Stellung zu beneiden.

2) Kleinmüthig soll uns indessen diese Betrachtung nicht machen. Immer sollen wir streben, vorwärts zu kommen, nicht aber um des irdischen Genusses willen, noch auch angetrieben von Eitelkeit und Herrschsucht.

3) Ueberall sollen wir bereit sein, die höchste Thätigkeit zu entfalten, wohin uns immer eine höhere Hand berufen mag, niemals aber sollen wir uns an eine ansehnliche Stelle eindrängen wollen, indem sie uns sonst leicht zu einer schweren Last und Bürde werden könnte.

Ueberdruß an den Geschäften und die Bitten seines Mitregenten Galerius ließen in Diocletian den merkwürdigen Entschluß reifen, die Herrschaft niederzulegen und sich in den Privatstand zurückzuziehen. Am 1. Mai 305 legte er zu Nikomedien

vor dem erstaunten Volke den Purpur ab, und begab sich nach Spalatrum (Spalatro) in der Nähe von Salona in Dalmatien. Er bewohnte dort eine prachtvolle Villa und beschäftigte sich mit Gärtnerei. Als seine Freunde ihn ermahnten, wieder auf den Thron und den Schauplatz des öffentlichen Lebens zurückzukehren, schrieb er ihnen: „Wenn ihr nur die Kohlköpfe sehen könntet, die ich hier mit eigener Hand gepflanzt, ihr würdet mich gewiß dazu nicht überreden wollen." Diocletian starb im neunten Jahre nach seiner Abdankung im acht und sechzigsten seines Alters (313).

Kränklichkeit, Mißmuth und Ueberdruß an den Welthändeln bestärkten den Kaiser Karl V. in dem Gedanken, den er schon längere Zeit hegte, sich, wie Diocletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Im Herbst 1555 führte er den Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen, wirklich aus, einen Entschluß, der, in seiner Lage, gewiß zu den großartigsten gehört, die in der Geschichte des menschlichen Herzens vorkommen. Nachdem er die Regierung seinem Sohne Philipp in feierlicher Versammlung zu Brüssel abgetreten, schiffte er sich nach Spanien ein, wo er sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Kloster Juste in Estremadura ein kleines Haus hatte erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei mechanischen Arbeiten und Andachtsübungen. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er jeder Erheiterung und Erholung und legte sich harte Bußübungen auf. In dieser düstern Stimmung kam er kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte.

Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karl's Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte. (21. Sept. 1558.)

Herzog Wilhelm V. von Bayern, welcher die Beschwerden der Staatsführung nie geliebt, war von Sehnsucht erfüllt, in stiller Zurückgezogenheit und sorgenfrei den Uebungen der Andacht obzuliegen. Aehnliches Verlangen, vom Geräusche der Welt abzuscheiden, fühlte seine Gemahlin Renata. Die Erfüllung dieser Wünsche Wilhelms reifte, da er seines Sohnes Maximilian Einsicht und Kraft zur Leitung des Staates erkannte. Zu Anfang des Jahres 1598 übergab er demselben die Herrschaft. Von diesem Augenblick an zog sich Wilhelm mit Renaten in den Palast zurück, welchen er neben dem von ihm begründeten Jesuitencollegium in München hatte erbauen lassen. Beide erschienen fortan selten öffentlich und führten ein wahrhaft klösterliches Leben. Sie, wie ihre sämmtlichen Hofbedienten, schwarz gekleidet, glichen in ihrer Tracht Chorherren und Nonnen. Auf den Tischen schimmerte weder Gold, noch Silber; sie speisten nur von irdenem Geschirr, auch wenn fürstliche Gäste kamen. Und öfter als Fürsten, saßen arme, unvermögende Leute an Wilhelms Tisch, und er bediente sie selber. Nicht selten sah man ihn Pilgern die Füße waschen, sie pflegen und ihnen die Arzneien reichen. Oft besuchte er in schlichter Kleidung, einen Pilgerstab in der Hand, berühmte Wallfahrtsorte. Zu München, wie bei dem Kloster Prüfling, hatte er sich einsame Zellen gebaut, desgleichen auf der Schwaige von Schleißheim, woselbst er ein einfaches kleines Lustschloß, mehr dem Gebet, als dem Vergnügen heilig, angelegt hatte. Dahin wandelte er gern und lag frommen Bußübungen ob. Seine Gemahlin theilte mit ihm Neigung und Lebensart; jeder Tag war dem Gebete und den Werken der Mildthätigkeit geweiht. Bei dieser harten, doch regelmäßigen Lebensart erreichten beide ein hohes Alter.

Würde der Wissenschaft.

1. Viele Studirende haben bei ihrem Berufe nur den künftigen äußeren Nutzen, manche nicht einmal diesen im Auge — der Beweggrund des künftigen materiellen Nutzens darf aber nicht der einzige sein; sonst ist er
   a) der Würde der Wissenschaft nicht angemessen;
   b) er macht das Mittel zum Zweck;
   c) ist ein Zeichen unedler Sinnesart;
   d) wird den Studien selbst nachtheilig, die man in diesem Falle
      α) auf das Allernöthigste, oder
      β) auf ein glänzendes Scheinwissen einschränkt.
2. Anders der, welcher sich den Wissenschaften um ihrer selbst willen widmet:
   a) er bildet seinen Geist;
   b) veredelt sein Herz;
   c) wird fähig, der Welt zu nützen;
   d) entspricht seiner ewigen Bestimmung,
   e) und wird auch bei seinen Studien den glücklichsten Erfolg haben.

Anders ist der Studienplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der eigentliche Freund der Wissenschaft sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein Solcher wird beim Eintritt in die akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die

er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist beschäftigen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letzteren widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Cursus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren.

Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet, er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt. Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst nichts Höheres ausrichtet, als der Taglöhner mit den schlechtesten, und der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sclavenseele mit sich herumträgt?

Wie ganz anders verhält sich der eigentliche Freund der Wissenschaft! Eben so sorgfältig als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich Jener,

ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wiederherzustellen. Was der Brodgelehrte trennt, vereinigt er vielmehr. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes wie in der Sinnenwelt Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe einem harmonischen Ganzen sich untergeordnet haben, bis er im Mittelpuncte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken ihn. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hat, oder setzen den letzten, noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, das er nun vollenden kann. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte, mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet er zu höherer Vortrefflichkeit fort, während der Brodgelehrte im ewigen Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der echte Wissenschaftsfreund. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nützen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln; der Brodgelehrte verzäunt sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt.

Zu Allem, was dieser unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außenher borgen; der Freund der Wissenschaft findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder wird sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dient, während der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht, was er treibt, sondern, wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den wahren Freund der Wissenschaft. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunct des Ganzen.

Es gibt nicht wenige Jünglinge, welche bei ihrer Beschäftigung mit Sprachen und Wissenschaften überall nichts Anderes vor Augen haben, als den künftigen unmittelbaren Nutzen derselben für ihr äußeres Glück, und nur darum lernen, damit sie einst Brod und Versorgung erlangen. Nun ist zwar allerdings dieser Zweck ein ganz erlaubter, und sehr zu bedauern, daß so manche Jünglinge nicht einmal diesen sich ernstlich vorsetzen und nicht einmal durch den Gedanken an die traurigen Folgen, welche die versäumte Jugendzeit für ihr äußeres Glück haben muß, sich zum Fleiße antreiben lassen. Indessen kann man es doch nicht anders als mißbilligen, wenn dieser Beweggrund der einzige ist, durch den der Jüngling sich leiten läßt. Sein Fleiß wird dadurch mehr der Fleiß eines Taglöhners, als daß er der Würde der Wissenschaften, denen er sich widmet, angemessen wäre. Diese werden entehrt, wenn sie bloß als Mittel des Erwerbes angesehen und betrieben und nicht um ihrer selbst willen geschätzt werden. Es ist wenigstens kein Zeichen eines über das Gemeine erhabenen Geistes, wenn man nicht an ihnen ein uneigennütziges Interesse nimmt und gegen ihren innern eigenthümlichen Werth gleichgiltig ist.

Die Denkungsart, bei welcher man seine Studien nur um des künftigen Brodes willen treibt, hat aber nicht nur an sich etwas Unedles, sondern sie kann auch für die Studien selbst sehr nachtheilig werden. Wer diese Denkungsart hat, der wird nur so viel zu lernen bedacht sein, als er nöthig zu haben glaubt, um einst irgendwo Amt und Besoldung erlangen zu können, und, wie wenig ist es, was man dazu oft nöthig zu haben glaubt oder auch wirklich nöthig hat? Ueberdieß wird man dadurch sehr natürlich verleitet, sich mehr um glänzende, als um gründliche Kenntnisse, mehr um Vielerlei, als um Vieles zu bemühen. Betrachte man dagegen denjenigen, der schon in der Jugend sich die entgegengesetzte Denkart eigen gemacht hat! Die Wissenschaften, denen er sich widmet, ziehen ihn durch ihren eigenen Reiz und durch ihren inneren Werth an sich. Die Ausbildung, welche sie seinem Geiste geben, ist ihm ein sehr schätzbarer Gewinn, und ein noch größerer die sittliche Veredlung, welche dadurch, wenigstens mittelbar, gefördert werden kann und soll. Er erwirbt sich Kenntnisse, nicht nur um sich selbst, sondern hauptsächlich auch um Andern, um der Welt zu nützen. Er betrachtet die Uebung seiner Kräfte in seinem Berufe als Pflicht gegen den, der ihm diese Kräfte gab und als einen Vortheil, der sich über die Grenzen dieses Lebens hinaus erstreckt. Welchen glücklichen Einfluß auf den Gang seiner Studien muß nicht diese edlere Ansicht von denselben haben!

(Vergl. S. 176.)

Dem Leben lernen.

I. Was man unter Lernen zu verstehen habe.

II. Was der Ausdruck besage, man solle nicht für die Schule lernen.

II. Was es heiße, für das Leben lernen.

Ein bekannter Spruch sagt: Nicht für die Schule, sondern für das Leben soll man lernen.

Um darzuthun, ob und in wie weit die in diesem Ausspruch enthaltene Vorschrift wohl begründet sei, wird man untersuchen müssen, was man unter Lernen überhaupt, dann insbesondere unter dem Lernen für die Schule und dem für das Leben zu verstehen habe.

Was heißt lernen? Man hat davon falsche Begriffe, wenn man glaubt, es heiße: fremde Worte sich einprägen, ohne dabei zu denken. Worte ohne Gedanken lernen, ist der Seele ein schädliches Opium, das sie betäubt und in eine Art von trägem Schlummer versetzt. Worte sind leichter nachzusprechen, als Gedanken zu denken; darum bedient sich der Träge so gerne bereits fertiger, oft schöner Gedankenformen, die er geistlos wiederholt und die ihm gleichsam als willkommene Rechenpfennige für das Spiel des gewöhnlichen Gespräches dienen.

Wer nur auf solche Weise lernt, wer den Lehrgegenstand nur äußerlich ohne lebhaften Antheil der eigenen Seelenkraft in sich aufnimmt, bleibt allezeit ein bloßer Nachsprecher, eine vielleicht schön und hellklingende, aber doch immer nur mechanische todte, gedankenleere Wortmaschine. Nur von dem kann man sagen, daß er wirklich lerne, der das ihm Mitgetheilte frei und selbstthätig mit voller geistiger Hingebung in sich aufzunehmen bemüht ist. Es leuchtet aber auch ein, daß, wer dieß thut, nicht bloß für die Schule lernt, daß der Gewinn, den er zieht, sich über sie hinaus auf das ganze Leben erstrecke.

Ist es denn aber Unrecht — möchte man einwenden — für die Schule zu lernen? Soll der Schüler nicht vor Allem dem Lehrer durch seinen Fleiß genügen wollen, sein Lob, seine Zufriedenheit zu erwerben sich bestreben? Ganz gewiß soll er dieß, und der Spruch: „Man soll nicht für die Schule lernen", kann wohl nur in dem Sinne zu fassen sein, man dürfe den Zweck des Lernens nicht auf die Zeit des Schulunterrichtes, nicht auf den engen Kreis der Schule selbst einschränken, man müsse ihm vielmehr eine Ausdehnung geben, die über die Schuljahre und die in ihnen täglich wiederkehrenden Anforderungen

an den Fleiß des Schülers weit hinaus in sein ganzes Leben reicht. Wohl soll man also auch der Schule, aber nicht bloß der Schule lernen. Für die Schule lernt man auf eine gute Weise, wenn man ihr Ehre macht, wenn man das Gepräge mit sich nimmt, man sei in einer guten Schule gewesen, ein Gepräge, das sich nie verwischt, das immer kenntlich und lobenswerth bleibt, Zutrauen erweckt und auf der Bahn des Lebens viele Vortheile gewährt. Gewiß ist es Lob und Empfehlung für einen Menschen, wenn man sagt: er habe Schule, dagegen einem Ungeschulten Festigkeit und Bestimmtheit in seinen Arbeiten fehlt. Der Schule ist die Welt, was Wissenschaften und Künste jeder Art anbelangt, viel schuldig; Uebung unter einem guten Lehrer gibt eine sichere Hand, eine feste Regel. Auch wenn der Lehrling sich vom Lehrer entfernt, nicht als Zweig auf seinem Stamme, seiner Wurzel bleibt, so nimmt er doch seine Art mit sich und sproßt weiter. Insoferne ist es also gut, für die Schule lernen, d. h. Alles das lernen, was man in ihr lernen kann, und es schulmäßig, d. i. fest, bestimmt und recht lernen.

Es ist doch nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn man gleichwohl behauptet, man solle nicht der Schule, sondern dem Leben lernen. Denn wer für die Schule nicht im rechten Sinne lernt, lernt auch nicht für's Leben, zu dem ihn doch gerade der Schulunterricht tüchtig machen soll. Was heißt aber „dem Leben lernen?“ Offenbar das lernen, was nützlich im Leben ist, was angewendet werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Vortheile des Wissens so viele und gewiß nicht alle unmittelbar sind, da eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es sehr thöricht, bei Allem, was man lernt, zu fragen: wozu läßt es sich anwenden, welche Vortheile wird es bringen? Niemand übersieht zum Voraus sein Leben, Niemand weiß jede Lage vorher, in die er gerathen kann, noch kann er vorher ermessen, unter welchen Verhältnissen ihm die Kenntnisse nützlich werden, die er sich erworben hat: Also weist der Ausdruck „dem Leben lernen“ darauf hin, daß man sich selbst

mit allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, geistigen und körperlichen Kräften zu dem bilden solle, was Leben heißt, so weit es Gelegenheit, Zeit und Umstände verstatten, daß man nichts roh und ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine angemessene Wirksamkeit im Leben zu werden. Wer nur eine Seelenkraft, z. B. die Fantasie oder das Gedächtniß mit Vernachlässigung der übrigen pflegt, wer den Verstand bildet, aber das Herz verabsäumt, wer nur in Empfindungen schwelgen will und ein nüchternes Denken, eine ruhige Ueberlegung scheut, wer Alles nur wie ein tändelndes Spiel behandelt und jede ernste anhaltende Mühe flieht: alle diese lernen nicht fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften, mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst und mit aller Anstrengung wirken. Wer dieß nicht kann, wer sich hiezu nicht frühzeitig geübt hat, der hat nicht für's Leben gelernt. Da das Leben nicht nur Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, Thaten braucht und in diesem vor Allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und Charakters. Was hälfe es, tausend Kenntnisse, aber keinen festen Willen zu haben, keine Kraft, keinen Trieb für ein thätiges Leben in sich zu fühlen? Im Willen leben wir; das Herz ist es, das uns ermuthigt und stärkt oder niederschlägt und straft. Nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf die Bildung des Charakters ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unsres Lebens gebaut. Dem Leben lernen, heißt also, seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und begründen, sich Sitten erwerben, die liebenswerth machen vor Gott und Menschen; für's Leben lernen, heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich an Ordnung gewöhnen, der Erholung nicht mehr Zeit gönnen, als ihr gebührt, seine eigenthümlichen Schwächen bekämpfen, die Niemand besser kennt, als wir selbst — kurz Alles aufbieten, daß

das Leben uns nicht unvorbereitet finde, daß wir in seinen Kämpfen uns mannhaft zeigen und Sieger in seinen Versuchungen bleiben.

Die Lectüre als das reichhaltigste, dauerndste und zugleich wohlfeilste Vergnügen.

1. Das reichhaltigste Vergnügen: Umgang mit den größten und weisesten Männern,
   a) deren auserlesenste Gedanken
   b) in der vollendetsten Form

   sich uns hier darbieten.
2. Das dauerndste:
   a) wir werden desselben niemals überdrüssig, und
   b) es werden dadurch sogar die trüben Stunden unseres Lebens erheitert.
3. Das wohlfeilste; denn
   a) es handelt sich hier nicht um den bloßen Besitz vieler, sondern
   b) um den Gebrauch der besten Bücher, und diesen kann man sich
   c) theils zu dem geringsten Preise,
   d) theils sogar ganz unentgeltlich verschaffen.

An der Spitze aller Vergnügungen, die sich dem Manne von Erziehung darbieten, kann man mit Recht die Lectüre setzen. Zuvörderst ist wohl klar, daß kein anderer Genuß mit diesem in Ansehung der Reichhaltigkeit verglichen werden kann. Man stelle sich vor, daß wir es in unserer Macht hätten, die Geister der größten und weisesten Männer, welche je lebten, herbeizurufen, und uns mit ihnen über die wichtigsten Ange-

legenheiten der Menschheit zu unterhalten. Welch ein unschätzbares Kleinod liegt in diesem Gedanken! Wie erhaben ist ein solcher Umgang über alle gewöhnlichen Freuden! Jede wohlbesetzte Bibliothek aber öffnet uns diese unaussprechlichen Genüsse. Wir können einen Xenophon und Cäsar selbst über ihre Feldzüge vernehmen, einen Demosthenes und Cicero die Blitze der Beredtsamkeit schleudern sehen, in die Hörsäle der Weisheit eines Sokrates und Plato eintreten, und von einem Euklides und Newton uns Beweise vorzeichnen lassen, sofern wir der Lectüre der Schriften dieser großen Männer uns hingeben. In den Büchern finden wir die Gedanken, und zwar gerade die auserlesensten Gedanken der größten Männer aller Zeiten, oft in dem reizendsten und anmuthigsten Gewande dargestellt.

Wenn wir jedes andern Vergnügens am Ende überdrüssig werden, so kann dieß bei jener Reichhaltigkeit der Lectüre niemals zu befürchten sein. Es ist dieselbe sogar geeignet, Kummer, Krankheit und Sorge auf eine Zeitlang von uns wegzubannen. Wer an Büchern Geschmack findet, für den wird kein Tag so düster sein, daß er an demselben nicht auch Freude genösse. Mit einem schönen Buche in der Hand wird es einem leicht sein, durch lange Tage und träge Nächte, bei den verdrießlichsten Amtsverrichtungen sich hindurchzukämpfen und mürrische Ungeduld mit ruhiger Zufriedenheit zu vertauschen.

Endlich kann man das Lesen auch ein sehr wohlfeiles Vergnügen nennen. Der sogenannte Geschmack an Büchern kann einem freilich sehr theuer zu stehen kommen; dieß aber ist nichts anderes, als eine kindische Freude an Ausgaben, Bänden, Papier und Typen. Wem es dagegen wirklich darauf ankommt, in den Geist eines Schriftstellers einzudringen, der kann mit wenigen Gulden viel weiter kommen, als andere mit ungeheuren Geldsummen. Nicht um den bloßen Gebrauch vieler, sondern um den rechten Gebrauch der besten Bücher handelt es sich. Der letztere aber ist nicht nur durch die gegenwärtige Wohlfeilheit gerade der ausgezeichnetsten Werke sehr leicht möglich, sondern man kann sich dieselben auch zur Lectüre

aus einer Bibliothek verschaffen, oder sie von Freunden entlehnen.

Ueber die hohen Vorzüge der deutschen Sprache.

1. Die deutsche Sprache ist eine Ursprache, sie hat sich wenig mit andern Sprachen vermischt, und entbehrt daher der vielen unsinnlichen, abstracten, gleichsam „todten" Wörter, die andern gemischten Sprachen Eintrag thun.
2. Was ihr an Wohllaut mangelt, ersetzt sie durch Bewegung (Rhythmus), weßhalb auch der Reim in der Poesie für die deutsche Sprache nicht, wie z. B. im Französischen, unerläßlich ist.
3. Sie legt überall das Gewicht auf den Begriff und den Gedanken; die Silbenmessung ist accentuirend, nicht quantitirend wie bei den Griechen und Römern.
4. Sie ist vielseitiger und bildsamer als irgend eine andere lebende Sprache, und daher am besten befähigt, fremde Werke treu wiederzugeben.
5. Sie hat Kraft, Lebendigkeit und Fülle, und braucht daher nicht, wie es häufig bei andern Sprachen der Fall ist, zu Uebertreibungen ihre Zuflucht zu nehmen.
6. Sie hat eine reiche classische Literatur in zwei verschiedenen Epochen aufzuweisen.
7. Es liegt in ihr ein Schatz von tüchtiger Gesinnung und scharf ausgeprägter nationaler Eigenthümlichkeit.

Je ungemischter eine Sprache ist, je reiner ihr Organismus sich bewahrt hat, um so mehr Leben, Kraft und Schwung ist ihr eigen. Man kann in ihr fast alle Worte auf Stammworte zurückführen, und die bildlichen Ausdrücke sind voll Anschaulichkeit, weil der Hörer sogleich an die erste sinnliche Be-

deutung des Wortes erinnert wird. In gemischten Sprachen dagegen fehlt dieses Leben, und das Gedächtniß wird überladen mit bedeutungslosen Worten, die aus einer andern Sprache, in welcher sie Leben hatten, als seelenlose Mumien herübergeschleppt wurden. Die französische Sprache hat viele todte Worte dieser Art, und in der englischen wimmelt es von solchen; die schöne italienische hat ebenfalls, durch Einmischung des Gothischen, deren nicht wenige; dasselbe findet Statt im Spanischen und Portugiesischen. In minderem Grade gilt dieß von den skandiñavischen Sprachen, doch haben auch sie solcher todten Worte mehr, als unsere deutsche Sprache, deren Ursprünglichkeit der Klarheit des Begriffes und der Innigkeit der Empfindung so sehr zu Gute kommt.

Man wirft unserer Sprache Härte vor; doch abgesehen davon, daß ihr Manches als Härte angerechnet wird, was man vielmehr als ausdrucksvolle Stärke preisen sollte, so wird es doch wohl weder den Engländern mit ihren Zischlauten, noch den Franzosen mit ihren Nasentönen zustehen, unsern vermeintlichen Mangel an Wohllaut zu rügen. Den Italienern, Spaniern, Portugiesen müssen wir zwar den Vorzug größeren Wohllautes einräumen; aber wie sehr wird dieser im Deutschen ersetzt durch das bestimmte Maß unserer langen und kurzen Silben! Mit Recht sagt Klopstock:

„Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr!"

Die englische und die romanischen Sprachen haben fast keine Bewegung, fast keinen Rhythmus, weil das Maß der Silben theils völlig unbestimmt, theils so schwach bestimmt ist, daß ihre Dichter die Silben bloß zählen, wenig bekümmert, wo die längere stehe, wo die kürzere. Sie entbehren daher des Reims nicht gerne, und die Franzosen können ihn schlechthin nicht entbehren. Die deutsche Sprache liebt zwar den Reim, aber sie ist nicht an ihn gebunden; es steht ihr frei, auch durch den bloßen Rhythmus zu wirken.

Im Vergleiche mit den alten classischen Sprachen, der griechischen und römischen, besitzt die deutsche Sprache den Vorzug, daß sie die Länge und Kürze der Silben nicht nach dem

Zeitmaße, sondern nach ihrem innern Werthgehalte, nach ihrer geistigen Bedeutung bestimmt, daß sie folglich dieselben mehr wägt, als mißt, mit einem Worte, nicht den Gesetzen der Quantität, sondern denen des Accentes Folge gibt. Die Sinnbetonung allein entscheidet über Länge und Kürze. Darum bildet im Deutschen jedes einsilbige Hauptwort, Beiwort, Zeitwort eine Länge, während alle Silben, die nur Zufälligkeiten der Zeit, der Bedingung, der Zahl, des Geschlechts, der Ableitung u. s. f. bezeichnen, kurz sind. Immer erscheint die Hauptsilbe, in welcher der Begriff ruht, als lang, und sogar sonst kurze Silben von untergeordneten Hilfswörtern werden sogleich lang, sobald wir, um des Sinnes willen, einen besondern Nachdruck auf sie legen.

Für den Reichthum, die Geschmeidigkeit, Bildsamkeit, Kraft und Feinheit der deutschen Sprache gibt es kein stärkeres Zeugniß, als die von ihr bewiesene Fähigkeit, Werke fremder Sprachen besser, als es jede andere lebende vermag, wiederzugeben. Man vergleiche deutsche Uebersetzungen von den Schriften der Alten mit den Uebersetzungen ebendieser Werke in andern Sprachen, oder man vergleiche deutsche Uebersetzungen aus den lebenden Sprachen mit Uebersetzungen deutscher Bücher in jene Sprachen — welchen Vorrang nimmt die deutsche vor allen andern ein, sie, deren Worte, voll warmen Lebens, nicht nur Gedanken und Empfindungen in ihrer ursprünglichen Frische uns nahe zu bringen vermögen, sondern sogar oftmals ihnen neues Licht und neue Gluth verleihen!

Diese hohe Kraft und Fülle der deutschen Sprache, welche denjenigen, der ihrer vollkommen mächtig ist, nie in Noth läßt, den treffendsten und doch einfachsten Ausdruck zu finden, ist gewiß auch der Grund, warum deutsche Schriftsteller nur selten zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen. Während ärmere Sprachen den Autor häufig zur gesuchten und unnatürlichen Phrase nöthigen, weil der wahre, bezeichnende Ausdruck mangelt, bietet die deutsche einen solchen Vorrath der lebendigsten und dabei bestimmtesten Bezeichnungen, daß nur Unkenntniß oder

Unfähigkeit zu den grellen Farben der Unnatur und dem Schwulste eines falschen Pathos greifen wird.

So hat denn die deutsche Nation, wie dieß freilich auch von andern Völkern gilt, Werke aufzuweisen, welche das Siegel einer unvergänglichen Dauer, das Gepräge vollendeter Kraft und Schönheit an sich tragen; zudem hat sich aber unsere Literatur — wessen kein anderes Volk sich rühmen kann — zweimal, im Mittelalter nämlich und in der neueren Zeit, zu vollendeten, zu classischen Hervorbringungen aufgeschwungen. In der älteren Epoche waltete die Natur, der unbefangene, rein nationale Sinn, während späterhin die Kunst und die Kritik durch das tiefere Studium des griechisch-römischen Alterthums ihren Einfluß geltend machte.

Wir haben darum, bei aller, von den Deutschen bisweilen nur allzuweit getriebenen Anerkennung und Würdigung des Werthes fremder Sprachen, ein Recht, auf die Vorzüge der unsrigen stolz zu sein. Es liegt in ihr ein wahrer Schatz von tüchtiger Gesinnung und scharf ausgeprägten nationalen Eigenschaften, und dieser Schatz soll uns heilig sein. An der Gesinnung, an dem Kern unsers Wesens müssen wir festhalten. Unser Sinn soll bieder, wahrhaft, herzhaft und herzlich sein, wie unsre Sprache!

Ueber die Wichtigkeit der Uebungen im freien Vortrage und über die Mittel, sich am ehesten eine gewisse Fertigkeit darin zu erwerben.

1. Was ein freier Vortrag sei:
   a) im weitern,
   b) im engern Sinn des Wortes.
2. Inwiefern jeder freie Vortrag einen Vorzug vor der bloßen Vorlesung habe.
3. Welche Verschönerung des Lebens durch die Kunst des freien Vortrages erzielt werden kann.

4. In wiefern eben diese Kunst bisweilen als unumgänglich nothwendig erscheine.
5. In welchen Fällen diese Kunst besonders ihre Anwendung findet.
6. Welchen besonderen Nutzen die fleißige Uebung im freien Vortrage demjenigen gewähre, der sich derselben unterzieht.
7. Wie man am leichtesten und sichersten zu dieser Kunst gelange.

Unter einem freien Vortrage im weitern Sinne versteht man eine nicht abgelesene, sondern ohne ein solches Hilfsmittel gesprochene, längere oder kürzere Abhandlung, liege derselben nun eine besondere Vorbereitung zu Grunde oder nicht. Im engern Sinn des Wortes begreift man darunter einen Vortrag dieser Art, auf welchen man sich nicht eigentlich gerüstet hat, sondern zu welchem man erst durch die Lage des Augenblicks, durch innere Neigung oder durch den Wunsch eines Anwesenden, oder durch die Umstände und die in ihnen liegende Nothwendigkeit veranlaßt wird.

Der freie Vortrag hat jederzeit einen großen Vorzug vor der bloßen Vorlesung, sofern er sich durch größere Lebhaftigkeit und darum bedeutendere Eindringlichkeit auszeichnet, deßhalb hat man alle Ursache, sich im freien Vortrage überhaupt fleißig zu üben, um es darin zu möglichster Fertigkeit zu bringen. Aber auch zu dem eigentlichen, ganz freien Vortrage im engern Sinne soll man suchen, sich zu befähigen; es ist dieß beinahe für unerläßlich zu halten, da durch solche Vorträge entweder ein wirkliches Bedürfniß befriedigt, oder dem Leben, namentlich dem gesellschaftlichen, ein schöner, angenehmer Reiz verliehen wird.

Wie erfreulich ist die Gabe und Fertigkeit, in heiterer Gesellschaft die Empfindungen, von welchen gerade die Anwesenden erfüllt sind, sofort in anmuthige Worte einzukleiden, und hiedurch diese Empfindungen bei ihnen zu befestigen, und noch zu

steigern! Wie unvergeßlich werden solche Momente der Gesellschaft bleiben, und wie dankenswerth ist es, derselben auf solche Weise einen höheren Schwung zu geben!

Wohl ist es wahr, daß zu dieser Kunst ein ganz besonderes Talent erfordert wird. Vielleicht ist es etwas weniger schwierig, einen freien Vortrag zu halten, der durch ein wesentliches Bedürfniß hervorgerufen wird. Hiebei kann es sich um die augenblickliche Beseitigung von Mißverständnissen oder um die Geltendmachung gewisser Wahrheiten oder um die Anregung und Erweckung zu wichtigen Entschließungen, um die Begeisterung für irgend ein wichtiges Ziel handeln. In solchen Fällen ist die Kunst des freien Vortrages ganz unerläßlich; denn an eine besondere Vorbereitung für dasjenige, was man da zu sagen hat, ist oft gar nicht zu denken. Der Moment, wo man sich vernehmen lassen soll, ist oft nur einmal gegeben, und es möchte derjenige, welcher es zu thun berufen ist, der denkendste, einsichtigste, unterrichtetste Mann sein, wenn er nicht im Stande ist, hier sogleich mit dem rechten Worte einzutreten, so ist vielleicht Alles verloren.

Auch gibt es Fälle, in welchen diese Kunst besonders ihre Anwendung findet. Hieher gehören alle geschäftlichen Verhandlungen in Ständeversammlungen und die Verhandlungen vor Gericht. Beides trat besonders hervor bei den alten Griechen und Römern, weßhalb sich denn diese auch die Uebung im freien Vortrage so sehr angelegen sein ließen. Aber auch in unserer Zeit sind diese Verhandlungen, namentlich in den Ständekammern, von großer Wichtigkeit.

So groß die Nachtheile sind, die sich im Leben ergeben können, wenn man die Gabe und Kunst des freien Vortrages nicht besitzt, eben so groß sind die Vortheile, welche durch dieselbe erreicht werden. Auch für die schriftliche Darstellung ergibt sich ein Gewinn. Wer sein Augenmerk auf den freien Vortrag richtet, wird selbst seinem schriftlichen Ausdruck mehr Natürlichkeit, Lebhaftigkeit, Kraft, Nachdruck und Gefälligkeit zu verleihen im Stande sein. Ebenso lernt man beim freien Vortrage seine geistigen Kräfte schneller gebrauchen, und wird da-

durch zu einer größeren Geistesgegenwart geführt. Auch wird man bald gar sehr an jener Unbefangenheit und Selbstständigkeit zunehmen, welche in allen Lebensverhältnissen von so hohem Werthe ist.

Daß alles dasjenige, was als Vorbereitung zu einem guten schriftlichen Vortrage dient, als Grundlage auch für den freien Vortrag erfordert werde, ist einleuchtend genug. Doch möge man nicht glauben, daß Uebungen im schriftlichen Vortrage allein auch für Erlangung eines guten mündlichen Vortrages schon zureichen. Auf diesen hat man sich noch besonders einzuüben. Wie aber bei jeder Fertigkeit, die man sich zu erringen bemüht ist, ein gewisser Stufengang in den vorzunehmenden Uebungen eingehalten werden muß, so auch hier. Zuerst also lege man eine schriftliche Ausarbeitung zu Grunde und lerne diese ganz oder doch theilweise auswendig; späterhin überlese man sie nur einigemal, ohne sie eigentlich zu memoriren; hierauf halte man sich bloß an eine Disposition; bei weiterem Fortschritte beschränke man sich auf einiges vorhergehende Nachdenken, und halte dann den Vortrag; endlich schreite man zu Disposition, Ausführung und Vortrag auf einmal ohne irgend eine Vorbereitung. Ebenso beobachte man auch einen angemessenen Stufengang hinsichtlich des Stoffes und zwar in Bezug auf seine Ausdehnung, wie auf seinen Inhalt. Man beginne mit Darstellung von Gesehenem und Erlebtem, späterhin knüpfe man auch seine Gedanken darüber an, und wage sich erst bei zunehmender Fertigkeit an den Vortrag durchaus freier Geisteserzeugnisse.

(Vergl. S. 128: „Ueber die Kunst des Extemporirens".)

Der Sänger — nach Zeugnissen der Dichter.

Einleitung. Die Mehrzahl der Menschen trachtet vorzugsweise nach irdischen Gütern und hält denjenigen für beklagenswerth, welcher dieselben entbehrt.

I. Der Dichter in seiner Stellung zur Welt überhaupt.

Er ist gewöhnlich nicht mit Erdengütern gesegnet, aber ihn entschädigt dafür der Reichthum seines innern Lebens. Selbst sich glücklich fühlend, vermag er durch seine Kunst auch Andere zu beglücken.

II. Der Dichter im Verkehr mit den Mächtigen der Erde, und zwar

a) in freundlichem Verkehr mit ihnen.

Er wird von ihnen gerne gesehen, oft mit Ehren und Belohnungen überhäuft; doch genügt ihm auch schon eine mäßige Gabe. Er gibt jedenfalls mehr, als er selbst empfängt (vgl. Goethe: „Der Sänger"; Schiller: „Der Graf von Habsburg"; Homer. Od. VIII., 62 ff.).

b) In feindlichen Beziehungen zu ihnen.

Wohl zieht er sich manchmal Verfolgungen zu; doch wird es ihm oft gelingen, den Haß in Liebe umzuwandeln. Sollte aber dieß Bemühen fehlschlagen, sollte er wirklich blinder Leidenschaft zum Opfer fallen, so wird solchem Frevel — sei es auch spät — die Strafe folgen. (Vgl. Uhland: „Bertrand de Born" und „Des Sängers Fluch".)

III. Der Dichter im Verhältnisse zu den überirdischen Mächten.

Alte Sagen preisen den Dichter als Liebling der Götter, der sich ihrer unmittelbaren Obhut erfreue. So jene von Simonides (Cic. de Orat. II., 86; vgl. das Material zu dem Thema: „Ueber den Werth eines guten Gedächtnisses", dann Apel's Ballade „Simonides"); — ferner jene von Arion (Herod. I., 23 ff.) und die Balladen von Schlegel und von Tieck; auch Schillers Ballade: „die Kraniche des Ibykus" könnte hier beigezogen werden.

Blicken wir auf das bunte Treiben der Menschen, so sehen wir, wie die meisten rennen und trachten nach irdischem Gut, wie sie einzig bestrebt scheinen, Geld, Ehre, Macht und anderes dergleichen zu gewinnen; wie in diesem Bestreben Gewinn und Verlust sich mannigfach durchkreuzen; wie neben den vom Glück begünstigten, die sich selbst groß dünken und anderen groß erscheinen, diejenigen stehen, beklagens- und bemitleidenswerth, denen das Glück keine oder nur sehr wenige seiner so eifrig begehrten Gaben zukommen ließ.

Zu der Zahl dieser verkürzten oder versäumten mag man wohl auch leicht versucht sein, den Dichter zu rechnen, der selten im Glanze des Reichthums und irdischer Hoheit, wohl aber oft in ärmlicher Gestalt vor unseren Blicken erscheint. Ist es nicht als hätte er bei der allgemeinen Austheilung der Güter dieser Erde vergessen, sich einzufinden? Indessen der gütige Gott hat auch für ihn einen Trost: er öffnet ihm seinen Himmel; er verstattet ihm den Mitgenuß der höchsten himmlischen Güter. Durch diese ist der Dichter reich, auch wenn er in ärmlicher Gestalt auf Erden erscheint; er ist beglückt und vermag auch andere zu beglücken, die seinen Werth zu schätzen wissen und die dargebotenen Güter zu genießen verstehen.

So sehen wir denn, wie der Sänger frei verkehrt mit den Großen der Erde, wie er bei Fürsten und Königen ein gern gesehener Gast ist. Nicht Er bewirbt sich um ihre Gunst; nicht als ein Bittender erscheint er, der die Gabe erfleht, deren er bedarf zur Fristung des Lebens: nein, er wird gesucht und berufen, um den herrlichsten Festen erst ihren Glanz, ihre rechte Weihe zu verleihen. Bei der höchsten Pracht des Krönungsmahls, umgeben von dem Kreise der Fürsten, umjubelt von der Menge, vermißt der Kaiser den Sänger, den Bringer der Lust, und ist erst befriedigt, als auch dieser gerufen eintritt. Und da spenden denn auch gerne die mit irdischen Gütern gesegneten aus der Fülle ihres Reichthums. Doch bescheiden ist des Sängers Wunsch, der sich nicht mit irdischen Gütern belasten will: er nimmt eine geringe Gabe, und weiß auch für diese noch solchen Dank zu spenden, daß er selbst aus diesem Kreise

scheidet als der, der mehr gegeben als empfangen hat. Ja, sein himmlischer Beruf, die Eingebung eines Gottes, läßt ihn den Menschen bisweilen als einen Seher und Verkündiger der Zukunft erscheinen. Wohl denen, die ihn freundlich empfangen haben! denen er zum Dank Glück und Segen verheißt!

Doch nicht alle Fürsten, nicht alle Mächtigen der Erde hegen solch' edle Gesinnung, wie jener König, wie jener Kaiser, von denen uns des Sängers Lied erzählt: nein, andere Sagen berichten uns von finsterem Groll, der den Sänger verfolgt; der nicht eher ruht, als bis er, den der Fürst als den Verführer seiner Kinder haßt, gefangen vor ihm steht und das schlimmste Schicksal zu gewärtigen hat. Doch auch hier hilft ihm des Gottes Gabe, das Herz des Gegners zu rühren; mit plötzlich verändertem Gefühl reicht derselbe ihm die versöhnte Hand; der ergrimmte Feind hat sich in einen wohlgesinnten Freund verwandelt.

Freilich nicht immer tritt dieser Wandel zum Besseren ein. Dort sehen wir einen König, der nach dem jugendlichen Sänger, dessen tief ergreifender Gesang alle Anwesenden rührt und hinreißt, in leidenschaftlicher Wuth das blitzende Schwert schleudert, so daß aus der tiefen Wunde der Brust, aus der noch eben erst die schönen Melodien hervordrangen, ein reicher Blutstrom sich ergießt und der Jüngling in den Armen seines Meisters sein Leben aushaucht. Dafür läßt ihm auch dieser statt des beglückenden Dankes den verderblichen Fluch zurück. Und auch er geht so gut wie jener Segenswunsch in Erfüllung. Die Stätte, wo ein stolzes Königsschloß sich erhob, liegt verödet; der Name des Königs und seines Geschlechtes ist verschollen und vergessen.

Ja, noch schneller und augenblicklicher, als hier in dieser Sage, erfüllt sich in anderen das Schicksal zum Segen sowohl wie zum Verderben. So erzählt uns eine Sage des Alterthums, wie ein reicher und mächtiger thessalischer Fürst, der in einem der berühmten Festspiele Griechenlands einen Preis davongetragen, zur Verherrlichung des Mahles auch den Sänger beruft, aber nicht, wie jener christliche Kaiser, sein freies Recht der

göttlichen Eingebung anerkennt, sondern in thörichtem Unverstand den Sänger schilt, daß er mit seinem Lob auch den Preis der Götter verflochten hat, und in niedriger Gesinnung ihm die Gabe weigert, die er ihm als Lohn bestimmt hatte, ihn höhnisch an den Dank der Götter, die er in seinem Liede verherrlicht habe, weisend. Diese hören aber seinen Hohn; sie wissen sein Wort zu erfüllen, ganz anders freilich, als er es sich gedacht: Sie retten ihren Liebling aus höchster Gefahr und verderben den, der ihnen die gebührende Ehre mißgönnt und schnöde verweigert.

Den gleichen Sinn, daß der Sänger im Schutze der Himmlischen steht, deren Dienst er sich weiht, und daß ihre Huld sich ihm in besonderer Weise, rettend aus den höchsten Gefahren, in welche ihn tückische Bosheit und niedrige Habsucht der Menschen stürzen, kundgibt, hat auch die noch allgemeiner bekannte Sage von Arion, welche der Vater der griechischen Geschichte überliefert und Poeten alter und neuer Zeit durch schöne Dichtungen verherrlicht haben. Dort sehen wir den Sänger sogar in dem Glanze irdischen Schmuckes prangend, gesegnet mit Gütern der Erde, die ihm die freie Gunst der Fürsten und der Menge dargebracht. Aber fast hätten eben sie ihm auch das Verderben gebracht. Doch wie Er in der höchsten Noth der Götter und ihrer Gabe nicht vergißt, so vergessen sie auch seiner nicht; sie führen ihm das gesangliebende Thier zu, das ihn aus den Wogen des Meeres an den sicheren Strand trägt; die tönende Leyer, die ihn, wie Orpheus, in die Unterwelt begleiten sollte, hat ihn vielmehr aus Todesnoth gerettet und in die Arme des fürstlichen Freundes zurückgebracht, der seiner sehnsüchtig harret. Die Bösewichte entgehen nicht ihrer Strafe; doch gewährt auch ihnen das milde Gemüth des Sängers, das frei ist von unedler Rachsucht, Erleichterung und Hilfe, daß der Zorn des Herrschers sie nicht vernichtend trifft.

So erscheint uns der Sänger in diesen verschiedenen Sagen und Dichtungen, geliebt und gesegnet von den Göttern, gesucht und geehrt von den Menschen und, wenn auch entkleidet aller

irdischen Macht und Herrlichkeit, doch überall, wo er wohlwollend aufgenommen wird, beglückend und Segen spendend.

Ueber den Einfluß der materialistischen Denkart unserer Zeit auf die Literatur.

1. Wie sehr unsere Zeit, namentlich im Gegensatze zum vorigen Jahrhundert, der materialistischen Denkweise huldige.
2. Es zeigt sich diese materialistische Richtung
   a) in den Zeitschriften, ebenso auch
   b) in den wissenschaftlichen Werken.

   In der Scheu vor aller geistigen Anstrengung liegt auch der Grund der Uebertreibung und Unnatur, welche gegenwärtig

   c) den belletristischen Werken eigen zu sein pflegt.
3. Welche nachtheilige Folgen sich hieraus ergeben.
   a) Sinken der Sittlichkeit und Religiosität;
   b) Geistesträgheit, Unwissenheit und Dünkel auf Seite der Leser;
   c) Aufmunterung der schlechtgesinnten, Entmuthigung der guten Autoren;
   d) Vernachlässigung der höheren Gattungen der Literatur.
4. Was dem allen zufolge dringend geboten sei.
   a) Umkehr thut noth; nicht bloß der Körper, auch der Geist muß geübt und gekräftigt werden.
   b) Die edleren Geister der Nation müssen der zunehmenden Verwilderung ernstlich entgegentreten.

Die gegenwärtige Generation bevorzugt das äußere Leben auf Kosten des innern, die Materie auf Kosten des Geistes; sie bildet den realen Sinn aus auf Kosten des idealen und

stellt die wesentlichen und ewigen Interessen zurück hinter die zeitlichen und vergänglichen. Wenn auch idealistische Bestrebungen in einzelnen Personen und Gruppen fortdauern, wenn auch das nach außen gewendete Geschlecht seine Ideen und Ideale hat, und etwas für sie zu thun, ja sogar zu wagen und zu opfern vermag, so ist doch im Ganzen und Großen und verglichen mit andern Epochen die gegenwärtige Zeit eine vorherrschend materialistische. Die jetzige Generation ist in überwiegender Neigung der sichtbaren Welt, den sinnlich wahrzunehmenden Dingen zugewendet. Diese scheinen ihr allein etwas zu sein, scheinen allein ihr Interesse zu verdienen, und sie fühlt ein wachsendes Verlangen, etwas von ihnen zu erfahren. Die Wissenschaften, welche sie vorführen und beleuchten, haben ihre Gunst; diejenigen, welche sich mit dem Geist beschäftigen, können ihr nur sehr vorübergehenden Antheil abgewinnen.

Es ist erstaunlich, wie sich in kurzer Zeit, in wenigen Jahrzehnten, die Geschmacks- und Willensrichtung der Deutschen geändert hat. Sonst interessirte man sich für die menschliche Seele, ihre Herkunft, ihre Bestimmung, ihre höchste Ausbildung. Die Fragen der Religion und Moral wurden als die wichtigsten angesehen. Man glaubte noch an eine Erklärung der Welt aus Gott, an einen Nachweis des Zusammenhangs der Dinge, und eine philosophische Lehre konnte noch die Bevölkerung einer ganzen Stadt in Aufregung versetzen.

Alles das ist vorbei. Die Menschen wollen jetzt vor Allem etwas sehen und etwas hören und sich materielle Vorstellungen machen. Wer ihnen die Natur zeichnet und zeigt, wer ihnen Geschichte und Geschichten erzählt, hat ihren Dank. Die gegenwärtig vorzugsweise sogenannten Thatsachen, d. h. die äußeren Thatsachen, näher, bestimmter kennen zu lernen, empfindet man jetzt sogar Wißbegierde. Was aber nicht gemalt, nicht veranschaulicht werden kann — was man, um es zu erfassen, denken muß, das scheint mehr fraglich, als fragwürdig zu sein, das ist eben so viel, als man daraus machen will — dessen Kenntniß ist ganz gut zu entbehren!

In wiefern diese einseitige Richtung kommen mußte, lassen wir ununtersucht. Wir wollen hier nur die Uebelstände hervorheben, welche damit für die Literatur verbunden sind.

Nichts ist für eine Zeit charakteristischer, als ihr Verhalten gegenüber der Literatur und ihren hervorstechendsten Erscheinungen. Um den Unterschied von sonst und jetzt zu erkennen, versetze man sich in das vorige Jahrhundert, das nicht mit Unrecht „das philosophische" genannt wird. Unter Anderm bot man hier dem Publikum „Belustigungen des Verstandes und Witzes" — und damit lockte man es an! Zeitschriften blühten, deren Hauptinhalt kritisirende Artikel bildeten. Jetzt wird man sich wohl hüten, einen Schild auszuhängen, der an das Nachdenken der Leser appellirt. Die Journale, die gegründet wurden für ein Publikum, das neben Unterhaltung auch Belehrung über höhere Dinge und Erörterung geistiger Fragen liebte, können sich gegenwärtig nicht mehr halten und gehen ein.

Am auffallendsten ist der Gegensatz bei streng wissenschaftlichen Werken. Sonst hatten Bücher, die von Seiten des Lesers große Anstrengung erheischten, dennoch entschiedenen Erfolg. Auflagen wurden vergriffen, und die Autoren als Lehrer der Nation geehrt. Jetzt haben solche Schriften nur ein sehr kleines Publikum; die Menge der „Gebildeten" erklärt sie für langweilig und läßt sie liegen. Was das Denkvermögen beschäftigt, wurde früher geliebt, jetzt wird es bei Seite geschoben und man läßt nur das Handgreifliche gelten. So herrschen denn in der Wissenschaft, indem die ausgleichende, vereinigende Thätigkeit abgelehnt wird, die Fächer, welche trennen (wie z. B. Chemie, Anatomie, historische Kritik und ähnliche).

In der Literatur, wo man geistbildenden Werken den Rücken wendet, triumphirt das Unterhaltende — das Aufregende, Reizende und sinnlich Spannende. Die Leser wollen „gepackt" sein, die Autoren studiren darauf, ihnen Gewalt anzuthun, und wer es am besten kann, gilt als Meister.

Die Folgen liegen vor Jedermanns Augen. Man verlernt von Tag zu Tag mehr das Denken, und das sittliche und religiöse Leben findet in der Literatur und im Leben

immer weniger Pflege. Die Natur wird immer anmaßender, und der Geist wird so schwach, daß er seine Freiheit und Herrscherstellung ganz zu verlieren in Gefahr steht.

Erkenntniß macht frei, und nur sie macht frei; Erkenntniß ist aber nur durch Anstrengung des Geistes zu erlangen. Wer die Anstrengung flieht und nur nach Genuß trachtet, der entnervt sich und wird Sclave. Eine Erscheinung, deren Grund in dieser Geistesträgheit zu suchen ist, und uns jetzt immer wieder entgegentritt, kann uns wohl große Besorgniß einflößen. Man will nämlich heutzutage gerade gegenüber den höchsten und schwierigsten Problemen alles wissen und nichts lernen. Wenn der Unwissende und Unfähige ein Werk, das für geistig Geschulte und Denkende geschrieben ist, nicht versteht, so erklärt er es für sinnlos und hält sich für berufen, den Autor zu schmähen, ja seine Absichten zu verdächtigen! Das anmaßliche Absprechen greift namentlich auch in unserer Jugend um sich, in welcher sich jetzt die „starken Geister" mehren, die, genau besehen, träge und schwache Köpfe sind. Ein Fach lernt man allenfalls noch, weil's eben nicht anders geht, und hier begreift man auch, daß man, um darüber zu sprechen, etwas gelernt haben müsse; allein über die höchsten Fragen der Philosophie, der Moral und der Religion zu urtheilen, dazu glauben sie, brauche man nichts gelernt und geübt zu haben, dazu sei nur die Dreistigkeit erforderlich, das was sich als zufällige Meinung im Kopfe befindet, für erwiesene Wahrheit auszugeben.

Die vorherrschende geistige Trägheit, die Genußsucht, welche Fleiß und Anstrengung scheut und zur Schwäche und Unmündigkeit führt, wirkt nachtheilig auf die Leser wie auf die Autoren. Jene lassen sich gleichsam am Gängelbande führen. Dramatische Werke zu lesen, fällt ihnen unbequem, weil sie die Vorstellungskraft dabei zu sehr anstrengen müßten. Sie greifen also zu Erzählungen, in denen der Autor ihnen jedes Gefühl vorfühlt, die Personen und den Boden, worauf sie wandeln, genau vormalt. Allein Erzählungen sind doch noch einer Vervollkommnung fähig — durch beigegebene Bilder, durch Illustrationen! Durch diese ist der Leser auch der Mühe

überhoben, sich die vom Schriftsteller gemalten Scenen selbst vorzustellen, er hat gar nichts mehr zu thun, — und das ist's eben, was er will und was ihm allein Genüge thut.

Aber der Sinn für gedankenlos fantastische Unterhaltung, der unser Publikum beherrscht, verderbt nicht nur dieses, sondern auch die Autoren und die Literatur. Wenn auf Arbeiten von höherem und edlerem Gehalt die Strafe der Nichtbeachtung gesetzt ist, auf die gemein spannenden die Prämie reißenden Absatzes, so werden sich die charakterlosen Talente zur Fertigung der letztern bestimmen lassen, die charaktervollen werden darben und zu Grunde gehen. Schon jetzt können die höhern und höchsten Formen der Poesie (Epos, Lyrik, Tragödie) fast gar nicht mehr cultivirt werden. Wer sich an eine solche Aufgabe hingeben will, der muß erstens wohlhabend sein, zweitens der Ermuthigung, welche der Beifall des Publikums gewährt, zu entbehren vermögen. Wo sind aber die Talente, die beide Voraussetzungen in sich vereinen? Es ist unschwer einzusehen, daß Aufgaben, welche die Mitwelt gar nicht mehr lohnt, immer ungelöst bleiben werden. Das heutige Publikum begünstigt von den Formen der Poesie nur noch die niedersten, die Posse, die Novelle und den Roman. Zwar könnten auch in den beiden letzteren Formen Kunstwerke geliefert werden; aber nur die wenigsten Autoren machen von der gegebenen Möglichkeit Gebrauch. Man gehe die Geschichte der ganzen Literatur durch, und man wird keine Zeit finden, die in ihrer Grundneigung so tief herabgestiegen ist und sich so bequem und geistesträg nur an das hält, zu dessen Auffassung in jeder Beziehung am wenigsten gehört.

Wer die gegenwärtige Richtung auf die Sinnenwelt, die Vernachlässigung des Geistes und die bereits offenbar gewordenen Folgen betrachtet, der wird sich sagen müssen, daß eine Umkehr, oder vielmehr ein Fortschritt zur gleichmäßigeren Ausbildung von Natur und Geist in ihrer Zusammengehörigkeit dringend geboten ist. Man hat einsehen gelernt, daß der Körper nur durch geregelte Anstrengung ausgebildet und gekräftigt werden kann; das Turnen ist begriffen worden in seiner Heilsam-

keit, seiner Nothwendigkeit. Aber zur Ausbildung des ganzen Menschen ist nicht nur das körperliche Turnen nothwendig, sondern auch das geistige. Die geistige Anstrengung ist noch ehrenvoller und beglückender als die körperliche. Nur beides zusammen kann ein Volk von Männern bilden — das körperliche Turnen ohne das geistige gibt eine Nation von Gladiatoren. Ohne geistige Activität sind auch die höchsten und reinsten Genüsse nicht möglich. So wie nur der die entzückende Aussicht haben kann, der sich vorher die Mühe des Bergsteigens gegeben hat, so wird auch die Wonne der Begeisterung nur demjenigen zu Theil, der mit dem edlen Autor selbstthätig in die Höhe des Geistes emporgegangen ist. Unten bleiben und doch die Genüsse haben wollen, die man nur oben haben kann, ist ein sinnloser Widerspruch. Gegenüber der blinden Genußsucht der Masse aber thut Eins noth: daß die thätigen, die besseren Geister sich zusammenstellen und in Einigkeit dem verwilderten Geschmack und seinen Prätensionen entgegentreten, indem sie es wenigstens den Strebenden und Gebildeten der Nation zur Ehrensache machen, gehaltvolle Geisteswerke zu fordern und zu fördern!

V.

Betrachtungen.

(S. 152.)

Die fliehende Zeit.

(S. 158.)

Wohl gibt es Gegenstände, für welche die Zeit langsam und schonend ist, für welche sie nie abzulaufen scheint. Wer kann die Zahl der Jahre berechnen, welche die Urgebirge der Erde, welche der Erdkreis selber, welche die Gestirne des Himmels bereits vollendet haben und künftig vollenden werden? Hier scheint die Zeit gleichsam still zu stehen, und die Natur der Ewigkeit anzunehmen. Aber dieß ist sie nicht für uns. Wollen wir uns nicht selbst bethören, so können wir sie in Beziehung auf uns nicht anders als fliehend denken, wir müssen gestehen, daß sie schnell, daß sie unvermerkt, daß sie unwiederbringlich dahineilt und vergeht.

Die Zeit eilt schnell dahin; die Bedingung, an welche unser Leben mit seinen Veränderungen geknüpft ist, nähert sich ihrem Ende mit einer hinreißenden Geschwindigkeit. Auf das Heer der Neugebornen, die ihr Dasein in wenigen Augenblicken verhauchen, auf die Menge der Kinder, die schon im Frühlinge des Lebens wieder verblühen, auf die unzähligen Menschen, deren Dauer schon wieder zu Ende ist, noch ehe sie die Jahre der Kraft und der Reife erreicht haben, verweise ich jetzt nicht; es ist fürchterlich wahr, für den ungleich größten Theil unseres Geschlechtes besteht die Zeit in einem Wechsel weniger Stunden,

die sich gleichsam wetteifernd einander verdrängen und plötzlich vorüberrauschen. Betrachtet die längste Dauer, die uns auf Erden zu Theil werden kann, verfolget den, der das äußerste Ziel des menschlichen Lebens erreicht, mit euren Blicken; ist sein ganzes Dasein im Umfang der Zeiten überhaupt mehr, als eine kurze flüchtige Erscheinung; ist es von seinem Ursprung an etwas anderes, als eine Folge von Veränderungen, die mit jedem Athemzuge ihrem Ende zueilt, sind die Ursachen und Zufälle, welche diese Folgen plötzlich unterbrechen und abbrechen können, nicht unzählbar; kann von Allen, die auf Erden leben, auch nur Einer mit Gewißheit sagen, daß der nächste Augenblick noch in seiner Gewalt sein wird; ist selbst dem, der die gewöhnliche Grenze des menschlichen Daseins weit überschritten hat, das Leben, wenn er stirbt, etwas anderes, als ein leichter Traum, der schnell vorübergeflogen ist? — So viele Wünsche, die nicht erfüllt, so viele Entwürfe, die nicht ausgeführt, so viele Werke, die nicht vollendet werden; überall Gestalten, die sichtbar altern, überall Kräfte, die plötzlich schwinden, überall Körper, die mit dem Tode ringen, die Thränen derer, die sich einander verlassen sollen, der große, unübersehliche Jammer, der durch das frühe Hinsterben unentbehrlicher Versorger, Geschäftsmänner und Regenten angerichtet wird; alle diese Erscheinungen, was sind sie anderes, als die traurigen, unwidersprechlichen Beweise, daß die Zeit weit kürzer ist als unsere Wünsche, daß sie uns fortreißt, ohne auf unser Sträuben, ohne auf unser Flehen und Bitten zu achten, daß sie schnell dahin eilt und vergeht?

Und bei aller dieser Geschwindigkeit doch unvermerkt. Nichts ist leiser, als der Fußtritt der Zeit, nichts ist stiller, als der Wechsel unserer Stunden, nichts ergießt sich so sanft, als der Strom der Augenblicke. Wir würden nichts in der Zeit unterscheiden, wir würden ihre Dauer und Größe nicht einmal schätzen können, wenn uns die Natur nicht zu Hülfe käme, wenn sie das gleichförmige Ganze derselben, durch den Wechsel des Tages und der Nacht, durch das Merkmal der Jahreszeiten, durch die Folge der Jahre und Jahr-

hunderte, nicht in bemerkbare Abschnitte theilte. Und was hat die Kunst erdacht, den stillen Gang der Zeit gleichsam hörbar zu machen, uns durch Stunden und Minuten zu zeigen, wie weit er vorgerückt sei, und uns Maße aller Art zu liefern, nach welchen wir ihn berechnen können? — Aber bleibt es uns bei allen diesen Mitteln, bei allen diesen Erfindungen, ihn unserm Gefühle näher zu bringen, nicht dennoch unmerklich? Stunden, Tage, Jahre fliehen dahin, ohne daß wir es achten, ohne daß wir rechnen und zählen, wenn uns der Leichtsinn bethört, wenn uns die Wollust mit ihren Blendwerken umgaukelt, wenn uns die Thorheit in ihren Schlummer wiegt, wenn uns der Eigennutz zu immerwährenden Anstrengungen spornt, wenn uns der Ehrgeiz in weitaussehende Unternehmungen verwickelt. Wir tändeln und scherzen, wir sorgen und streben, wir kämpfen und ringen, wir genießen und leiden, ohne an die Zeit, die wir verlieren, auch nur zu denken; wir werden aus Kindern Jünglinge, Männer und Greise, ohne zu wissen, wie uns geschieht; und gemeiniglich sind wir am Ziele, gemeiniglich ist unsre ganze Zeit entschwunden, ohne daß wir uns ihres Hinströmens auch nur einmal ernstlich bewußt worden sind, ja oft, ohne daß wir uns desselben bewußt werden wollen, daß wir uns über die Gewalt, mit der sie uns dem Grabe entgegenführt, oft entsetzlich täuschen; daß wir es geflissentlich vermeiden, auf ihren Gang zu achten, um den Fußtritt des Todes nicht in demselben zu hören.

Und doch eilt sie mit dieser Stille unwiederbringlich dahin. Ein großer Theil unserer Fehler läßt sich verbessern und wieder gut machen; die meisten Arten des Verlustes, welche wir leiden, lassen sich vergüten und sind eines Ersatzes fähig. Aber unverbesserlich, schlechterdings unverbesserlich ist der Fehler, durch welchen wir unsere Zeit verschwenden; unersetzlich, ewig unersetzlich ist der Schaden, welchen wir dadurch erleiden. Nein, von den Stunden, die wir verträumt und vertändelt, von den Tagen, die wir ungenützt gelassen oder gemißbraucht, von den Jahren, die wir sorglos und ohne Ueberlegung durchlebt haben, kehrt nichts zurück; nicht ein Augenblick derselben kann uns

wieder zu Theil werden; was einmal vorüber ist, ist ganz und auf ewig verloren; die Allmacht selbst kann es uns nicht wiedergeben. — Sie läßt sich nicht wiederholen, nicht von Neuem durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir sie einmal vollendet haben. Mit aller deiner Reue, mit allen deinen Thränen kannst du sie nicht zurückbringen, jene frohen Jahre der blühenden Jugend, die du verschwendet jene glücklichen Jahre der männlichen Kraft, die du gemißbraucht hast; sie sind dir ganz und auf immer entflohen. In schneller, rastloser Bewegung sehen wir die Zeit unseres Lebens; während wir unser Auge auf sie richten, ist schon wieder ein Theil derselben verschwunden, und dieses Verschwinden ist so still, so geräuschlos, so unmerklich, daß es uns täuscht, daß wir von dem, was uns zugemessen ist, schon weit mehr verloren haben, als wir uns vorstellen; und dieses Verlorne ist noch überdieß auf ewig unwiederbringlich dahin!

Krieg und Friede.

(S. 159.)

Wir können uns für die irdische Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes kein größeres und verderblicheres Uebel vorstellen, als den Krieg. Man werfe nur einen Blick auf die unzähligen schrecklichen Folgen und Wirkungen desselben, man denke an die vielfältigen Uebel und Leiden, die ihn für alle Menschen, welchem Stande sie angehören mögen, begleiten, an den Jammer, den er überall verbreitet, an die entsetzlichen Grausamkeiten, welche die Sieger aus Uebermuth, die Ueberwundenen aus Verzweiflung und Rachsucht verüben, an die Erpressungen, unter denen die Völker seufzen, an die Tausende, welche in der Blüthe ihrer Jahre auf die elendeste, schmerzlichste Weise umkommen, oder mit verstümmelten Gliedern und siechem Körper aus den Schlachten in die Heimath zurückkehren, an

die Menge der Wittwen und Waisen, die von der Wuth des Krieges in die kläglichste Lage versetzt werden, an die Dörfer und Städte, die im Rauche aufgehen, an ganze Provinzen, die in Wüsteneien verwandelt werden! Welche Ströme von Thränen vermischen sich nicht mit dem Blute, das vergossen wird! Niemand kann im Kriege mit Ruhe und Freude Gott dienen und den Geschäften seines Berufes obliegen, Niemand sich bei erlittenem Unrecht auf den Schutz und die Hilfe der Gesetze verlassen. Viele der besten Anstalten und Einrichtungen für die öffentliche Wohlfahrt werden in ihren Wirkungen gehindert oder oft ganz zu Grunde gerichtet; fruchtbare Aecker bleiben wüst und unangebaut, viele der nützlichsten Gewerbe stehen still, Wissenschaften und Künste entfliehen aus den Ländern, wo der Sturm des Krieges tobt; die kriegführenden Nationen versetzen sich in schwere Schulden, von denen sie sich später kaum mehr zu erholen vermögen; die Bevölkerung der Staaten vermindert sich. Man vereinige mit diesen traurigen Vorstellungen noch die Betrachtung der Laster, die im Kriege einen so freien Lauf haben! Haß, Zorn und Rachbegierde glühen in den Herzen feindseliger und empörter Völker; man freut sich über das Unglück des andern, unnöthigerweise werden Unmenschlichkeiten ausgeübt, die Heerführer sehen ihren Kriegern Rohheiten und Verbrechen nach; die empfindlichsten und zärtlichsten Gemüther werden im Kriege beinahe gleichgiltig gegen die Noth ihres Nebenmenschen. Die Menschen können freilich auch im Kriege beweisen, daß sie Gott fürchten und seine Gebote vor Augen haben; man kann tapfer, unerschrocken und ein Held sein, man kann Gerechtigkeit, Milde und Barmherzigkeit auch gegen die Feinde ausüben; aber was wiegen diese Tugenden Einzelner gegen die allgemeinen, großen, abscheulichen und unzähligen Laster, die eine unvermeidliche Folge des Krieges sind? Wie wenig vermag dann die Religion mit allen ihren Lehren und Vorschriften! Daher müssen die Kriege auch in der Hand Gottes mehr für Strafen, als für Mittel, sündige Völker zu bessern, gehalten werden.

O welch ein furchtbares Uebel ist der Krieg, welch göttlicher, unschätzbarer Segen aber der Friede, der den Völkern so mannigfaltige, große, herrliche und ausgebreitete Wohlthaten und Vortheile verschafft! Wird er nicht eben deßwegen von Gott in der Schrift zum Bilde der allervollkommensten Glückseligkeit des Menschen gewählt, die er in der geistlichen Gemeinschaft mit Gott hier zu genießen anfängt und in dem künftigen Leben in ganzer Fülle empfinden wird? Ist wohl ein schätzbares, wahres Gut auf der Erde zu nennen, das er nicht gewährt, wenn wir die Ehre ausnehmen, die der einzige Lohn der Helden und Ueberwinder ist? Wenn der Erdkreis, verwüstet durch die Flammen des Krieges, und geschändet durch Völker, welche einander von demselben zu vertilgen wünschen, mit der Hölle, jener finstern Wohnung der Zwietracht, der Wuth und des ewigen Jammers, verglichen werden kann, was ist es nicht für ein großer, schöner und herrlicher Anblick, wie ähnlich dem Himmel, dessen Bewohner alle keine andern Beschäftigungen, kennen, als das Lob Gottes und den Eifer, einander ihre Seligkeit mitzutheilen, — wenn die Nationen in ihren verschiedenen Staaten, zufrieden mit dem Antheile an den Gütern, die ihnen die Vorsehung in dieser Welt bestimmt hat, durch eine allgemeine Harmonie vereinigt sind, wenn jede zwar ihr Vaterland, seine Vortheile und Gesetze andern Staaten vorzieht, aber ohne andere zu verachten oder zu verfolgen, wenn sich jede der andern durch Dienste und Gegendienste mittheilt, und, indem eine den Bedürfnissen der andern hilfreich entgegenkommt, sich dadurch des besondern, ihr von der Vorsehung bestimmten Segens um so würdiger macht? Wer muß sich nicht freuen, wenn er sieht, daß eine Nation der andern leistet, was sie ihr durch Verträge und Bündnisse schuldig ist, wenn ihre Beherrscher sich nicht allein Brüder nennen, sondern auch wie Brüder sich gegenseitig eine ungeheuchelte und wahre Freundschaft bezeigen, sich gegenseitig Alles erweisen, was Gerechtigkeit, allgemeine Menschenliebe und Großmuth fordern?

Die **Natur** entfaltet nur im Frieden ihre volle Schönheit und Pracht. Alles wächst und blüht und reifet in seinem

wohlthätigen Glanze, Wüsten und Einöden verwandelt er in fruchtbeladene Ebenen; das goldne Aehrenfeld wogt und reiche Aernten belohnen den Fleiß des Arbeiters.

Und welche Ausdehnung gewinnen im Frieden Handel und Industrie, Wissenschaft und Künste! Der Verkehr erleidet keine Hemmung, nützliche Gewerbe und neue Erfindungen verbreiten unzählige Vortheile über die ganze bürgerliche Gesellschaft; ungestört und durch Belohnungen ermuntert, gibt sich der Gelehrte seinen Forschungen hin, und aus der Werkstätte des Künstlers gehen die herrlichsten Schöpfungen hervor.

Auch der sittliche und religiöse Zustand des Volkes schreitet im Frieden einer zunehmenden Vervollkommnung entgegen. Wenn die Nationen unter einer weisen und gesetzmäßigen Regierung ungestörter Ruhe genießen, ist allen Tugenden eine schöne und rühmliche Laufbahn geöffnet; in allen Ständen und Lebensarten kann Jeder seine Pflichten gegen Gott und den Nächsten leicht und freudig erfüllen. Die Versammlung der Gläubigen in den gottgeweihten Tempeln erleidet keine Störung, keine Unterbrechung durch das Geräusch der Waffen, durch den plötzlichen Ueberfall roher und wüthender Krieger, die selbst das Heiligste nicht verehren und schonen.

Freilich können die Menschen auch die Wohlthaten des Friedens zu Versündigungen wider Gott mißbrauchen, aber viele Laster, welche einen unmittelbar schädlichen Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit haben, können doch im Frieden, wo sie die ungehinderte Bestrafung nach dem Gesetze zu fürchten haben, nicht so ungescheut und ungeahndet ausgeübt werden, wie im Kriege. Wie viele verbrecherische Bestrebungen müssen sich in der Finsterniß verbergen, die im Kriege sich an das Licht wagen, wie viele werden durch die herrschende gute Sitte und die Macht der öffentlichen Meinung zurückgehalten oder wenigstens eingeschränkt!

Fassen wir alle diese Betrachtungen zusammen, so muß sich uns wohl die Ueberzeugung aufdrängen, daß, wie der Krieg

eines der größten Uebel, so der Friede eine der herrlichsten und wichtigsten Wohlthaten sei, welche wir der Güte der Vorsehung zu verdanken haben.

Am Geburtstage.

1. Die Kürze und Flüchtigkeit des Erdendaseins.
2. Ueble Anwendung der Zeit.
3. Ernstes Verlangen nach Besserung des Herzens und Lebens.
4. Vertrauen auf die göttliche Beihilfe zu Erreichung des wahren Lebenszweckes.
5. Hoffnung auf ein günstiges Loos im Jenseits.

Herr, was ist das Leben der Menschen, und was sind seine Jahre! Sie fließen dahin wie ein Bach und rieseln hinweg wie eine Quelle, und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Die Hälfte meiner Laufbahn ist vielleicht vollendet, — vielleicht bin ich näher am Ziele, als es scheint. Herr, kröne mich, wenn ich meinen Lauf vollendet habe. Sprich zu meiner Seele: Fahre hin mit Frieden! Sprich zu der irdischen Hülle: Ruhe sanft in dem Schooße, aus dem du entsprungen! Herr, nimm meine Seele auf zu dir!

Zum fünf und zwanzigsten Male geht mir die Sonne auf! O Herr, was war ich, ehe du mich aus der Tiefe der ewigen Nacht in das Leben hervorgerufen? Was war ich vor fünf und zwanzig flüchtig verschwundenen Jahren? Was werde ich in fünf und zwanzig Jahren sein? Werde ich noch den Funken von deinem Glanze, die irdische Sonne, betrachten? oder werden meine Gebeine versammelt bei der Asche meiner Väter ruh'n? Ich werde nicht sterben, der Geist, der in mir denket, wird leben und des Herrn Werke verkündigen, wenn auch der

Leib vermodert ist. Ich werde leben, aber wie? — O Vater aller erschaffenen Wesen, erbarme dich deines Geschöpfes! Du sprachst zu mir: Werde, und ich wurde! Meine Augen eröffneten sich dem irdischen Lichte. Noch unreif zu denken, erkannte meine Seele ihren Schöpfer noch nicht. Ungewohnt zu sein, begrüßte ich die Welt mit Thränen. Ich wurde ein Mensch, Herr, und betete dich an.

Leichtsinnige Jahre der Jugend! Wie schnell seid ihr verschwunden! Wie wenig Augenblicke floßen würdig in die Ewigkeit! Wie viel verschwendete Stunden werden mich anklagen. Herr, wenn du mich vor Gericht ziehen willst, so werden meine Gebeine zittern und meine Lippen werden verstummen.

Ich habe gesündigt, o Herr! Die Seele, zu höherer Thätigkeit bestimmt, erniedrigte sich und verläugnete ihren Ursprung. Gefangen von niedrigen Lüsten, vom Gepränge der Welt betäubt, von der verführenden Stimme der Sinnenlust gelockt, verlebte ich sorglose Tage. Du erschufst mich zum Engel, und ich erniedrigte mich zum Staube. Herr, du kennst mein Herz; bilde es nach deinem Gefallen! Entreiße meine Seele den Irrthümern und meine Sinne der Verblendung! Mein Geist verehrt dich, ewiges, allmächtiges Wesen! Er fühlet seine Schwachheit, verabscheuet die Sünde, sündiget, zittert, empfindet Reue, sündiget wieder und betet dich an.

O Herr, entreiß' mich dem Verderben! Deine Gnade sei mächtig in meiner Schwachheit! Herr, ich will dir danken, so lange ich noch hier bin, und meine Lippen sollen dich preisen, bis sie der Tod schließt. Du behütetest dein undankbares Geschöpf vor Unglück. Du stärktest mich in meinen Geschäften; durch deinen Geist geführt, strebte ich darnach, meinen Nebenmenschen zu nützen, und was ich Gutes gethan habe (wenn ich etwas gethan habe), kömmt von dir. Du bist heilig, o Gott, und ich bin ein Sünder, Gottmensch, Versöhner, erbarme dich mein! Vergib, ewiger Vater, die Sünden meiner Jugend! Leite mich, o Herr, so werde ich nicht irren, leite mich zu deiner

Wahrheit! Sollt' ich länger hier wohnen, so heilige mich! Gib, daß ich mein Leben dir und meinem Nächsten weihe.

Laß mich nicht den Spott der Gottlosen fürchten, noch den Hohn der Hoffärtigen. Entreiß' meine Seele den Stricken des Verführers! Laß mich mit dem Munde bekennen und im Herzen empfinden, du seiest der Herr, und kein wahres Glück sei außer dir. Gib Stärke zu meinen Geschäften, erleuchte meinen Verstand, erhebe mein Herz, daß es begierig werde, nicht der Welt, sondern dir gefällig zu werden. Gib mir die Ruhe, Herr, die Ruhe, die Begleiterin der wahren Tugend. Kann Betrübniß und Leiden mein Herz bessern, so gib mir auch meinen Theil an Kummer und Schmerzen, du wirst deinem Kinde keine Last auflegen, die es nicht ertragen kann.

Gib mir nicht den irdischen Reichthum, der die Seele erniedrigt und den die bloße Sorge bewacht. Laß mich reich sein an guten Handlungen. Gib mir so viel, daß mein Herz nicht, von Sorgen der Nahrung eingenommen, seines höheren Endzweckes vergißt. Willst du mir irdische Schätze verleihen, Herr, so gib mir Verstand und Willen, sie wohl anzuwenden.

Die weltliche Ehre sei nicht mein Wunsch, und der Beifall der Welt sei nicht meine Sorge. Aber, o Herr, laß mich nicht zu Schanden werden vor dem Volke! Mein Gerücht sei unbefleckt und mein Name sei nicht der Spott der Verläumder. Wenn ich einst liege und schlafe in Frieden, laß mein Andenken einigen stillen, redlichen Herzen werth sein. Kein Fluch und keine Lästerung beschwere meine Grube.

Gib mir den süßesten Trost des menschlichen Lebens — wahre Freunde. Segne meine Geliebten; sie sind dein und verehren deinen Namen. Segne meine Vaterstadt! Segne uns, Herr, so sind wir gesegnet!

Laß meine Seele in Frieden fahren zu seiner Zeit! Laß mich bei meinem Ende, getröstet durch dein Wort, gestärkt durch den Glauben, geheiligt durch deine Gnade aus der Welt

scheiden. Kein Bild des Schreckens erscheine vor meinen brechenden Augen; keine begangene Missethat ängstige meine Seele; kein irdischer Wunsch halte meine Seele zurück! Laß mich getrost, durch das Verdienst deines ewigen Sohnes, in das Reich der Ewigkeit treten! Segne mich in meiner letzten Stunde! Mein Ende sei wie das Ende des Gerechten.

Ewig Lob und Preis und Ehre sei dir, ewiger Vater! Versöhnender Sohn des Ewigen, Messias, dein Name sei geheiligt! Christe! Dir sei ewig Lob und Preis!

VI.

Chrieen.

(S. 158.)

Ohne Anstrengung keine Bildung.

(S. 176.)

„Die Zweige der Tugend und Bildung sprossen aus Schweiß und Mühe.“

Plato.

a) Plato, des Sokrates bedeutendster Schüler und Nachfolger, einer der tiefsinnigsten Denker aller Jahrhunderte, das Haupt der akademischen Schule, eben so groß durch die ideale Richtung seines Forschens, als durch die Schönheit seiner Darstellung.

b) Er will mit den angeführten Worten sagen, daß wahre Bildung sich nur mit großer Anstrengung erreichen lasse, folglich diejenigen sich irren, welche mühelos zu diesem Ziele gelangen zu können glauben.

c) Echte Bildung sich zu erwerben, fordert darum so viele Mühe, weil

1) dem Menschen die Neigung zur Trägheit und bloßen Tändelei eigen ist, die sich nur mit vieler Mühe bewältigen läßt;

2) weil zur echten Bildung ein gewandter, überall zum ernsten, richtigen Denken aufgelegter Geist erfordert wird, welche Geistesgewandtheit eine anhaltende Uebung verlangt.

d) Eine halbe, oberflächliche Bildung läßt sich allerdings ohne viele Mühe erringen; aber sie ist werthlos und kann sogar schädlich wirken, da sie sich gerne mit hochmüthigem Dünkel verbindet, der den wahren, geistigen und sittlichen Fortschritt hemmt.

e) Auch die Erwerbung mancher körperlicher Fähigkeiten, die Ausübung verschiedener Künste verlangt Anstrengung und anhaltende Uebung; im Krieg werden Siege nur mit dem äußersten Aufgebot aller Kräfte erfochten; um wie viel mehr wird dieß für die Bildung, welche das Wesen des ganzen Menschen umfaßt, seine Geltung haben!

f) Es fehlt nicht an eindringlichen Beispielen der ältern und neuern Geschichte, daß wahre Bildung nur auf dem Wege fortgesetzter, angestrengter Bemühungen zu erreichen sei (Pythagoras, Demosthenes, Cicero, der ältere Plinius — Karl der Große, Leibnitz, Joh. v. Müller u. a.).

g) Einen ähnlichen Sinn wie das Wort Plato's hat der Ausspruch des griechischen Redners Isokrates: „Die Wurzel der Erziehung ist bitter, die Früchte sind süß."

h) Scheue nicht Schweiß und Mühe, um Bildung zu erlangen; der Preis ist des Kampfes werth!

Wiewohl gewöhnlich von Unverständigen diejenigen Kinder für besonders glücklich gehalten werden, deren Erziehung mit Nachsicht und Schlaffheit gehandhabt wird und die weder zu Hause, noch in der Schule andere Thränen vergießen, als solche, die ihnen der Eigensinn auspreßt, so meinen denn doch andere Leute von Urtheil und Erfahrung, daß eine strenge Zucht zu Hause und in der Schule ein großes Glück sei.

„Jung gewohnt, alt gethan" — sagt ein altes, bekanntes Sprichwort. Ein Knabe, der von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zu pünktlicher Ordnung angehalten worden, wird auch als Mann so fortfahren, wie er begonnen. Arbeitsamkeit und Anstrengung sind ihm zur zweiten Natur geworden: seine

Kenntnisse zu vermehren, sein Herz zu veredeln, der Menschheit zu nützen ist seine größte Lust, seine Anlagen erreichen einen Höhepunct der Entwicklung, sein Geistesleben eine Reife, wie sie demjenigen niemals zu Theil wird, der die Mühe scheut und seine Tage in träger Ruhe verbringt.

Freilich wird man zu diesem Ziele nicht mit einemmale gelangen, nicht spielend auf die Art, wie viele Kinder erzogen werden, wird man sich gediegene Kenntnisse und wahre Bildung erwerben. Wie verkehrt ist oft die Behandlung der Erziehung und des Jugendunterrichts? Da soll Alles tändelnd gefaßt, Alles süß und leicht gemacht werden. Aber was kommt bei diesem spielenden Lernen heraus? Oberflächlichkeit, nichtige Fantasiegebilde, eitler, nichtiger Dunst! Der Geist bleibt schwach und ungeübt, das Herz leer, und unfähig zu jedem großen und starken Vorsatze für das Rechte und Gute.

Wer nicht gesät hat, der kann natürlich auch nicht ärnten, und wer Schlehen gepflanzt hat, der kann nicht darauf rechnen, edles Obst zu gewinnen. Der junge Mensch, dessen Erziehung vernachlässigt worden ist oder der sich selbst vernachlässigt hat und nun doch als tüchtiger Mann sich zeigen sollte, gleicht einem Kaufmann, welcher ein ausgedehntes Handelsgeschäft beginnen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einen mäßigen Vorrath von Waaren zu besitzen.

Wie muß einen Solchen, der durch eigene Schuld ungebildet und unbrauchbar zu einem ehrenvollen Berufe geblieben ist, beschämen, wenn er liest, wie der große athenienſische Redner Demosthenes, der eine schwache Brust und eine stotternde Stimme hatte, dem mithin so Vieles von der Natur zum Redner versagt war, daß er bei seinem ersten Auftreten sogar verhöhnt wurde, gleichwohl alle Mängel der Natur und alle sonstigen Hindernisse, die seiner Persönlichkeit eigen waren, durch beharrliche Anstrengung beseitigte! Er nahm kleine Kiesel in den Mund und sagte mehrere Verse hintereinander, selbst auf den beschwerlichsten Wegen, her, und übte sich am Meeresufer beim Tosen der Wellen im lauten Sprechen; er verschloß sich in einem unterirdischen Gemache, nachdem er, um jeder Versuchung zum Aus-

gehen um so leichter zu widerstehen, sich die Kopfhaare zur Hälfte hatte abscheeren lassen; er befestigte sogar, wie erzählt wird, ein herabhängendes Schwert an der Decke, das ihn in die Schulter stach, wenn er sie während des Vortrages in die Höhe zog, — welcher üblen Angewöhnung er sich auf diese gewiß empfindliche Art zu entledigen suchte.

Alle großen Männer, die für Mit- und Nachwelt Rühmliches und Bedeutendes geleistet haben, ermahnen zum Fleiß und zur Anstrengung, und verwerfen den gefährlichen Irrthum, daß natürliche Anlagen auch ohne besonderes Nachdenken und ohne beharrliches Streben schon hinreichend seien, um etwas Tüchtiges zu leisten. Es wird genügen, unter ihnen nur zwei anzuführen, Goethe und Herder. Dem glücklichsten Genie — sagt jener in seiner „Apotheose des Künstlers" —

wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und den Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.

Herder aber spricht in seiner trefflichen Rede „über die Nothwendigkeit der Schulzucht" die inhaltsschweren Worte: „Ohne Zucht, ohne anhaltenden Fleiß und Uebung — wie wenig ist's, das wir lernen, und dieß Wenige — von wie wenigem Belang!" — Und weiter unten: „Die Götter verkaufen uns nichts ohne Mühe; ihre edelsten Gaben geben sie nicht umsonst; alle gründliche Wissenschaft, zumal im Anfang und in der Jugend, muß mit Schweiß und Mühe gewonnen werden."

Klagt also nicht, Knaben und Jünglinge, über die strengen Anforderungen eurer Lehrer! Wer in der Jugend sich nicht übt und rührt, mit Schwierigkeiten und Hindernissen nicht muthig und so lange kämpft, bis er sie besiegt hat, der wird zur Bildung nicht gelangen, der wird in den Jahren der öffentlichen Wirksamkeit nicht geehrt werden, der wird in den Jahren der Ruhe keine Achtung genießen.

Folgen der Verschwendung.

(S. 176.)

„Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt."
Goethe.

a) Goethe, wie in den übrigen Gattungen der Poesie, so auch in der Spruchdichtung ausgezeichnet.

b) Wer sich nicht nach seinen Verhältnissen einzurichten weiß, sich nicht in die ihm angewiesene Lage zu fügen versteht, wer seine Bedürfnisse nicht nach seinem Einkommen bemißt, wird bald sogar des Nothwendigen entbehren und mit selbstverschuldetem Mangel zu kämpfen haben.

c) Er beraubt sich durch Aufwand für entbehrliche Dinge, vielleicht auch für kostspielige Vergnügungen und Liebhabereien der Mittel, deren er zum Lebensunterhalte bedarf, und durch welche er sich wohl auch noch manches Andere verschaffen könnte, was zu den wirklichen Annehmlichkeiten des Lebens gehört.

d) Um so besser wird derjenige daran sein, der sich überall eine weise Sparsamkeit zum Gesetze macht.

e) Die Natur weiset uns überall Gleichnisse der Sparsamkeit auf. Die Pflanze zieht aus dem Boden und aus der Luft nur so viele Stoffe an sich, als sie zu ihrer Erhaltung und ihrem Wachsthume bedarf; die Thiere begnügen sich mit der Nahrung und dem Aufenthaltsorte, welche ihrer Eigenthümlichkeit angemessen sind; manche tragen sogar für die Tage des Mangels im Voraus Sorge.

f) An Beispielen der Sparsamkeit und Genügsamkeit ist besonders die ältere römische Geschichte reich; auch die Lebensweise der alten Deutschen zeichnete sich durch naturgemäße Einfachheit aus.

g) Die Folgen der Verschwendung und Ungenügsamkeit hat auch Horaz kurz und treffend bezeichnet, wenn er sagt:

Vivitur parvo bene. Multa petentibus multa desunt; mit Wenigem läßt es sich glücklich leben; wer Vieles begehrt, dem mangelt Vieles.

h) Darum beschränke deine Wünsche auf das Erreichbare, deine Bedürfnisse auf das zum mäßigen Lebensgenusse Nöthige; Genügsamkeit führt zum Glück und zur Zufriedenheit, Ungenügsamkeit zum Mangel und zu dem peinlichen Gefühl unerfüllter und unerfüllbarer Wünsche.

Wer sich nicht in die Schranken fügen lernt, die ihm gesetzt sind, der wird nie Befriedigung finden. Es ist nichts so klein, daß es uns nicht genügen könnte, so wir uns nur daran genügen lassen wollen. Es ist nichts so groß, daß es uns Befriedigung gewähren könnte, wenn wir uns nicht selbst beschränken lernen. Aber dazu gehört eben, daß wir im Kleinen das Große, in der Schranke das heilige Maß erkennen und verehren lernen. Wer oben hinaus will, der verliert unten den Grund und den Boden unter den Füßen, um im Grenzenlosen zu zerscheitern.

Schneide den Mantel nach deinem Tuche.

Ueber Mäßigung im Glück und Unglück.

(S. 176.)

„Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum
Pectus."

Horatius.

(Im Unglück hofft, im Glücke fürchtet den Wechsel des Looses ein wohl vorbereitetes Herz.)

a) Der geistvolle römische Lyriker, reich an Aussprüchen echter Lebensweisheit.

b) Ein wohlvorbereitetes Herz — sagt er — hofft im Unglück, fürchtet im Glück den Wechsel des Looses. Bei der beständigen Veränderlichkeit aller Dinge und bei der festen Ueberzeugung von der göttlichen Leitung unseres Geschickes verzagt der Weise nicht in übler Lage, sondern erwartet, daß sie sich wieder zum Bessern wenden werde; in günstigen Umständen dagegen wird er nicht übermüthig; er macht sich auf einen Umschlag zum Schlimmen gefaßt und weiß sich wohl zu mäßigen.

c) Die Gründe hiefür liegen für ihn in der Erfahrung, die Jeder täglich machen kann, wenn nicht Kleinmuth oder Uebermuth ihm die Klarheit des Blickes trüben. Wie häufig ist der Wechsel des Glückes! Wie oft erschien dem Bedrängten eine unerwartete Hilfe, wie oft wurde ein Mächtiger vom Gipfel seiner Macht herabgestürzt, wie mancher Reiche hat sich plötzlich in Noth und bittere Armuth versetzt gesehen!

d) Gleichwohl ist Mäßigung in Glück und Unglück eine seltene Tugend; weit öfter begegnet uns das Gegentheil. Die meisten Menschen werden im Glücke stolz und sicher, in Bedrängnissen geben sie sich der Verzagtheit, ja selbst völliger Verzweiflung hin.

e) Die Unbeständigkeit des Glückes hat zu allen Zeiten in verschiedenen Symbolen und Gleichnissen einen Ausdruck gefunden. Die Alten stellten die Glücksgöttin, um ihre Wandelbarkeit zu versinnbilden, auf einer Kugel stehend dar, und ein altes deutsches Sprichwort lautet: „Glück und Glas, wie bald bricht das!"

f) Die Geschichte ist voll von Beispielen merkwürdiger Glückswechsel, und hat auch manches glänzende Vorbild von Mäßigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück aufzuweisen (Krösus — Polykrates — Pompejus — Napoleon I.).

g) Mäßigung in Glück und Macht empfiehlt auch Cicero, wenn er (Off. I. 26) sagt: Quanto superiores simus tanto nos geramus submissius. (Je höher wir stehen,

um so anspruchsloser sollen wir uns benehmen.) Terentius warnt, auf die Beständigkeit des Glückes zu bauen mit den Worten: „O fortuna, ut nunquam perpetuo es bona!“ („O Glück, wie bist du niemals immerwährend gut!“) und Horaz mahnt an einer andern Stelle:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem, non secus in bonis
Ab insolenti temperatam
Laetitia, moriture Delli!

(Sei darauf bedacht, in schwieriger Lage den Gleichmuth, nicht weniger im Glück eine Stimmung zu bewahren, die sich von übermüthiger Freude zurückhält, o Dellius, der du doch einmal sterben wirst!)

h) Halte Maß im Glück, verzage nicht im Unglück!

Es gibt Leute, die nichts Widriges ertragen können, die sich den Gleichmuth im Unglücke nicht zu bewahren wissen; und doch ist zum wahren Glücke in allen Lagen des Lebens die Mäßigung und der Gleichmuth unerläßlich. Denn wer immer in Angst schwebt, immer der Sorge sich hingibt, daß ihn ein Unglück treffen werde, wer, wenn es wirklich eingetreten ist, nichts in sich hat, wodurch er sich sein Schicksal erträglich machen kann, der ist gewiß beklagenswerth und arm, auch wenn er reich an allen Gütern dieser Welt wäre. Mit Recht sagte daher Bias, daß wahrhaft unglücklich nur derjenige sei, der das Unglück nicht mit Gleichmuth zu ertragen wisse.

Weil kein Sterblicher so ganz beglückt ist, daß er jederzeit dem Leiden entgehen könnte, so ist es Pflicht, sich mit starkem Muthe gegen das Unglück zu waffnen, und stets sich auf unvermuthete Schicksalsschläge gefaßt zu halten, damit wir das, was uns etwa Trauriges begegnen mag, desto leichter ertragen können; vor Allem aber sollen wir den festen Glauben uns aneignen, daß kein Leiden, das die Vorsehung über uns verhängt, zu schwer sei, daß es vielmehr, wenn wir es aus der Hand Gottes mit Ergebung in seinen Willen hinnehmen, zu

unserm Besten dienen müsse. Mit dieser Gesinnung werden wir auch im größten Unglücke uns nicht ganz unglücklich und verlassen fühlen, und werden nie Ursache haben, uns über die Gottheit zu beklagen, daß sie uns von Zeit zu Zeit etwas Schlimmes begegnen lasse. Hat doch Gott selbst auch in uns die Kräfte gelegt, durch die wir den Leiden und Unfällen entgegentreten können, da kein Ungemach so drückend ist, daß es nicht durch Geduld und Seelenstärke und durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erleichtert und gemildert werden könnte.

Zur Mäßigung und zum Gleichmuth im Glücke mahnt uns ganz besonders die Ungewißheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge. Die schönen Tage, die wir jetzt genießen, können bald mit rauhen Stürmen wechseln, die Sonne unseres Glücks kann sich hinter düstern Wolken bergen; Niemand weiß, was ihm die nächste Stunde bringt, auf Niemand hat das Glück seine Gaben stets mit vollen Händen ausgeschüttet. Und wehe dem, der sich im Glücke überhebt, der sich nicht zu mäßigen weiß, der vergißt, daß es eine Macht gibt, die es ihm in jedem Augenblicke wieder entziehen kann! Gewiß, je berauschender der Genuß des Glückes war, desto niederschlagender, desto schmerzlicher wird auch der Wechsel desselben empfunden werden; wer sich im Glücke zum Uebermuthe hinreißen ließ, wer sich im Genusse desselben nicht zu mäßigen wußte, wird vom Unglücke um so tiefer niedergebeugt werden, wird, keiner Fassung mehr fähig, jeder Hoffnung entsagen und sich der Verzweiflung hingeben.

Aus diesen Gründen, die uns zur Mäßigung im Glücke bewegen sollen, aus diesen Folgen einer hochmüthigen Ueberhebung, eines blinden Vertrauens auf den Fortbestand des Glückes wird aber auch der Nutzen ersichtlich, den uns eine solche Mäßigung bringt. Für den, der sich vom Glücke nicht berauschen, nicht zum Stolze hinreißen ließ, den es nicht in eine falsche Sicherheit eingewiegt hat, wird das Unglück, auch wenn es plötzlich hereinbricht, Vieles von seinen Schrecknissen

verlieren, weil seine Enttäuschung nicht so groß, sein Schmerz nicht so überwältigend sein wird, daß er die Hoffnung auf einen Umschlag zum Bessern aufgeben sollte. Und wie er bei einem Wechsel weniger zu befürchten, weniger zu verlieren hat, als der Stolze und Uebermüthige, so ist der Genuß des Glückes selbst für ihn ein höherer, ungetrübterer als für jenen. Denn, wer gelernt hat, das Glück mit Mäßigung zu ertragen, einen weisen Gebrauch von ihm zu machen, empfindet eine süßere, reinere Freude, als der, welcher es mißbraucht und sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit, einem zügellosen Genusse ergibt.

Nicht mit einemmale freilich wird man seinem Gemüthe eine solche Fassung geben können, im Glück wie im Unglücke sich mäßig und besonnen zu zeigen. Darum weiset der Dichter auf ein wohl vorbereitetes Herz — bene praeparatum pectus — hin, auf ein Herz, dem feste Grundsätze eingepflanzt sind und das sich darauf gerüstet hat, Gutes oder Schlimmes, Sonnenschein oder Stürme, Reichthum oder Armuth, Gewinn oder Verlust, Leben oder Tod — kurz jeden Wechsel des Schicksals als eine Gabe aus höherer Hand anzusehen und zu empfangen.

VI.

Commentare.

(S. 178—188.)

Der Sämann.

(S. 178.)

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen.
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät still für die Ewigkeit blüh'n?

(Schiller.)

Die Hoffnung.

(S. 178.)

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht.

(Schiller.)

---

1. Was ist der Hauptinhalt dieses Gedichtes, und welcher Gedanke ist in den beiden ersten Strophen ausgesprochen?
2. In welcher verschiedenen Weise wird er in diesen beiden Strophen dargelegt?
3. Warum ist, wie für die ganze Menschheit, so auch für jeden Einzelnen, Hoffnung erforderlich?
4. Wie steht es aber mit der Erfüllung dieser Hoffnung für das Ganze, wie für den Einzelnen, und auf welchen Gedanken könnte man eben hiedurch geführt werden?
5. In wiefern bildet die dritte Strophe des Gedichtes den Gegensatz zu den beiden ersten, und worauf gründet sich die feste Hoffnung einer dereinstigen vollen Glückseligkeit?

Der Ring des Polykrates.

(S. 178.)

Polykrates, Tyrann von Samos, ist durch sein übermäßiges Glück bekannt geworden. Seine Geschwader waren allenthalben siegreich, er unterwarf sich eine Menge jonischer Inseln und Städte, und stand mit dem ägyptischen König Amasis in einem vortheilhaften Handelsbündnisse. Dieser, sein Gastfreund, zitterte für ihn, eben seines Glückes wegen, und beschwor ihn, dem Wechsel der menschlichen Schicksale durch freiwillige Aufopferung eines theuren Kleinods zuvorzukommen. Denn ich weiß —

läßt Herodot (III., 40) ihn sagen — daß die Gottheit voller Neid ist. Polykrates warf hierauf einen kostbaren Ring ins Meer, aber seltsamer Weise fand sich dieser Ring im Magen eines Fisches wieder, den sein Koch wenige Tage darauf für ihn bereiten wollte. In diesem unerhörten Glücksfall sah sein Freund die desto gewissere Unabwendbarkeit seines Unglücks, und machte sich von aller Verbindung mit ihm los. Bald hernach lockte Oroetes, der persische Statthalter zu Sardes, den Polykrates zu sich und ließ ihn ermorden.

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

(S. 178.)

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?

Und die Meister sprachen: Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
Meister! Dank für diese Kunde.

Auf nach Speyer! auf nach Speyer!
Ruft er, als das Spiel vollendet;
Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen;
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: Folgt ohne Zagen!

Und das Schlachtroß wird gebracht;
Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Weg's daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage!

Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen,
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'gem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde;
D'rauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte. —

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

(Just. Kerner.)

Gerne hätte Rudolf das Reich, für das er so viel gethan, dem Herzoge Albrecht, dem einzigen noch lebenden seiner vier Söhne hinterlassen. Allein die Fürsten, welche nicht gerne ihr Wahlrecht beschränkt wissen und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in kurzer Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrechts harten und unfreundlichen Sinn kannten, wichen den Anträgen aus, die ihnen Rudolph über die Ernennung Albrechts zum Nachfolger auf dem Reichstage zu Frankfurt machte. Mißvergnügt verließ Rudolph die Stadt und ging krank und schwach nach Straßburg. Als die schnellere Abnahme der Kräfte ihm die Annäherung des Todes verkündigte, rief er: „Wohlan nach Speyer!" Hier, an der Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von drei und siebzig Jahren den 15. Julius 1291 starb.

Der Kaufmann.

(S. 179.)

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.
(Schiller.)

Märzlied.

(S. 182.)

Nun, da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band; —
Primelngold bedeckt die Flächen,
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen, gelber Krokus
Schießt aus warmem Gartensand.

Alles fühlt erneutes Leben;
Die Falänen, die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben,
Mücken, die im Reigen schweben
Lerchen hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm!

Seht! Erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise, Kinder lärmen,
Spielend mit den Ostereien
Durch den weißbeblümten Raum.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wann des ew'gen Frühlings Odem,
Uns zur Auferstehung weckt!

(Salis.)

Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis wurde am 23. Dezember 1762 auf seinem väterlichen Schlosse Bothmar bei Malans in Graubündten geboren. Bis zur Revolution diente er zu Versailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher stand er unter dem General Montesquieu in Savoyen, bis dieß Land von den Franzosen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war seit 1798 Generalinspector des Milizwesens in der Schweiz und hielt sich bald in dieser, bald in jener Stadt auf; endlich wohnte er zu Malans in Graubündten, wo er im Jahre 1834 starb. — Seine Gedichte gab sein Freund Matthisson, zuerst im Jahre 1793 heraus. Salis offenbart in seinen Naturgemälden mehr Einfalt, Kraft und Wahrheit als Matthisson; am innigsten spricht er zum Herzen in seinen Liedern, von denen manche, wie das Märzlied, das Winterlied u. a. zu den Perlen deutscher Lyrik zu zählen sind.

Das Schloß Boncourt.

(S. 183.)

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle,
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflorte Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt!

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

(Adelb. v. Chamisso.)

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An . . . . .

(S. 183.)

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord!

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
 Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
 Will er schließen, wie sein eig'nes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Ländercharten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
 Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
 Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang.

(Schiller.)

Die Gunst des Augenblicks.

(S. 185.)

Und so finden wir uns wieder
 In dem heitern, bunten Reih'n,
Und es soll der Kranz der Lieder
 Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor Allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt;

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

(Schiller.)

---

1. Zu welcher Art von Liedern dieß Gedicht gehöre, und was sich eben hieraus erklären lasse.
2. Woraus die wahrhafte gesellige Freude noch keineswegs entspringen könne.
3. Welches Bestreben vielmehr derselben zu Grunde liegen müsse.
4. Die Freude habe jedoch nicht lediglich ihren Grund in diesem Bestreben selbst.
5. Welche Anwendung sich von den in diesem Liede ausgesprochenen Gedanken auf das Lebensglück überhaupt machen lasse.

Strophe 1. Es scheint sonderbar, daß das Lied mit einem „Und" anfängt; doch ist dieses „und" hier sehr passend, da das Lied, ursprünglich für eine gesellige Vereinigung bestimmt, hiedurch an früher stattgefundene Zusammenkünfte dieser Art anknüpft und auf sie zurückweist. Aber auch den Zweck dieser geselligen Vereinigung deutet dieß Gesellschaftslied gleich von vorneherein an; keine gewöhnliche gesellschaftliche Unterhaltung sollte hier stattfinden, vielmehr die Poesie selbst den Reiz derselben durch „den Kranz der Lieder" erhöhen.

Str. 2. An Götter, die im Liede gefeiert werden, ist natürlich nicht zu denken, sondern an göttliche Gaben. Das höchste edelste Gut des Menschen, reine, echt menschliche Freude soll gepriesen werden.

Str. 3. Bloße irdische, materielle Genüsse können diese Freude nicht gewähren. Ceres, die Göttin des Landbau's, deutet auf das Brod, überhaupt auf die Speise, so wie Bacchus auf das Getränk, besonders auf den Wein. Solche Gaben können im reichsten Ueberfluß vorhanden sein, und doch der eigentliche Lebensgenuß mangeln.

Str. 4. Nur dann wird dieser sich einstellen, wenn, wie es bei dem Opfer für das glücklichste Zeichen galt falls dasselbe durch ein von oben kommendes Feuer hinweggenommen wurde, so auch ein himmlischer Strahl in den geselligen Kreis eingeht und das wahre Geistesleben der hier Vereinigten sich entzündet.

Str. 5. Nicht mit eigenem Ringen und Streben läßt sich diese himmlische Gunst erzwingen; sie ist ein freies Geschenk der ewigen Güte, bemächtigt sich des Menschen urplötzlich, macht sich ihm als ein freies Geschenk fühlbar und übertrifft weit alles Andre.

Str. 6. Alles Große und Herrliche auf Erden ist nur ein von der Gottheit ausgehender Lichtgedanke, wie die unendliche Natur selbst durch den Gedanken des Schöpfers ward: „Es werde Licht!“

Str. 7. Die Vorbereitung zum Empfang solcher himmlischen Gaben geht nur langsam und allmählich von Statten. Der Altar, auf welchem das Opfer durch das himmlische Feuer entzündet werden soll, wird nur nach und nach aufgebaut; dieses Feuer aber kommt mit einemmal, und das Auge muß für dasselbe eben auch offen stehen.

Str. 8 und 9. So manche schöne Erscheinung in der Natur, z. B. der Regenbogen, ist flüchtig und vorübergehend. So ist es auch mit jenen himmlischen Segnungen: schnell schwinden sie wieder zurück in der Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens. Um so mehr müssen wir uns ihnen hingeben und uns völlig von ihnen durchdringen lassen.

Erwartung und Erfüllung.

(S. 185.)

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

(Schiller.)

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling“ — so lautet der erste, der Ueberschrift „Erwartung“ entsprechende Theil dieses Schiller'schen Epigramms. Kaum

möchte ein treffenderes, lebendigeres Bild von den Hoffnungen gegeben werden können, welche wir in der Jugend vom Leben hegen. Unermeßlich wie der Ocean liegt die Zukunft vor unsern Blicken, und wir schiffen hinaus „mit tausend Masten", d. h. mit einer Fülle von Kräften ausgerüstet, und voll Vertrauen auf dieselben, um das Land des Glückes und der Befriedigung aller unsrer Wünsche aufzusuchen. Große Dinge glaubt ja der Jüngling vollbringen, die ganze Welt nach seinem Sinne umgestalten, Alles, was bisher geleistet worden, weit überbieten zu können. Er gibt sich dem Wahne hin, daß nichts ihn einzuschränken, nichts seine hochfliegenden Plane zu vereiteln vermöge.

Fragen wir nach dem Grunde jener hochgespannten Erwartungen der Jugend, so wird ein Einblick in das Wesen eben dieser Altersstufe uns die Antwort hierauf geben. Der Jüngling ist gerade in der Entfaltung seiner Kraft begriffen; wie weit sie reiche, kann er noch nicht bemessen, und so hält er sie denn für eine unbegränzte. Auch lebt er nur in seinen Ideen, und diese wohnen, wie Schiller seinen Wallenstein sagen läßt, „leicht bei einander", während wir, sobald wir sie zu verwirklichen suchen, auf tausend Hindernisse stoßen. So wenig aber der Jüngling die Mittel kennt, über die er zu verfügen hat, wie er denn z. B. die Neigung zu irgend einer Beschäftigung schon für Talent, das bloße Talent gleich für Genialität hält, ebenso wenig vermag er alle jene Schwierigkeiten zu übersehen, welche sich in der Wirklichkeit seinem Streben entgegenstellen. Wie sollte ihm dieß auch möglich sein, da er in der Welt noch ein Fremdling ist, da er noch keine Vorstellung von dem Widerstande hat, den er von allen Seiten her zu erfahren haben wird!

Doch hat diese Zuversicht, diese Hoffnungsfreudigkeit des Jünglings auch wieder ihr Gutes. Wer nicht sehr viel leisten will, wird wenig oder nichts leisten, da wir doch immer hinter dem zurückbleiben, was wir zu erreichen beabsichtigten. Wer von dem Gedanken erfüllt ist, recht Großes vollbringen zu können, dem wächst auch mit dem Muthe die Kraft zu einer, wenn auch noch unvollkommenen Leistung. Eben dieses Kraftgefühl und die aus ihr entspringende Hoffnung sind es hauptsächlich, die der

Jugend einen hohen geistigen Aufschwung verleihen und ihr ein Glück gewähren, welches uns, weil es ja nur ein Eigenthum der Jugend ist, in solcher Art niemals wieder zu Theil werden kann.

„Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis" — lautet der zweite Theil des Epigramms. Klar genug tritt in diesem Gegenbilde der Contrast hervor, in welchem „die Erfüllung" zur Erwartung steht. Der unruhig, oft vermessen vorwärts drängende Jüngling ist zum ruhigen, still in sich gekehrten Greise geworden. Er, der einst mit einer ganzen Flotte das Meer beherrschen und die stolzesten Plane vollführen zu können wähnte, schätzt sich jetzt noch glücklich, nur ein einfaches Boot, auf das er sich geflüchtet, unbeschädigt über die Fluthen bringen zu können. Als eine Kette von Enttäuschungen stellt sich ihm sein bisheriges Leben dar. Von Jahr zu Jahr, von einer Altersstufe zur andern wurden seine Hoffnungen immer mehr herabgestimmt. Der Spruch, „es sei dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", hat sich ihm nur allzusehr bewährt. Hat er doch allmählich erkennen müssen, daß unsere Fähigkeiten nur bis zu einer gewissen Gränze reichen, daß der Versuch, über diese hinaus zu gehen, fruchtlos bleibe!

Auch die Hindernisse, welche ihm begegneten, weiß er jetzt erst nach ihrer vollen Größe zu ermessen. Wie viele seiner weitgehenden Plane sah er im Laufe seines Lebens an den wirklichen Verhältnissen scheitern, an Verhältnissen, welche zu ändern nicht in der Macht des Einzelnen steht! Wie muthlos stimmte ihn oftmals auch das Urtheil der Welt, welche die Leistungen des Mannes einer schonungslosen Prüfung unterwarf, während sie dem Jüngling bei seinem Streben meist nur Ermunterung und Nachsicht geschenkt hatte!

Endlich ist jede Täuschung über die Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel, jede Verblendung über das Maß seiner Kräfte, die den Jüngling zu so großen Hoffnungen fortriß, entschwunden. Seine Selbstüberschätzung hat einer nüchternen Selbsterkenntniß Platz gemacht und heißt ihn allen übertriebenen Erwartungen entsagen.

Doch nicht ohne alle Hoffnung treibt der Greis — nach Schiller's Worten — auf dem Ocean umher. Das gerettete Boot, fügt der Dichter bedeutungsvoll bei, führt ihn dem Hafen zu. Die Erwartungen der Jugend — so gibt er hiemit zu verstehen — können doch noch zur Erfüllung gelangen, insoweit sie eine wirkliche Berechtigung hatten, also nicht bloß auf irrigen Vorstellungen von der eigenen Kraft und von den Verhältnissen der Wirklichkeit beruhten. An dem Greise kann sogar auch der Spruch wahr werden: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Das Alter bietet vielleicht noch weit mehr, als selbst die Jugend hoffte und hoffen konnte, weil es Güter besitzt, welche diese in ihrer Unerfahrenheit und Selbstverblendung nicht zu schätzen verstand.

Wohl ist auch eine solche Erfüllung an gewisse Bedingungen geknüpft. Die Erkenntniß des Zieles, nach dem wir streben sollen, muß gereift, muß zur vollen Klarheit in uns gediehen sein. Wir müssen wissen, was wir erreichen können und was nicht. Wir müssen unsere Kräfte und Mittel zu berechnen gelernt, oder — wie der römische Dichter sagt — erprobt haben, was die Schultern zu tragen vermögen, was sie zu tragen, sich weigern. Auch die Hindernisse, die uns von außen entgegenstehen, müssen wir hinreichend kennen gelernt haben, und unter dieser Voraussetzung werden wir sie auch wirklich zu besiegen im Stande sein.

Indem wir sonach unsere Kräfte jetzt nicht mehr nutzlos zersplittern, indem wir sie auf einen erreichbaren Punct hinwenden, wächst auch ihre Stärke. Der Kreis ist enger gezogen, aber wir füllen ihn aus; was wir sein wollen, sind wir ganz. Die Flüchtigkeit der Jugend hat sich in Beständigkeit umgewandelt; dem Willen fehlt es nicht mehr an Ausdauer und Beharrlichkeit.

Wohl mochte uns Anfangs, als wir so vielen stolzen Erwartungen der Jugend entsagen mußten, Muthlosigkeit befallen haben. Aber an die Stelle der Verzagtheit ist nun innere Ruhe und Befriedigung getreten. Mögen unsere Leistungen sich auch auf einem beschränkteren Gebiete bewegen, als es unsere ur=

sprüngliche Absicht war, so entsprechen sie doch nun ihrem Zwecke, sie erheben sich über das Gewöhnliche und Mittelmäßige und erreichen einen Grad von Vollkommenheit, welchem Anerkennung und Lohn nicht entgehen kann. Die Erkenntniß, wie weit wir in dem, was wir zu erreichen hofften, hinter Andern noch zurückstehen, macht uns bescheiden und billig, gerecht im Urtheil über fremdes Verdienst. Das Bewußtsein aber, innerhalb der enger gezogenen Gränzen Tüchtiges geleistet zu haben, erhöht unser Selbstgefühl, wird uns zum Sporne, so lange wir hienieden weilen, unsere Kräfte nutzbringend dem Gemeinwohl zu widmen.

Doch ein noch höherer Gewinn erwächst uns daraus, daß wir durch völlige Hingabe an die unserem geistigen Vermögen entsprechende Thätigkeit uns im Einklange fühlen mit dem Willen der Vorsehung, mit den Absichten Gottes! Unser Gemüth erhebt sich so zum Ewigen; es bereitet sich zu jener höheren Daseinsstufe vor, die uns nach diesem irdischen Leben erwartet.

Dieß ist der Hafen der Ruhe und des Friedens, welchem der Greis mit dem geretteten Boote, mit dem Schatze seiner Erfahrungen und gewonnenen Einsichten, mit gereinigtem und veredeltem Sinne entgegentreibt. Wohl sind die Hoffnungen der Jugend, „die Schiffe mit tausend Masten" untergegangen; aber sie waren ja doch nur großentheils Wahngebilde seiner Fantasie. Durch Einschränkung seiner Kräfte auf das Erreichbare ist er in den Besitz von zwar weniger schimmernden, aber dauerhafteren Gütern gelangt, mit welchen er, den Stürmen des Lebens glücklich entronnen, nun dem wahren Ziele seines Hoffens und Strebens sich nahe fühlt.

Der Zauberlehrling.

(S. 187.)

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben,

Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe, stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen,
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir's immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewäßer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister,
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

(Goethe.)

---

a) Zu welcher Gattung und Art der Poesie dieß Gedicht gehöre. (Vgl. Poetik, S. 31.)
b) Aus welcher Quelle der Dichter den Stoff geschöpft habe.
c) Welche vortheilhafte Aenderungen er mit demselben vorgenommen.

d) Welcher wichtige Gedanke jetzt in dem Gedichte zur Geltung gelange.

(Blind wirkende Kräfte in Thätigkeit zu setzen und, nachdem sie ihren Dienst geleistet, sie wieder in die alten Schranken zurückzuweisen, vermag nur der kundige Meister. Dem unerfahrnen Lehrling dagegen wird es vielleicht gelingen, sie aufzuregen; aber ihm mangelt die Fähigkeit, sie, wenn sie ihr Werk vollbracht haben, wieder zu hemmen und zu verhüten, daß sie nicht Schaden anrichten. Er versucht es wohl, aber nicht auf die rechte Art, so daß nun die rohe, nicht mehr gezügelte Kraft mit verdoppelter Gewalt und immer verderblicher sich äußert. Man kann dabei besonders an die Entfesselung der Leidenschaften der niedrigen Volksclassen denken, wie sie im Laufe der Weltgeschichte schon oftmals bei Revolutionen durch ehrgeizige Führer Statt gefunden hat. Den Lenkern solcher Bewegungen fehlte nicht selten zuletzt die rechte Zauberformel, d. h. die Kunst, die Macht oder die Klugheit, der aufgeregten Massen wieder Meister zu werden.)

Den Stoff zum „Zauberlehrling", der vielleicht eine noch viel ältere morgenländische Quelle hat, findet man in Lucians „Lügenfreund". Bei dem kranken Weltweisen Eukrates haben sich mehrere Freunde, Anhänger verschiedener Philosophenschulen versammelt; die hingeworfene Frage nach dem Grunde des allgemeinen Wohlgefallens am Wunderbaren bringt sie auf allerlei abenteuerliche, zum Theil auch aberwitzige Geschichten. Endlich nimmt Eukrates selbst das Wort, um zu berichten, was er in Aegypten auf einer Reise mit dem magischen Wundermanne Pankrates von Memphis erlebt habe.

„Wenn wir, erzählt er, in eine Herberge kamen, nahm er den Thürriegel oder den Besen oder auch einen Mörserstößel, hing ihm Kleider um, sprach eine Zauberformel dazu, und ließ ihn wandeln und gehen, so daß er allen Andern wie ein Mensch vorkam. Er schritt dann heraus, schöpfte Wasser, kaufte Ge-

müse ein und richtete es zu, und bediente uns in allen Dingen gar sehr geschickt und wartete uns auf. Hatte Pankrates dann seiner Bedienung zur Genüge, so sprach er einen andern Zauberbann, durch welchen er den Besen wieder zum Besen, den Mörserstößel zum Mörserstößel machte. Das gefiel mir ausnehmend wohl, aber es wollte sich nicht schicken, es ihm abzulernen. Denn so bereitwillig er seine übrigen Kunststücke mittheilte, so neidisch behielt er diese für sich. Eines Tages aber horchte ich ihm, in einem dunklen Winkel versteckt, ohne daß er es merkte, seinen Bann ab, der aus drei Silben bestand. Er begab sich darauf nach dem Markte, nachdem er dem Mörserstößel seine Aufträge hinterlassen hatte. Sobald er nun am folgenden Tage wieder etwas auf dem Markte zu thun hatte, nahm ich den Stößel her, kleidete ihn an, sprach gleicherweise die drei Silben zu ihm, und hieß ihn Wasser tragen. Als er aber den vollen Eimer herangeschleppt hatte, sprach ich: „Nun laß gut sein und bringe kein Wasser mehr, sondern sei wieder Stößel." Aber das Ding wollte mir nicht mehr gehorchen, und brachte Wasser über Wasser, bis es uns das Zimmer voll Wasser geschöpft hatte. Da ich mir nun nicht anders mehr zu helfen wußte (denn ich fürchtete, Pankrates möchte, wenn er mich ertappte, sehr böse werden, was denn auch geschah), griff ich nach einer Axt und hieb den Stößel in zwei Stücke auseinander. Da nahmen beide, eins wie das andere, ihren Eimer und trugen Wasser, und statt eines Dieners hatte ich deren zwei. Da trat Pankrates wieder ein, und so wie er denn gleich merkte, was vorgefallen war, machte er die beiden Stücke wieder zu dem, was sie gewesen waren, mich aber ließ er heimlicherweise im Stich, und ich weiß nicht, wohin er geschwunden sein mag."

In so guter Laune dieß Märchen auch erzählt ist, so muß man doch zugestehen, daß von der tiefen Bedeutsamkeit, welche in der poetischen Erzählung Goethes unter dem anmuthigen Scherz hervorblickt, sich keine Spur in dem ursprünglichen Berichte zeigt, und daß der deutsche Dichter sich den Stoff dadurch, daß er ihm Geist und Leben einhauchte, wahrhaft zu seinem Eigenthume gemacht hat.

Der Eislauf.

(S. 187.)

◡ – ◡ – ◡ – ◡ ◡ –
◡ ◡ – ◡ – ◡ – ◡ ◡ –,
– ◡ –, – ◡ ◡ –, – ◡ –,
– ◡ ◡ –, – ◡ ◡ –.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nützen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteren Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu seh'n.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, d'rum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm' mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt.]

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst!

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr.

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich dreh'n.
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst.
Also! nun fleug schnell mir vorbei.

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf' und Last gingen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja alles, vernimm
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth!
O wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu geh'n!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht wie das Laub dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürb'st!
(Klopstock.)

---

1. Entstehung dieses Gedichtes (im J. 1764).
   a) Klopstocks Vorliebe für das Schlittschuhlaufen.
   b) Zusammensein mit Claudius und dem jungen Sohne eines andern Freundes auf der Eisbahn.
2. Gang des Gedichtes und Erläuterung einzelner Dunkelheiten.
   a) Klage darüber, daß der Erfinder dieser Kunst unbekannt sei (Str. 1—4).
   b) Gedanken über ihre Vervollkommnung (4—6).
   c) Schönheit der Eisbahn (6—8).
   d) Nothwendigkeit, sich mit Nahrungsmitteln zu versehen (9—10).
   e) Gemeinsame Fahrt in einander entsprechenden Figuren (10—12).
   f) Mahnung zur Vorsicht (12—15).
3. Werth dieses Gedichtes, sowie der Poesie überhaupt:
   a) Edle Heiterkeit.
   b) Treffliche Naturschilderung.
   c) Veredlung der Freude des Eislaufes durch Klopstock.

„Fürwahr" — schreibt Goethe in den Erinnerungen aus seinem Jugendleben — „diese Kraftäußerung (das Schlittschuhlaufen) verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft, und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist. Auch hingen wir dieser Lust unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen

den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserem Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall, vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen. Bald dieser bald jener Freund ließ in declamatorischem Halbgesange eine Klopstock'sche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zusammenfanden, erscholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unserer Freuden.

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgend ein irdisches Thun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!"

Der Frühlingsabend.

Sanft geröthet von dem Abendstrahle,
Der wie flüssig Gold die Flur umwallt,
Schwimmt der Aehrenblüthe Rauch im Thale,
Wo der Schlag der Wachtel gellend schallt.

Horch; es rauscht! Ein milder Sprüheregen
Schüttet Blumen auf den Wiesenplan;
Iris kündet Fruchtbarkeit und Segen
Der erfrischten Pflanzenschöpfung an.

Von den Wiesen, die der Landmann mähte,
Steigt des Heues Balsamduft empor,
Durch den Purpurflor der Abendröthe,
Funkelt Hespers Auge still hervor.

Komm', o Lieber, laß uns froh genießen
Dieses Götterabends Herrlichkeit!
Freuden, die sich hier in uns ergießen,
Haben keinen Edlen je gereut.

Wenn das Alter uns die Scheitel bleichet,
Mählich stockt das Rad der Lebensuhr,
Ist nicht schrecklich uns der Tod, — er gleichet
Dem Entschlummern dieser Abendflur.

(W. Neubeck.)

---

1. Neubecks Lebensumstände, und wie Vorzügliches er in der schwer zu behandelnden Gattung des Lehrgedichtes geleistet habe. (Wilh. Neubeck, geb. 1765 zu Arnstadt in Thüringen, widmete sich der Medicin, lebte als Kreisphysikus zu Steinau, dann zu Waldburg in Schlesien, st. 1850; schr. das Lehrgedicht: „die Gesundbrunnen", in 4 Gesängen (Bresl. 1794), nachdem schon früher (Liegnitz 1701) seine lyrischen Gedichte erschienen waren. Vgl. Literaturgeschichte*), S. 117.)
2. Wie er aber auch in der lyrischen Poesie sich hervorgethan; die Trefflichkeit des vorliegenden Gedichtes (Anschaulichkeit und Tiefsinn desselben, lebendiger Hauch der Natur).
3. Construction dieses Gedichtes:
   a) Inhalt der ersten drei Strophen.
   b) Inhalt der vierten,
   c) Inhalt der fünften Strophe.
4. Idee dieses Gedichtes. (Wie man das zeitliche Leben anzusehen hat im Vergleiche mit dem ewigen.)
5. Anwendung dieses Gedankens auch selbst innerhalb des gegenwärtigen Lebens.

---

*) Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur, zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten, von Dr. Jul. Hamberger. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. Friedrich Beck. München, 1866. L. Finsterlin.

Wilhelm Tell.*)

Wenn rohe Kräfte sinnlos sich entzweien
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker lös't, an dem die Staaten hängen,
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet,
— Das ist unsterblich, ist des Sieges werth.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

(Schiller.)

---

1. Die Veranlassung zu diesem Gedichte:
   a) Die Vollendung des Tell,
   b) die französische Revolution und ihre Nachwirkungen.
2. Der Bau des Gedichtes und die Versform.
3. Der Inhalt der 1. Strophe (die Schrecken der Revolution, das sich bei derselben kundgebende Sittenverderben in Verbindung mit der herrschenden Irreligiosität, deßgleichen die an den Umsturz alles Bestehenden sich knüpfende Raubsucht und Eroberungslust).
4. Inhalt der 2. Strophe. (Scharfer Contrast zur vorhergehenden, die Befreiung nämlich der Schweizer von Kaiser Albrechts Gewaltherrschaft, ihre Genügsamkeit und Uneigen=

*) Mit diesen Stanzen begleitete der Verf. (im J. 1804) das Exemplar seines Schauspiels: Wilhelm Tell, das er dem damaligen Churfürsten Erzkanzler v. Dalberg übersandte.

nützigkeit, ihre Mäßigung nach errungenem Siege und Enthaltung von Blutvergießen und Raub.

Tell's bekannte, sagenhafte That, die Ermordung des Landvogtes Geßler, stand vereinzelt, und hatte sich vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde und ohne Theilnehmung des Volkes und jener Männer, die sich auf dem Rütli verschworen, zugetragen. Gleichwohl stärkte sie den Muth der Verbündeten und aller Uebrigen. Früh am ersten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt der Gabe, hieß den Männern, sie in die Burg bringen. Als aber die zwanzig im Burgthor waren, stieß einer von ihnen in das Horn; auf dieses Zeichen langte ein jeder ein Eisen aus dem Busen, und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Gesellen den Berg heran, auf die Burg; und sie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieses hörte, durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verschwornen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstädte kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem Könige.

Durch ähnliche Listen, wie die Burg Sarnen, wurden auch die anderen gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Gränze gewiesen. An diesem Tage, im ersten Augenblicke des Gefühls der wieder erlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Blutes vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den siebenten Januar kamen die Schweizer zusammen und beschwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächste Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entschlossen war, für ihre That schwere Strafe zu nehmen. Von diesem befreite sie zwar nach einigen Monden der Arm Herzogs Johann von Schwaben und seiner Mitverschwornen; doch warteten ihrer bald noch schwere Kämpfe für die neuerrungene Freiheit.

VIII.

Dialoge.

(S. 194 — 195.)

Blindheit und Taubheit.

(S. 188.)

Unter den dauernden Gebrechen des menschlichen Körpers möchte die Taubheit leicht das schlimmste sein. Zwar wird es vielleicht nur wenige Menschen geben, die sie nicht der Blindheit vorzögen, und dieses Urtheil mag unter gewissen Voraussetzungen gegründet sein; aber im Allgemeinen die Blindheit für das größere Uebel zu halten, ist ein Irrthum, der zum Theil daraus entspringt, daß Taubheit selten so radical und vollständig ist, als Blindheit, theils aber auch aus der Gewohnheit der Menschen, sich in ihrem Urtheile durch den ersten Eindruck bestimmen zu lassen, und nebenbei auch sich um die Beschwerden, die sie Andern verursachen, wenig zu kümmern.

Der Blinde findet in seinem Unglücke mancherlei Trost. Warum hat die Blindheit von Alters her eine gewisse Heiligkeit gehabt? Warum dachten sich die Alten so manchen Sänger und Seher blind? Schien nicht die Nacht, die ihre Augen umhüllte, gleichsam ein Schleier, der ihnen die verschlossenen Farben und die Nichtigkeit der wirklichen Welt wohlthätig verbarg, damit sich in ihrem umschirmten Gemüthe eine unendlich schönere ungehindert entfalten könnte? Indem sich ihr Auge dem irdischen Lichte schloß, ging in ihrer Seele ein reineres Licht auf und beleuchtete den Pfad zu den höher liegenden Gegenden, in die

ihr inneres Auge jetzt ungehemmt vordrang. Tiresias und Thamyris, die blinden Seher, schauten in das Dunkel der Zukunft, und in Homers und Ossians Seele strahlten die Thaten der Vorzeit in einem Glanze, den sie in der Zeit, wo sie geschahen, nicht gehabt hatten. Milton, der sich an diese Ehrwürdigen anschließt, und dessen Augen auch vergebens rollten, um die Strahlen der Sonne zu finden,

hört deßhalb nicht auf
zu wallen, wo der Chor der Musen wohnt,
An hellen Bächen, in der Haine Schatten,
Auf sonnenreichen Hügeln. (Verlorenes Paradies III, 26.)

Der Anblick des Blinden erregt Mitleiden, da seine Hilflosigkeit Jedem in die Augen fällt; die Menschen sammeln sich um ihn, geben ihm ihre Theilnahme zu erkennen, und suchen seinen Verlust durch erheiterndes Gespräch vergessen zu machen. Was ist rührender, als der blinde Oedipus von seiner Antigone, oder der blinde Belisar an der Hand eines Knaben geführt? Nun lasse man den alten Mann taub sein statt blind, und es ist um die Rührung geschehen. Der sinnliche Eindruck entscheidet hier, und selbst das gefühlvollste Herz hält nur mit Mühe das Lächeln über ein schmerzloses, äußerlich unbemerkbares Gebrechen und dessen Folgen zurück. In der That, was ist lächerlicher, und doch zugleich peinlicher, als die Anstrengung einer Familie, sich dem tauben Hausvater verständlich zu machen, der immer eines Dolmetschers bedarf, ein Wort mit dem anderen verwechselt, und oft erst nach tausenderlei, oft lächerlichen Mißverständnissen den Sinn der an ihn gerichteten Rede erfaßt? Jedermann vermeidet ihn, so lang es möglich ist, und das Beste, was er in seiner Verlassenheit thun kann, ist sich der Gesellschaft der Todten zu widmen, oder dumpf über sich selbst hinzubrüten.

Nie fürwahr muß man den Zauber einer menschlichen Stimme empfunden, nie muß man bemerkt haben, daß ohne die Mannigfaltigkeit ihrer süßen Modulationen die Rede ein todter Buchstabe bleibt; man muß nie beachtet haben, wie unendlich tiefer das ausgesprochene Wort in die Seele dringt, als das geschriebene, um den Verlust des Gehörs für ein kleineres Uebel

zu halten, als den Verlust des Gesichtes. Welchen Ersatz hat denn der Taube für sein Unglück? Nicht den mindesten. Ja, wenn sich bei dem Blinden die Kräfte des Geistes erhöhen, werden sie bei dem Tauben abgestumpft, und wenn die Blindheit weicher und zärtlicher macht, so macht die Taubheit oft mißtrauisch, störrisch und hart. Ein trockener Egoismus bemächtigt sich seiner, und indem die zarten Töne des Gefühls nicht mehr in seine Ohren dringen, stirbt allmählich das Mitgefühl in seinem Herzen aus.

„Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren", sagt L. v. Beethoven in seinem Testament, „selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben hinbringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinwegsetzen, wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war mir's noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreiet, denn ich bin taub! Ach, wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß! Doppelt weh thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Aengstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen.

Welche Demüthigung, wenn Jemand neben mir steht und von Weitem eine Flöte hört und ich nichts höre, oder Jemand den Hirten singen hört und ich nichts höre! Solche Erlebnisse bringen mich nahe zur Verzweiflung; es fehlte wenig, und ich endigte mein Leben. Nur die Kunst hält mich zurück; Geduld heißt meine Führerin, ich habe sie." —

„Ehe ich Pfeffel näher kam, berichtet J. G. Jacobi, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte

mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls hoffen durfte, der im Finstern entschlief und im Finstern erwachte, kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleier lag und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, ging er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu sein, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben, wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was Andere vorausgesagt hatten, ich vergaß allmählich seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umging, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein als Dichter die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Fantasie zurückzauberte, sondern, daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren.

Da es eine bekannte Streitfrage ist, ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sei, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklicheren hält, so war mir Pfeffels

Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das Zarteste berührt und die Veranlassung eines günstigen Augenblickes dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich an einem freundlichen Morgen eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragst, gab er zur Antwort, ist mir ehemals öfters eingefallen, und die Entscheidung war immer eben dieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es: viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe, von den besseren so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur, bei der Todesstille, die ihn umgibt? Wie viel heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das Letztere vorziehen würde."

Die Eisenbahnen.

(Für und wider S. 188.)

Wo ist jemals Poesie gediehen, als in der traulichen, friedlichen Heimath? Wo ist Poesie nur möglich, als in dem stillen, seligen Gefühl des Zu-Hause-Seins oder in der schmerzlichen Sehnsucht nach dem fernen Heimathlande, nach dem Hause der Mutter, dem Herde der Gattin, den Gräbern der Väter? Was wäre die Odyssee, was wären des Odysseus glänzende Fahrten ohne Ithaka im Hintergrunde? Ja, was wäre die Ilias ohne den Schmerz der Trojer um Ilion, der Väter heilige Stadt? was Gudrun ohne die Klage der Verlassenen am Strande des wilden Meeres um die liebe Mutter? — Aber wo gibt es jetzt

noch eine Heimath, da Niemand mehr daheim ist? Die Landstraße ist unser Vaterland und die Eisenbahn unsre Heimath! Wo gibt es jetzt noch ein Heimathgefühl, da die Heimath nicht mehr lieb und die Fremde nicht mehr leid ist! Abgewischt sind die Thränen des Abschieds von unsern Wangen; denn schon gibt es fast keine Trennung und keinen Abschied mehr. Verstummen müssen die schmerzlich-süßen Wanderlieder, von denen einst Berg und Thal erklang: „Der Baum, der steht im Odenwald und ich bin in der Schweiz", so ertönte ehedem aus tiefer Brust ein Sehnsuchtsgesang der wandernden Gesellen; und jetzt? Behaglich setzt der Schweizer sich Morgens auf die Basel-Straßburger Eisenbahn und vor Abends ist er mitten im Odenwald. „An Deutschlands Gränze — so sang einst Schubart vom Hohen Asperg herab — füllen wir mit Erde unsre Hand und küssen sie; das sei der Dank für deine Pflege, Speis' und Trank, du liebes Vaterland!" Und jetzt? ja jetzt: ist denn Deutschland noch unser Vaterland, wo es uns allein wohl ist? Frankreich ist unser Vaterland, England ist es, Nordamerika ist es, ja selbst „das heiße Afrika"; in jedem Gasthaus und jedem Dampfschiff finden wir Pflege, Speis' und Trank, besser als daheim und Schubarts inniger Abschiedsgruß sieht heute aus wie eine weinerliche Sentimentalität. Der theoretische und eingebildete Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts ist in dem gegenwärtigen eine Wahrheit, er ist praktisch geworden, und hat bereits alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen.

(„Ueber die Vortheile der Eisenbahnen" vgl. S. 126.)

IX.

Reden.

(S. 195 — 209.)

Rede des Vaters des Horatius an das römische Volk für seinen wegen Schwestermordes von den Duumvirn zum Tode verurtheilten Sohnes.

(S. 195.)

Die Wahl der römischen Curien fiel nach Numa's Tode auf Tullus Hostilius, der in der Sinnesart dem Romulus glich und große Lust am Kriege fand. Veranlaßt durch einige gegenseitige Streifereien brach Krieg gegen Alba longa, Rom's Mutterstadt, aus. Schon standen beide Heere gerüstet zum Kampfe einander gegenüber, als man, nach einer uralten, auch bei andern Völkern gewöhnlichen Sitte, beschloß, die Entscheidung des Streites auf den Zweikampf einzelner Männer aus beiden Heeren ankommen zu lassen, mit der Bedingung, daß der Theil, dessen Vorfechter unterliegen würde, sich dem siegenden Theile unterwerfen sollte.

Der Vorschlag ward angenommen, und das Schicksal selbst schien die Hand dazu zu bieten, indem im römischen Heere drei Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im albanischen drei andere aus dem Geschlecht der Curiatier sich fanden, die, von beiden Seiten auserwählt, den Kampf übernahmen. Die Fetialen (Bundespriester) bekräftigten mit ihren heiligen Gebräuchen die Giltigkeit des Vertrages, und beide Heere stellten sich als erwartungsvolle Zuschauer um die Kämpfenden her.

Das Zeichen ward gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzten die Jünglinge auf einander los. Nach langem, wüthen=

dem Kampfe sank endlich ein Römer, dann noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet standen alle drei Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber; ein Jubelgeschrei ertönte aus dem albanischen Lager, und der tiefgebeugte römische Stolz wagte keine Hoffnung mehr zu fassen. Da plötzlich entfloh der Horatier, noch durch keine Wunden entkräftet, und nöthigte die drei Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde einzeln, nach dem Verhältnisse ihrer schwereren oder leichteren Wunden, in ungleicher Entfernung von einander ihm folgen würden. Nach kurzer Flucht blieb er stehen, und blickte zurück. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt, und nur einen nahe hinter sich. Auf diesen stürzte er mit gewaltiger Wuth, durchbohrte ihn, und rannte dann auf den zweiten los. Durch alle Lüfte scholl der Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, gab der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrei der Römer verdoppelte sich, und als er endlich auch den dritten, der schwer verwundet und athemlos herbeikeuchte, mit leichter Mühe zu Boden gestreckt hatte, da lief Alles auf ihn zu, und umarmte und begrüßte ihn jauchzend als Sieger. Die Albaner unterwarfen sich der römischen Herrschaft.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester; sie war einem der gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie nun dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an; sie rang die Hände, lösete das Haar, und nannte schmerzlich klagend den geliebten Namen. Das erbitterte den vom Siegestaumel überwältigten Sinn des Bruders; ihm schien diese Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu sein. Er fuhr die Schwester zornig an, und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. „Geh' hin zu deinem Verlobten, sprach er, mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder und des lebenden, und deines Vaterlandes ver-

gessen kannst! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird!"

So groß das Verdienst des Schwestermörders um das Vaterland auch war, er wurde vor Gericht gestellt, und von den Duumvirn zum Tode verurtheilt. Die letzte Entscheidung hatte jedoch das Volk, und nicht ungerührt blieben bei diesem Rechtsgange die Gemüther, besonders, als der Vater Publius Horatius laut rief: er erkläre, seine Tochter sei mit Recht getödtet; wäre dem nicht also, so würde er nach Vatersrecht gegen seinen Sohn verfahren haben. Darauf bat er; man möge ihn, welchen man so eben noch reich an trefflichen Nachkommen gesehen habe, nicht kinderlos machen. Unter diesen Worten umarmte der Greis seinen Sohn, wies hin auf die aufgehängten Rüstungen der Curiatier und sprach: „Diesen da, den ihr so eben in des Sieges Zier und Jubel hereinziehen sahet, Quiriten, den könnt ihr unter dem Galgen gebunden, geschlagen und gemartert sehen? Kaum vermöchten Albaneraugen einen so schmählichen Anblick zu ertragen. Gehe hin, Lictor, binde die Hände, welche so eben gewaffnet dem römischen Volke die Herrschaft errungen haben. Gehe hin, verhülle dem Befreier dieser Stadt das Haupt; hänge ihn auf an das Fluchholz; stäupe ihn, entweder innerhalb der Mauern, nur ja zwischen jenen Schäften und Rüstungen der Feinde, oder außerhalb der Mauern, nur ja diesseits der Gräber der Curiatier. Denn wohin könnet ihr diesen Jüngling führen, wo ihn nicht seine Ehrenmale gegen eine so schmachvolle Strafe schützen?" — Das Volk widerstand weder den Thränen des Vaters, noch der in allen Gefahren sich gleich bleibenden Fassung des Sohnes, und sie sprachen ihn los, mehr aus Bewunderung seiner Tapferkeit, als nach dem Rechte der Sache. Doch mußten Reinigungsopfer zur Entsündigung dargebracht werden, und der Schuldige selbst ward von den Lictoren unter einer Art von Galgen, einem auf zwei Pfählen ruhenden Balken, hindurchgeführt. So glaubte man, den göttlichen und menschlichen Gesetzen Genüge zu thun.

Gisgo widerräth in der Volksversammlung der Carthager die Annahme der nach der Schlacht bei Zama von Scipio gestellten Friedensbedingungen.

(S. 197.)

In der unglücklichen Schlacht bei Zama (202 v. Ch.) war Hannibal von Scipio so vollständig geschlagen worden, daß er nur einen kleinen Theil seines Heeres nach Adrumetum rettete. Er selbst rieth jetzt seinen Mitbürgern dringend zum Frieden, ohne welchen keine Rettung mehr denkbar sei. Es wurden deßhalb auch sogleich Gesandte an den Scipio geschickt, und dieser legte ihnen nun folgende Friedensbedingungen vor: die Carthager sollen künftig auf Afrika beschränkt sein; sie liefern alle ihre Kriegsschiffe bis auf zehn Triremen aus, eben so ihre Elephanten; dürfen ohne Einwilligung der Römer künftig keinen Krieg anfangen; geben dem Numidierkönig Massinissa alle seine Besitzungen zurück; zahlen innerhalb fünfzig Jahren zehntausend Talente Kriegskosten an Rom (jährlich 200 Talente), und liefern alle römischen Gefangenen und Ueberläufer aus. — Dieß war ein Friede, der den Römern die Herrschaft des Meeres sicherte, den Carthagern einen förmlichen Tribut auflegte, zugleich auch jedes künftige Wiederaufleben ihrer Macht verhindern sollte, und ihre ganze Sicherheit von Roms Willen abhängig machte. So hart diese Bedingungen waren, Hannibal war so überzeugt, daß von ihrer Annahme das Fortbestehen des Staates abhänge, daß er den Gisgo, welcher in der Volksversammlung dagegen sprach, mit eigener Hand vom Rednerstuhle herabzog. Wirklich eilten römische und carthagische Gesandte mit diesen Bedingungen nach Rom, um sie von Volk und Senat bestätigen zu lassen. Hier wurde das von Scipio Vorgeschlagene genehmigt und von der Volksversammlung einmüthig erklärt, daß Scipio den Frieden schließen und das siegreiche Heer abführen solle.

Ueber die religiöse Weihe, welche Jugendfreundschaften besitzen sollen.

(S. 204.)

Theure Studiengenossen!

Unter den Bedürfnissen, welche unser jugendliches Herz empfindet, ist vielleicht kein anderes so lebhaft und naturgemäß, keines so berechtigt, keines, wenn ihm wahre Befriedigung zu Theil wird, von so weitreichenden, guten Folgen, als das der Freundschaft. Auch scheinen gerade die Verhältnisse, in welchen sich junge Leute befinden, die ihre Studien gemeinsam betreiben, die gleiche Altersstufe, auf der sie meistentheils stehen, ihr täglicher Umgang und geselliger Verkehr, der gleiche, edle Zweck der Geistesbildung, den sie verfolgen, — es scheinen gerade diese Verhältnisse ihnen besonders zu Statten zu kommen, um freundschaftliche Verbindungen einzugehen und sich des hohen Glückes theilhaftig zu machen, das die Freundschaft gewährt. Doch kommt hiebei freilich auch alles darauf an, daß es eine wahre und eigentliche, und nicht eine bloße sogenannte Freundschaft sei, in welcher jugendliche Gemüther sich begegnen.

Ueber diesen hochwichtigen Gegenstand, geliebte Commilitonen, möge es denn mir, als dem ältesten in eurem Kreise, vergönnt sein, einige Worte an euch zu richten!

Ueber die falsche, nicht echte Freundschaft will ich nur kurz sein, weil ich hoffen darf, daß, wenn ich sie auch nur mit wenigen Zügen zeichne, im Hinblick auf jene hohe, edle Vereinigung der Gemüther, die wir allein als wahre Freundschaft erkennen können, dieselbe euch doch leicht zu armselig und euer selbst unwürdig erscheinen wird.

Denn auf was beruht eine solche angebliche Freundschaft? Sie ist eine Vereinigung übelgesinnter oder doch in Beziehung auf wahre Menschenwürde gleichgiltiger Leute zur Erreichung böser Zwecke oder zum bloßen Genuß äußerlicher Vergnügungen. Ergibt sich wohl nicht von selbst, daß Verbindungen dieser Art, wie sie verabscheuungswürdig oder doch nichtig in ihrem Ur-

sprung, wie sie verwerflich oder doch werthlos sind nach ihrem innern Wesen, so auch dieselben nothwendig einem schnellen, vielleicht schmach- und schandvollen Ende entgegengehen?

Wenn z. B. einzelne unter euch — ich setze nur die Möglichkeit des Falles, und bin weit entfernt davon, einen oder mehrere meiner Studiengenossen einer so verwerflichen Absicht zeihen zu wollen — wenn Einzelne es sich wollten beikommen lassen, nach einer förmlich getroffenen Verabredung den Fleiß und Lerneifer bei ihrer ganzen Classe möglichst zu hemmen, um auf diese Weise beliebtem Müßiggang um so gefahrloser sich zu überlassen, wenn andere oder die nämlichen Studirenden zur Verübung pflichtwidriger, strafwürdiger Handlungen, wodurch sie ihr eigenes Wohl untergraben und die Achtung aller guten Menschen verlieren müssen, sich vereinigen würden, wenn noch andere oder wieder die nämlichen sich verbinden wollten, um durch Belügen ihrer Lehrer oder Vorgesetzten nach vollführtem Unrechte noch Straflosigkeit zu gewinnen, — wer möchte wohl den Namen Freundschaft zur Benennung eines solchen Bündnisses mißbrauchen und herabwürdigen wollen? Wäre dann Freundschaft nicht vielmehr eine Ausgeburt der Hölle, als ein Geschenk des Himmels, wäre sie dann nicht vielmehr ein Fluch, als ein Segen, indem das Böse nothwendig und seiner Natur nach Scham und Schande, Unglück und Verderben jederzeit bringen muß?

Doch wir müssen noch weiter gehen, und den heiligen Namen der Freundschaft selbst auch derjenigen Verbindung absprechen, die jedes tieferen ernsteren Grundes ermangelt, und die weiter nichts sein soll, als ein Mittel, äußerliche an sich und im Ganzen vielleicht unschuldige Vergnügungen, die aber, wenn sie sonst nichts sind, jederzeit zu leeren Tändeleien herabsinken, — desto besser genießen zu können.

Wohl sollen Freunde, — das wird Jedermann gerne zugestehen — ihre Freuden mit einander theilen, und durch gemeinschaftlichen Genuß dieselben einander erhöhen, doch muß dabei auch fest behauptet werden, daß hierin noch bei weitem nicht das ganze Wesen der wahren Freundschaft liege. Diese hat einen

weit höheren Ursprung, sie ist ihrem inneren Wesen nach etwas wahrhaft Großes und Herrliches, und auch ihre Folgen reichen unendlich über das dort Beabsichtigte hinaus.

Von jeher, meine theuren Studiengenossen, ist die echte Freundschaft als eine Gabe des Himmels und als ein göttliches Werk angesehen worden, und so kann sie denn in der That auch nur da Statt haben, wo den Gemüthern echt religiöse Gesinnung einwohnt, wo eine tiefe Liebe zu Gott, der die Liebe selbst ist, unser Innerstes mit dem himmlischen Vater vereinigt, und wir nun so in dem Wesen aller Wesen zu einem auch im Himmel gesegneten Bündniß die uns gleichgestimmte Seele antreffen.

O haltet fest an dieser Vorstellung, geliebte Freunde, und denket nicht, daß in unsre Verhältnisse und namentlich in das freundschaftliche Verhältniß die Religion nicht hineingehöre. Unser ganzes Dasein ist schal und öde, wenn es nicht aus dieser einzigen und alleinigen Lebensquelle Licht und Kraft empfängt, und was uns im irdischen Leben wirkliche Freude und wahres Vergnügen gewährt, das hängt unfehlbar, sei es auch durch noch so viele Mittelglieder, mit Gott und dem Göttlichen zusammen. Eben so ist denn auch alles Gute und Vortreffliche, was wir an einem Altersgenossen wahrnehmen, und was uns eine solche Achtung und herzliche Zuneigung zu ihm einflößt, daß wir ihn zu unserm Freunde zu haben wünschten, seine Herzlichkeit z. B., seine Offenheit, seine Freundlichkeit und Gefälligkeit, sein Gehorsam, sein Fleiß, seine Ausdauer, und welche andere Tugenden ihm noch eigen sein mögen, lediglich Beweis der in ihm lebenden und durch fromme Eltern und Erzieher, vielleicht ihm selbst noch unbewußt, geweckten religiösen Gesinnung.

Diese Erwägung wird dazu dienen, sofort auch klar zu machen, worin der Freundschaft innerstes Wesen bestehe. Sie ist schlechterdings nicht bloß Aeußerliches oder Irdisches, denn sonst müßte sie ja auch zerbrechlich und vergänglich sein, während doch, wie Jedermann erkennt, die erste Eigenschaft des wahren Freundes, neben der Uneigennützigkeit, die Treue und die Beständigkeit ist.

Allerdings nehmen Freunde, wie sie miteinander dieses zeitliche Leben zu durchwandern haben, auch an ihren äußerlichen Begegnissen den innigsten Antheil, freuen sich an jedem Gute, das dem andern zu Theil wird, trauern mit ihm über jeden Verlust, den er erleidet, stehen in jeder Bedrängniß redlich einander bei, und befördern gegenseitig, so weit Recht und Pflicht es gestatten, auch ihr irdisches Wohlsein. Alles dieses ist aber doch immer noch nicht das wahre, eigentliche Wesen der Freundschaft. Diese haftet schlechterdings nicht an äußern Dingen, sondern ihr steht nur, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein, ein göttliches, im jenseitigen Leben erst völlig zu erreichendes Ziel vor der Seele, welches die gleichgestimmten und darum durch Gott selbst zum Freundschaftsbündniß vereinigten Gemüther sehnsüchtig verfolgen, und in ihrer innigen Gemeinschaft um so leichter zu erreichen hoffen dürfen.

Das ist der Geist und Sinn echter Freundschaft, und von einer solchen Seelenvereinigung verbreitet sich allerdings Segen über das ganze menschliche Dasein.

Möge, theure Studiengenossen, dieser Geist immer schöner und kräftiger in euch allen erwachen, mögen eure Herzen sich zu Freundschaftsbündnissen dieser edlen, trefflichen Art vereinigen, möget ihr auf diese Weise selbst einander stärken, von Tag zu Tag immer besser und vollkommener zu werden! Möget ihr selbst einander ermuntern zu ausdauerndem Fleiße und zu treuer Benützung aller der Mittel, die sich uns an der Studienanstalt, welcher wir anzugehören das Glück haben, zur Ausbildung unseres Geistes und zur Erwerbung der für unseren künftigen Beruf erforderlichen Kenntnisse darbieten! Lasset uns durch unser eigenes Beispiel und durch sanfte, brüderliche Ermahnung kräftigst dahin wirken, daß der Geist des Gehorsams, der Geist der Liebe und der Dankbarkeit gegen Lehrer und Vorgesetzte immer mehr unter uns herrschend werde.

Den für das Gute noch nicht Entschiedenen für dasselbe zu gewinnen, den auf der Bahn desselben Wankenden zu halten, daß er nicht sinke, zu immer höheren Stufen jeglicher Vortreff=

lichkeit selbst einander gleichsam zu steigern, alles dieses ist uns möglich, wenn echter Freundschaftssinn uns beseelt.

Welcher Segen, theure Mitstudirende, läge hierin für uns alle, welche Ruhe würde dieß Bewußtsein uns geben, welche Heiterkeit dadurch unserm ganzen Leben verliehen werden, welch' höheren Werth müßten dann auch alle äußerlichen Freuden, die uns gewährt sind, dadurch gewinnen!

Von Freundschaftsbündnissen dieser Art könnte man sagen, daß sich in denselben alles vereinigt, was Gottes heiliger Wille von uns verlangt, was unsre guten Eltern so sehnlich von uns wünschen, was die hochverehrten Vorsteher und Lehrer dieser Anstalt von uns hoffen, ja was selbst das Vaterland von uns erwartet. Freundschaftsbündnisse in diesem Sinn — muß ich noch hinzufügen — würden uns in den spätesten Jahren unserer irdischen Laufbahn noch erfreulich sein, ja wir würden uns derselben wohl auch in dem andern Leben noch gerne erinnern, und segnend ihrer gedenken.

Und so rufe ich euch denn noch einmal zu: Seid Freunde unter einander, warme, innige, herzliche Freunde, Freunde im wahren Sinne dieses großen, ja heiligen Wortes!

Lob der Beredtsamkeit.

(S. 205.)

Ich habe oft und viel bei mir selbst darüber nachgedacht, — sagt Cicero — ob die Gabe zu reden und das höchste Streben nach Wohlredenheit mehr Gutes oder Böses gestiftet habe. Denn wenn ich die Uebel unseres Staates betrachte und die früheren Unglücksfälle der größten Staaten mir vor die Seele rufe, so finde ich, daß nicht der geringste Theil der Unfälle durch die beredtesten Menschen herbeigeführt worden ist. Wenn ich aber die von unserer Zeit durch eine Reihe von Jahren getrennten Begebenheiten in schriftlichen Urkunden auf-

suche, so finde ich, daß durch Ueberlegung des Geistes und noch leichter durch Beredtsamkeit viele Städte in eine Verfassung gebracht, sehr viele Kriege beendigt, die dauerhaftesten Bündnisse und heiligsten Freundschaften geschlossen worden sind. Weisheit ohne Beredtsamkeit nützt, wie mir scheint, dem Staat nur wenig, Beredtsamkeit aber ohne Weisheit schadet meistens sehr viel und nützt niemals. Daher, wenn Jemand mit Hintansetzung der richtigsten und edelsten Rücksichten auf Vernunft und Moral allen Fleiß auf die Uebung im Reden verwendet, der wird ein ihm selbst unnützer, dem Vaterlande schädlicher Bürger genannt; wer aber in der Absicht sich mit Beredtsamkeit waffnet, daß er das Beste des Vaterlandes nicht angreifen, sondern dafür streiten könne, von diesem denke ich, er werde ein seinen eigenen und des Landes Interessen sehr nützlicher Mann und ein sehr gut gesinnter Bürger sein.

Der große und allgemeine Werth der Wohlredenheit zeigt sich, wie an sich selbst in ihren herrlichen Wirkungen, so auch in den nachtheiligen Folgen, von welchen ihre Vernachlässigung begleitet wird. Wie unanständig ist doch dem Menschen die schlechte Rede, und wie schädlich! Wie nahe ist das Reden mit dem Handeln verbunden, und wie einflußreich nicht nur dieses auf jenes, sondern auch jenes auf dieses! Man betrachte Art und Wirkung der schlechten Rede. Einmal träg, dann hüpfend, auf Querstraßen, in Winkel ausschweifend, und mühsam wieder daraus hervorkriechend, hier sich übermäßig lange aufhaltend, und wie im Kreise drehend, Anderes, oft Wichtigeres nur streifend und sogar übersehend, einmal aus Schwäche unvernehmlich, häufiger sich selbst überschreiend, bald in widerlicher Blöße, bald in Lappen aller Farben gehüllt, erregt die schlechte Rede bei den Urtheilsfähigen unsäglichen Widerwillen, und verfehlt gemeiniglich selbst bei den Schwächeren, ob sie gleich diese oft durch Betäubung täuscht, ihr Ziel. Die besten Sachen werden durch sie entstellt und Mißverständnisse statt Ueberzeugungen gepflanzt, wo sie in Büchern oder überhaupt in Lehrvorträgen

das Wort führt; und wo ihr dieses in Geschäften zufällt, da kommt in die Verhandlungen aller Art bald eine verwirrende Weitschweifigkeit, bald eine lückenvolle Kürze, überhaupt eine Ungebührlichkeit, woraus die schädlichsten Anstände, Widersprüche und Zögerungen zu entstehen pflegen. Davor schützt nur der Geschmack, der sich an tadellosen Mustern, namentlich an denen der alten Classiker, gebildet und wider die Verführungen gestärkt hat, deren Menge und Gefährlichkeit mit der Mischung der Völker und der Stände, mit der Zahl der Schreibenden und Lesenden, mit der Mannigfaltigkeit des Verkehrs und der Geschäfte zunimmt, wo dann alle Fehler, und wenn man so sagen darf, alle Laster des Vortrages zuerst geduldet, endlich gehegt und sogar geehrt werden.

Hannibal an sein Heer beim Uebergang über die Alpen.

(S. 208.)

Eingang.

a) Seine Krieger seien von den Anstrengungen körperlich erschöpft, und er finde dieß natürlich;

b) es habe sich ihrer aber auch eine geistige Niedergeschlagenheit bemächtigt, die er nicht billigen könne;

c) sie beruhe auf Befürchtungen, die grundlos seien und von deren Richtigkeit er sie überzeugen wolle.

Satz. Alle größeren Hindernisse seien bereits als überwunden anzusehen, und es bieten sich ihnen jetzt die günstigsten Aussichten dar.

Beweisführung.

I. Die Besorgnisse des Heeres waren, als man den Uebergang unternahm, keineswegs unbegründet; denn man hatte zu kämpfen:

1) mit gewaltigen Naturhindernissen;

2) mit der Unkenntniß der Gegend;

3) mit feindlichen Völkerschaften, die den Vortheil der Ortskenntniß für sich voraus hatten.

II. Hinfort aber stehe nichts dergleichen mehr im Wege, denn

1) der Gipfel des Berges sei erstiegen und man könne die nun abwärts führenden Wege weit leichter und schneller zurücklegen;

2) sie hätten nichts mehr von dem Widerstande und der Hinterlist feindlicher Gebirgsvölker zu besorgen.

III. Bei dem bevorstehenden Kampfe mit den römischen Legionen hätten sie die günstigsten Aussichten zum Siege; denn

1) die Römer seien schon durch die Kühnheit seines Unternehmens in Schrecken gesetzt;

2) zum Schutze Oberitaliens seien nur ungenügende Vorbereitungen getroffen;

3) die diesen Landstrich bewohnende gallische Bevölkerung betrachte die Punier als ihre Befreier vom Römerjoche;

4) wenn es zum Kampfe komme, würden die gallischen Hilfsvölker im römischen Heere entweder sogleich, oder doch schon nach dem ersten glücklichen Treffen zu ihnen übergehen.

Schluß. Ermunterung zur Ausdauer; Aussicht auf baldige Siege, auf unermeßliche Beute in Rom selbst, auf Ruhe und Erholung von den überstandenen Beschwerden.

Als die Römer, in Folge der Eroberung Sagunts durch Hannibal (219), Carthago abermals den Krieg erklärt hatten, entwarf der punische Feldherr den kühnen Plan, von Spanien aus durch Gallien über die für unersteiglich erachteten Alpen in Italien einzudringen. Vorher sorgte er dafür, daß weder Afrika noch Spanien gegen römische Angriffe unbeschützt seien. Daher sandte er zuvor spanische Truppen nach

Afrika, afrikanische aber nach Spanien, woselbst er seinem Bruder Hasdrubal den Befehl über Heer und Flotte anvertraute.

Er selbst brach im Sommer des Jahres 218 von Neu-Carthago auf, ging über den Iberus, besiegte die meisten zwischen diesem Flusse und den Pyrenäen wohnenden Völker, ließ den Hanno mit einem Heerhaufen zur Behauptung dieses wichtigen Punktes zurück, und eilte mit fünfzigtausend Mann Fußvolk, neuntausend Reitern und siebenunddreißig Elephanten über die Pyrenäen. Nachdem er hierauf von den Völkerschaften des südlichen Galliens den Durchzug theils erkauft, theils erkämpft hatte, setzte er über den Rhodanus (die heutige Rhone) und ging auf die Alpen zu, die er zu ersteigen begann. Es gehörte ein Geist wie der seine dazu, um vor den zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihm hier entgegenstellten nicht zurückzubeben. Denn man denke sich ein afrikanisches Heer, an glühende Hitze gewöhnt, ein Gefolge von Elephanten, sonst nur in Ebenen brauchbar, ungerechnet die Tausende von Pferden und Lastthieren, die über Felsenabhänge, Schnee und Eismassen geleitet werden mußten; ungebahnte Wege ohne Wagenspur und durch keine Karten dem Wanderer vorgezeichnet, das Gebirge bewohnt von barbarischen Horden, mit denen man unaufhörlich fechten mußte, und die den Vortheil der Ortskenntniß und unzugänglicher Hinterhalte hatten; eine Jahreszeit endlich (es war im November), die auch unter viel günstigeren Umständen einen solchen Zug sehr bedenklich gemacht haben würde.

Am neunten Tage — so berichtet Livius im 35. C. des 21. Buches seiner römischen Geschichte — wurde die Spitze der Alpen erreicht, meist auf Umwegen und Irrgängen, weil bald die Wegweiser betrogen, bald wo man diesen nicht traute, auf's Gerathewohl, nach bloßer Vermuthung eines Weges Thäler betreten wurden. Zwei Tage wurde auf dem Gebirgsrücken Standlager gehalten und den von Arbeit und Kampf erschöpften Truppen Ruhe vergönnt. Müde und des vielen Ungemachs überdrüssig, geriethen sie nun auch durch den fallenden Schnee in ungeheure Angst.

Als mit dem frühesten Morgen das Lager aufbrach und

der Zug über die ganz mit Schnee bedeckte Gegend langsam sich fortbewegte, und Verdrossenheit und Verzweiflung auf allen Gesichtern zu lesen war, da ließ Hannibal, der vorausgegangen war, auf einem Bergvorsprung, von wo aus eine weite Aussicht war, seine Krieger halten und zeigte ihnen Italien und die am Fuße der Alpen um den Padus liegenden Gefilde: „Jetzt — so sprach er — „jetzt überstiegen sie die Mauern nicht allein Italiens, sondern auch der Stadt Rom. Von nun an werde Alles eben, bergab sein, in Einem, höchstens in zwei Treffen würden sie die Burg und Hauptstadt Italiens in Hand und Gewalt haben."

Hermann ermuntert die Germanen zur Abschüttelung des Römerjoches.

(S. 208.)

Eingang.

1. Er freue sich, eine so ansehnliche Zahl von Gleichgesinnten um sich versammelt zu sehen, die seinem Rufe zur Berathung eines wichtigen geheimen Planes gefolgt seien.
2. Zu dem Gelingen dieses Planes sei ein einträchtiges Zusammenwirken aller Betheiligten erforderlich; er beabsichtige darum, bevor er Weiteres unternehme, sie von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und hoffe, ihre bereitwillige Zustimmung zu demselben zu erlangen.

Satz. Die Nothwendigkeit für die Deutschen, eben jetzt vom Joch der Römer sich zu befreien und die Art und Weise, wie solches ins Werk zu setzen sei.

Ausführung.

I. Die Herrschaft der Römer könne nicht länger geduldet werden; denn sie sei
   1) ungerecht (sie gründe sich auf keinen Rechtstitel, sondern lediglich auf Ländergier und Habsucht);
   2) sie sei drückend (man belaste die Deutschen mit Lieferungen und Abgaben);
   3) sie sei schimpflich (freie deutsche Männer würden von

römischen Tribunalen gerichtet und körperliche Züchtigungen, ja selbst die Todesstrafe über sie verhängt);

4) verderblich für die Gesinnung (durch andauernde Knechtschaft werde allmählich der Sinn für die Freiheit abgestumpft).

II. Die Gelegenheit, das Römerjoch abzuschütteln, sei gerade jetzt besonders günstig; denn

1) die Erbitterung der Deutschen sei auf's Höchste gestiegen, und man dürfe auf eine rasche, allgemeine Erhebung zählen;

2) den gegenwärtigen römischen Statthalter Quintilius Varus verleite sein unbegrenzter Hochmuth und Dünkel zu einer Sorglosigkeit, die dem Unternehmen förderlich sein werde.

Man werde ihm entgegenhalten, daß die Streitmacht der Römer

1. an Zahl und 2. an Kriegskunst

den Deutschen überlegen sei.

Wenn er diese Einwendung auch theilweise als begründet zugeben müsse, so folge daraus doch nicht, daß unter gewissen Verhältnissen die Römer nicht von den Deutschen besiegt werden könnten. Was die Zahl anbelange, so habe Varus, die Legionen und Bundesgenossen zusammengerechnet, allerdings über 30,000—40,000 Mann zu verfügen; was wolle aber dieß sagen, im Vergleiche zu den weit größeren Schaaren waffenfähiger Männer, welche die Cherusker, Brukterer, Marsen und Chatten aufzubieten vermöchten? Den Vortheil verleihe den Römern nicht ihre größere Zahl, sondern ihre bessere Kriegskunst und ihr trefflich eingerichtetes Heerwesen; aber auch dieser Vortheil könne ihnen durch die begeisterte Tapferkeit eines für seine höchsten Güter kämpfenden Volkes, durch List und kluge Benützung der Oertlichkeit entwunden werden.

III. Mittheilung des Planes.

Sein Rath und seine Absicht gehe dahin, den Varus sammt seinen Legionen in einen Hinterhalt zu locken. Zu diesem Zwecke eigne sich ganz besonders der Teutoburger Wald. Diesen

müsse Varus durchziehen, wenn er sich — wie kaum zu bezweifeln — nach den nördlichen Gegenden Deutschlands begebe, um einen Aufstand zu dämpfen, den man dort zum Scheine veranstalten werde.

Schluß.

1. Noch müsse Alles geheim gehalten, Varus in seiner übermüthigen Sorglosigkeit bestärkt werden.
2. Sobald die Vorbereitungen getroffen seien und Varus mit seinem Heere sich in Bewegung gesetzt habe, sollten die Stammfürsten das Aufgebot an ihre Völker ergehen lassen und sich an den festgesetzten Plätzen versammeln.
3. Er selbst sei, wenn sie ihm Vertrauen schenken und seinen Plan gutheißen, bereit, sich an ihre Spitze zu stellen.
4. Unter dem Schutze der heimischen Götter würden sie den Sieg und die Freiheit erkämpfen und für die so lange erduldeten Unbilden an ihren Unterdrückern Rache üben.

Als Tiberius Niederdeutschland nach seinem glanzreichen Zuge durch dessen Gauen verließ, war Saturninus dort Statthalter geblieben, und dieser suchte die Deutschen durch Freundlichkeit und durch die Lockungen, welche das cultivirte römische Leben gewähren konnte, zu gewinnen. Längst waren deutsche Schaaren zu römischen Kriegsdiensten gebraucht und diejenigen deutschen Männer, welche sich hiebei hervorgethan hatten, mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen belohnt worden. Da schien es in der That, als ob den Deutschen, die bis auf den heutigen Tag an der Weise des Auslandes so vielen Geschmack finden, die römische Sitte zu behagen anfinge und als ob sie sich eben darum gegen das ihnen aufzubürdende Joch der Knechtschaft weniger sträuben würden. Des Saturninus Nachfolger, der durch sein Unglück in der Geschichte so bekannt gewordene Quintilius Varus, glaubte nun aber mit römischem Hochmuth und im Gefühle der Ueberlegenheit über Barbaren, die deutschen Völker am Niederrhein und der Weser völlig als Unterworfene be-

handeln zu dürfen. Wie in dem längst an niedere Knechtschaft gewöhnten Syrien, dessen Statthalter er früher gewesen war, gebot er Lieferungen und ließ Abgaben eintreiben, gleich als hätten die Deutschen ihre Unabhängigkeit schon gänzlich eingebüßt. Was aber die nur erschreckten, nicht überwundenen Männer noch weit mehr als diese Forderungen empörte, war die Einführung der römischen Rechtspflege durch Varus. Nach der Weise eines römischen Prätors saß er zu Gericht, ließ die Händel von Sachwaltern führen, entschied dann und befahl nach Befinden der Umstände, freie deutsche Männer mit Ruthenhieben zu züchtigen, ließ auch wohl ihre Häupter unter dem Beile fallen.

Unter denen, welche diese Schmach des deutschen Volkes tief fühlten, und deren Gemüth darüber von Zorn und Schmerz erfüllt war, zeichnete sich ein Jüngling aus, welchen die Römer Arminius genannt haben, die neueren Schriftsteller unseres Volkes Hermann nennen. Er war ein Sohn Sigmar's, des vornehmsten unter den Cheruskern. An Tüchtigkeit des Körpers wie der Seele, an Scharfblick, Geistesstärke und Entschlossenheit ragte er besonders hervor. Auch seine geistige Bildung war so ausgezeichnet, daß die Römer in ihm den Barbaren nicht mehr erkannten. Weil er deutsche Bundestruppen für die Römer in den pannonischen Krieg geführt hatte, war er mit Bürgerrecht und Ritterwürde belohnt worden; trotzdem war sein Sinn völlig deutsch geblieben. Seine ganze Seele war von dem Gedanken erfüllt, sein Vaterland zu befreien, aber er erkannte die volle Schwierigkeit eines Angriffs auf Varus, welcher an der Spitze von drei Legionen und sechs Cohorten — mit den Bundesgenossen wohl dreißig bis vierzigtausend Mann — im deutschen Lande stand; er wußte, welch ein Uebergewicht die Kriegskunst und die wohlgeordnete Zucht dieser Schaaren den Römern über die ungebildete, regellose Tapferkeit der Deutschen gab. Dennoch verzweifelte er nicht an der Rettung. Er fing damit an, Gleichgesinnten sein Vorhaben mitzutheilen, er erinnerte sie mit feuriger Beredtsamkeit an die erlittenen Bedrückungen und ihre alte Freiheit, bewies ihnen die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes und gewann so in der Stille Viele für seinen großen

Plan, das Joch der Römerherrschaft abzuwerfen. Zu dem Gelingen seiner Anschläge rechnete er auch — und wie es sich zeigte, mit gutem Grunde — auf die Sorglosigkeit des Varus. Als Segestes, ein mächtiger Mann unter den Cheruskern, welcher bequeme Ruhe und Ansehen unter fremder Abhängigkeit gefahrvollen Kämpfen um die Freiheit vorzog, von diesen Verabredungen Kunde erhielt, warnte er den Varus; aber dieser, mehr aus dünkelhafter Geringschätzung der Anschläge, die von Barbaren ausgehen könnten, als durch besondere List Hermann's getäuscht, verachtete die Warnung. Als Hermann nun sein Vorhaben für gereift hielt, mußte auf seinen Wink ein entfernter Stamm die Feindseligkeiten beginnen. Sofort brach Varus auf zur Dämpfung des Aufstandes (9 n. Ch.), während Hermann zuerst die Mitwisser seines Planes aufbot, dann durch alle Gaue den Ruf zur Freiheit erschallen ließ. Die Cherusker, die an beiden Ufern der Weser, die Brukterer, die an der Lippe, die Marsen, die im heutigen Osnabrück'schen wohnten, die Chatten, die Stammväter der heutigen Hessen, folgten diesem Aufgebote in großen Schaaren und stellten sich unter Hermanns Führung. Den Varus führte sein Weg durch den dichten Teutoburger Wald, wo einbrechendes Unwetter bald die Schwierigkeiten des Fortzuges vermehrte. Schauerlich heulte der Sturmwind und entwurzelte Bäume, welche den Weg versperrten; der häufig herabstürzende Regen verwandelte den Boden unter den Füßen der Römer in Morast, während die Deutschen schon aus dem Dickicht den Kampf begannen und Geschosse schleuderten, Varus dagegen in fortwährender Verblendung sogar die Gegenwehr verbot. Mit großer Mühe führte er das Heer an diesem Tage auf einen freieren zum Lager tauglichen Platz. Hier befahl er die meisten Wagen und alles überflüssige Gepäck zu verbrennen, rastete die Nacht und zog am folgenden Tag durch den unwegsamen Wald weiter. Wie am vorhergehenden Tage wurden die Römer auch jetzt angefallen, und es verstattete nun der Feldherr den Kampf, aber ohne entscheidenden Erfolg. Wiederum erreichte er ein freies Feld und bezog ein Lager, und wiederum brach er am Morgen des dritten Tages auf, sich einen Ausweg zu bahnen;

aber in der Vertilgungsschlacht dieses Tages endete er mit seinem ganzen Heere. Die Begeisterung der Deutschen, ihre Freiheit zu erkämpfen, war stärker als der Muth, welchen die Verzweiflung den Römern einflößte. Nur sehr wenigen von ihnen gelang die Flucht, die meisten wurden niedergemacht. Varus wollte die große Schmach nicht überleben und stürzte sich in sein eigenes Schwert. Die Rache des gereizten Volkes kannte keine Mäßigung. An Altären, zu Ehren der Götter errichtet, wurde das Blut der gefangenen römischen Kriegsobersten vergossen; andere wurden an Bäume gehenkt; vorzüglich aber ließen die Deutschen ihren Zorn den verhaßten Sachwaltern entgelten, die schmählich verstümmelt wurden. Der übrigen Gefangenen harrte ein trauriges Loos; mancher vornehme Römer mußte den Deutschen jetzt als gemeiner Knecht dienen.

So groß in den Gauen Deutschlands die Freude war, so groß war in Rom der Schrecken; aber die Furcht, daß die Deutschen ihren Sieg zu Angriffen benützen würden, war unbegründet. Zufrieden, den vaterländischen Boden von den fremden Tyrannen befreit zu haben, begnügten sie sich, die in ihrem Lande befindlichen Schlösser und Schanzen einzunehmen und sie zu schleifen.

Aufruf zur Befreiung des h. Grabes aus der Gewalt der Sarazenen.

(S. 208.)

Eingang.

a) Daß die Lehre Jesu, welche Jahrhunderte lang in ganz Kleinasien frei verkündet werden durfte, dort durch die Anhänger Muhammeds verdrängt worden, habe man gewiß als

ein großes Unglück anzusehen; aber als ein noch größeres, daß

b) auch Palästina und Jerusalem sich in den Händen der Feinde der Christenheit befinden.

Satz. Es sei Pflicht aller Christen, jene heiligen Orte der feindlichen Gewalt wieder zu entreißen, und unter welchen Voraussetzungen allein dieser Endzweck erreicht werden könne.

I. Zur Befreiung des heiligen Landes muß sich die Christenheit dringend aufgefordert fühlen, weil

1) jene Stätten als heilige anzusehen sind;
2) von den Ungläubigen aber entweiht und verunreinigt werden;
3) den Christen die Uebung ihres Gottesdienstes daselbst nicht gestattet sei;
4) dieselben vielmehr verhöhnt, mißhandelt, getödtet würden.

II. Jenes Ziel läßt sich aber nur erreichen unter der Voraussetzung, daß

1) die Christen aller Entzweiung unter sich selbst ein Ende machen;
2) die Begeisterung für die heilige Sache, welche Muth, Tapferkeit und Opferwilligkeit zur Folge haben werde, sich zu bewahren suchen.

Schluß. Gottes Schutz und Gnade werde dieses Unternehmen begleiten, welches seine Verherrlichung bezwecke.

Im Jahre 1093 war Peter von Amiens, früher Einsiedler, dann Priester, von einer Wallfahrt nach Jerusalem, wo er Zeuge der Bedrückungen war, welche die Christen erlitten, nach Europa zurückgekehrt und hatte durch seine flammenden Reden eine allgemeine Begeisterung für die Befreiung des h. Grabes erregt.

Seine Hoffnungen wuchsen, seitdem der Papst selbst den Plan in die Hand nahm. Besonders erfolgreich in dieser Beziehung war die große Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, welche sich im November des Jahres 1095, nach Papst Urbans dringender Ladung und unter Beistimmung des Königs Philipp von Frankreich, zu Clermont einfanden. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ursprünglicher Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang frei in Asien verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder, allein wir haben sie stets geachtet als Christen und nie vergessen, daß wir Alle Brüder eines Hauses, Kinder eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was Jeder weiß? Wie jene dem Heidenthume abgerungenen Länder den Christen wieder entrissen und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? Und doch gibt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist; denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde."

„Der Erlöser unseres Geschlechtes, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und menschliche Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Land. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des alten und neuen Testamentes beweiset, daß Palästina als Erbtheil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimath Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr theilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreinigt würde, wird jetzt eine falsche Lehre öffentlich verkündet. — Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen, wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig den anrufen, welcher dem Tode die

Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubniß, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, die Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen mißhandelt und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheile nicht steuern; besser ist sterben als der Brüder Untergang länger dulden!"

„Jeder verläugne sich selbst und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne; kein Christ streite mehr wider den andern, damit das Christenthum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und gefördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung; es beweise jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben. Keiner fürchte die Gefahr, denn wer für den Herrn streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; Keiner fürchte Mangel und Noth, denn, wer den Herrn gewinnt, ist überall reich; Keiner lasse sich durch Klagen der Zurückbleibenden vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen!"

Noch hatte der Papst seine Rede nicht geendet, als die ganze Versammlung wie mit einer Stimme ausrief: „Gott will es!" Endlich ward die Ruhe wieder hergestellt und Urban fuhr fort: „Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wo auch nur zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen sein, denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch Allen, und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem Einzelnen. So möge dieß Wort euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Christi; das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apostolischen Stuhles Fluch soll Jeden treffen, der sich unterfängt, das heiligste Unternehmen zu hindern; sein Beistand dagegen im Namen des Herrn eure Bahn ebnen und euch geleiten auf allen Wegen!"

Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar von Monteil, Bischof von Puy, und bat niederknieend

um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter, als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Kreuzgesang.

Das Grab steht unter wilden Heiden,
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden,
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich vor diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichste der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm,
Die trägen Schläfer aufzustören
Umbraus't er Lager, Stadt und Thurm;
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen!

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich seh'n,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen steh'n;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen roth und trübe
Im weiten Land der Christen an;
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann;
Ein Jeder greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrei'n;
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sein;
Auch Kinder kommen nachgelaufen,
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden steh'n voran;
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein Jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Schaaren
Zieh'n mit in das gelobte Land;
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand;
Wir waschen bald in frohem Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo Jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht;
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete

Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen!

(Novalis.)

Columbus an seine Schiffsmannschaft, welche, entmuthigt, ihn zum Aufgeben seiner Entdeckungsfahrt nöthigen will.

(S. 208.)

Eingang. Er habe zu seinem Bedauern und Verdrusse wahrgenommen, daß unter einem Theile der Schiffsmannschaft Mißvergnügen und Verzagtheit sich kundgebe, und Stimmen laut geworden seien, welche von ihm verlangen, daß er das Unternehmen ganz aufgebe und wieder nach Spanien zurückkehre. Er habe zwar, als ihr Admiral, das Recht, zu begehren, daß man seinen Befehlen unbedingt gehorche, und nicht nach den Gründen frage, die ihn bestimmen, ihrem Wunsche entgegenzuhandeln. Gleichwohl sei er bereit, um einige Furchtsame zu beruhigen und zu ermuthigen, ihnen das Thörichte ihres Verlangens und die Gewißheit des endlichen Gelingens seines reiflich überlegten Vorhabens klar ans Licht zu stellen.

I. Sie könnten jetzt nicht mehr zurückkehren, ohne sich entweder dem Untergange oder doch der Verspottung auszusetzen; denn
   1) sie seien schon zu weit nach Westen hin vorgedrungen, um eine so große Strecke ohne hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln und Trinkwasser nochmals zurückzulegen.
   2) Es wäre unrühmlich, eine Entdeckungsfahrt, auf deren Resultate nicht bloß Spanien, sondern ganz Europa erwartungsvolle Blicke richte, gerade in dem Zeitpuncte aufzugeben, in welchem sie sich ihrem Ziele nähere. Statt reicher Belohnungen würden ihrer, im Fall die Heimfahrt, was sehr zu bezweifeln sei, gelinge, Schmach und Schande warten.

II. Er hege die unerschütterliche Zuversicht, daß sie in kurzer Zeit das Festland erreichen würden; denn

1) alle Anzeichen seien günstig; es hätten sich bereits Schaaren fremder Seevögel und auch schwimmendes Gras gezeigt; auch ließen ihn seine Beobachtungen mit dem Senkblei und andern Meßinstrumenten nicht zweifeln, daß man sich dem Lande nähere.

2) Die stärkste Bürgschaft hiefür möge ihnen seine eigene Gemüthsruhe und freudige Hoffnung geben. Er sei kein Schwärmer, kein Fantast, jage nach keinem erträumten Schattenbilde; er huldige nicht einer bloß vorgefaßten Meinung, sondern seine Ueberzeugung beruhe auf langjährigen wissenschaftlichen Studien.

Schluß. Nur noch wenige Tage Geduld und Ausdauer, und ein Land voll kaum geahnter Schönheit, Mannigfaltigkeit und Fülle der edelsten und kostbarsten Naturprodukte werde vor ihren Blicken erscheinen, und ihnen die reichste Entschädigung für die überstandenen Mühen gewähren.

Am 3. August 1492 war Columbus mit drei Schiffen, deren Bemannung aus 120 Personen bestand, von Palos, einem kleinen Seehafen in Andalusien abgesegelt. Nachdem er die Canarischen Inseln erreicht hatte, steuerte er von dort am 6. September ins Weltmeer hinaus nach Westen zu, wo nach seiner Voraussetzung ein noch unbekanntes Festland liegen mußte. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch mit wenigen Unterbrechungen sanft und mild bis zu Ende anhielt und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, keine Aussicht hatten, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel, und immer tiefer hinein getrieben wurden, von einem Manne geleitet, der, wie es ihnen schien, keine andere Bürgschaft für die Erreichung seines Zieles hatte, als die Träume und Vorspiegelungen seiner Fantasie ihm

gewährten. Auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Columbus suchte ihnen jedoch wieder Vertrauen einzuflößen, und seine eigene Ruhe mußte ihre Bewunderung erwecken. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrumenten auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Columbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an, dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolkes von Neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten öden Ocean allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräthe zu Ende gingen? Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen, zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben; wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute wan-

delte sich in Verzweiflung, sie erklärten, daß sie nicht weiter fahren würden. Columbus aber erwiderte mit großer Festigkeit, daß ihr Widerstand vergeblich sei, und daß er von seinem Unternehmen nicht ablassen werde, bis er mit Gottes Hilfe Indien gefunden habe. Kaum aber würden sein Muth und seine Beredtsamkeit sie noch länger im Zaume gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage bestimmte Spuren von Land gezeigt hätten. In der That sah das Schiffsvolk schon beim Anbruch des nächsten Morgens (am 12. Okt.) mit unaussprechlicher Freude eine schöne grüne Insel vor sich liegen. Es war eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln, welcher der Entdecker den Namen San Salvador gab, den sie auch jetzt noch führt.

Lob der Geschichte.

(S. 208.)

Eingang. Jede Wissenschaft wird, was ihren Werth anbelangt, am besten nach dem Verhältnisse beurtheilt, in welchem sie zu göttlichen und menschlichen Dingen steht.

Satz. Die Weltgeschichte, und nicht weniger die Geschichte des eigenen Vaterlandes, nimmt eine preiswürdige Stelle unter den Wissenschaften ein.

Beweisführung.

I. Die Weltgeschichte, welche die Offenbarungs- und Kirchengeschichte nach ihren Grundzügen in sich begreift, ist
  1) ganz geeignet, unsere religiöse Erhebung und sittliche Thatkraft zu fördern; denn
    a) sie zeigt uns die Welt als einen Schauplatz der göttlichen Weltregierung und der göttlichen Gerechtigkeit;
    b) sie macht uns durch Thatsachen anschaulich die Lebenskraft und den endlichen Sieg des Guten, und ebenso das, wenn auch oft späte, doch sichere Unterliegen des Bösen.

2) Sie verbreitet Licht über die menschlichen Dinge. Sie legt nämlich
   a) die Leistungsfähigkeit und Stärke, wie auch die Gränzen und die Schwäche der menschlichen Kräfte auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit vor Augen;
   b) zudem gibt sie Aufschluß über die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, über die Staatsverfassung und die Beschaffenheit der verschiedenen bürgerlichen Einrichtungen.

II. Das Studium der Vaterlandsgeschichte umfaßt zwar ein eingeschränkteres Gebiet, hat aber einen eigenthümlichen Werth dadurch, daß es
   1) die Liebe zum Vaterlande weckt und nährt;
   2) zur Nachahmung der Tugenden großer und verdienter Vorfahren aneifert.

Schluß. Ueberblick des Nutzens und Vergnügens, die sich aus der Geschichtswissenschaft ziehen lassen; Ermunterung, sich ihr mit Liebe und ausdauerndem Eifer hinzugeben.

Kann der allgemeinen Bildung nichts anderes zu Grunde liegen, als die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge, so haben wir den Werth der Wissenschaften, als der Vorsteherinnen jener Bildung, vornehmlich nach ihrem Beitrage zu dieser Kenntniß zu beurtheilen. Von der Kirchengeschichte abgesehen, welche durch die Kunde von der wundervollen Ausbreitung und Erhaltung des Christenthums die Ueberzeugung von der Göttlichkeit desselben befestigt, eröffnet uns die Weltgeschichte, diese Sammlung der Erfahrungen des menschlichen Geschlechtes einen Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit, und der berühmte Spruch: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, hat mehr Wahrheit in diesem Sinne als in einem andern. Denn ob es gleich ein vornehmes Amt der Geschichte ist, mit Ruhm zu lohnen und mit Schmach zu strafen, und obgleich die Achtung der Nachwelt nicht nur Einzelne, son-

dern zuweilen große Gesammtheiten mächtig rührt, so daß ein Perikles kein Bedenken trägt, dieselbe seinen Mitbürgern als Antrieb zu aufopferndem Beharren auf der Bahn der Ehre vorzuhalten, so überwiegt doch die Unempfindlichkeit dagegen, sei es aus Bewußtsein der Unfähigkeit eines rühmlichen Wirkens, oder aus Unkunde des wahren Ruhmes oder sogar aus Gleichgiltigkeit gegen die Zukunft; daher diese Gerichtsbarkeit der Weltgeschichte, obwohl unfehlbar, unvermeidlich und unerbittlich, bei weitem nicht so viel vermag, als wünschenswerth für die Menschheit wäre.

Treffender ist die Weltgeschichte das Weltgericht zu nennen, wenn wir darunter die Weltregierung verstehen. Zwar dem Plane derselben nachzuforschen, wäre so verwegen und fruchtlos, als ein Versuch, einzelne Begebenheiten auf eine für den Verstand und das Gemüth befriedigende Weise zu erklären. Groß ist in alter und neuer Zeit die Menge der Ereignisse, vor denen der Menschengeist erbebend verstummt. Doch belehrender und beruhigender Winke sind alle Zeiten voll, und Wahrzeichen des Besseren leuchten überall, sogar in den Abgründen des Verderbens. Zwei große Wahrnehmungen besonders sind durch alle Jahrhunderte bezeugt und in unendlicher Mannigfaltigkeit belegt, die eine von der Macht und Lebenskraft des Guten, die andere von der oft späten, doch gewissen Strafe des Bösen.

In dem geheimnißvollen Ringen der sittlichen Welt unterliegt oft der Gewalt das Recht, der Arglist die Redlichkeit, dem Frevel die Unschuld. Indessen nicht nur ist dieß ein Geschick, dessen Gegentheil oft genug, um den Muth nicht sinken zu lassen, eintritt, sondern die Macht des Guten zeigt sich in der Scheu des siegenden Unrechtes, sich zu dem, was es ist, zu bekennen, in seinem Trachten nach ehrlichen Vorwänden, nach gutem Namen und nach dem Aussehen der Tugend. Aber es gibt Zeiten, da die geistigen Kräfte nachzulassen, zu altern und zu ersterben scheinen, da das Thierische die Oberhand gewinnt und eine Wildheit herbeiführt, die um so trostloser ist, weil sie mit der Erbschaft besserer Zeiten prangt. Da erweist sich

am meisten die Unsterblichkeit des Guten, das, nachdem es von der Menschheit gewichen schien, aus tiefer Dunkelheit, aus Orten, woher es am wenigsten zu erwarten war, emporsteigt, je unansehnlicher an Gestalt, desto stärker in der Wurzel, dann sich ausbreitet, fortpflanzt, und das ihm Entgegenstehende theils bezwungen und gebessert in sich aufnimmt, theils das keiner Besserung mehr Fähige vertilgt.

Diesen Umwandlungen und Herstellungen, deren größtes Beispiel die Wiedergeburt Europas nach der Völkerwanderung ist, kommt an Erhabenheit gleich das Verhängniß der Strafen über gewaltiges Unrecht. Indem die Weltgeschichte zeigt, wie schnell und wider alles Vermuthen oft eine Riesenmacht gebrochen, ein hochfahrender Gewalthaber entwaffnet, ein Netz, das über die Welt geworfen war, zerrissen, noch mehr, wie oft diejenigen, die an der Menschheit gefrevelt haben, hingerafft und ihre Geschlechter ausgerottet worden, verkündigt sie den starken, eifrigen Gott, der den Uebermuth niederwirft und die Missethat heimsucht bis ins vierte Glied.

Wenn diese Wahrnehmungen des Waltenden, gemäß der Fähigkeit des endlichen Wesens, nur Ahnungen sein können, die jedoch alles Anschauliche und Eindringliche der Beobachtung haben, so gewährt hingegen das Licht, welches die Weltgeschichte über die menschlichen Dinge verbreitet, Einsicht in derselben Beschaffenheit. Denn erstens wird das Vermögen und Unvermögen, die Stärke und die Schwäche der menschlichen Natur an den Prüfungen deutlich, die in den mannigfaltigsten Lagen, durch Glück und Unglück über sie ergangen sind. Ohne die Bewunderung auszuschließen, welche vielmehr hier die meiste Nahrung findet, macht diese Kenntniß frei von der Verwunderung, und ohne die Forderungen aufzuheben oder herabzustimmen, die an den Menschen zu stellen sind, mildert sie den Unmuth, wo solche nicht erfüllt werden. Wie vor ihr die Einbildungen, die übertriebenen Vorstellungen zerstieben, die aus träumerischen Büchern und von der Schaubühne her der Jugend sich bemächtigen, so verwahrt sie das Alter gegen die Gefahr, von dem Menschen gering zu denken,

wozu es durch eigene, oft bittere Erfahrungen gebracht wird. Daß der Mensch widerstehen, sich erheben, kurz, daß er frei handeln könne, thut sie eben so entschieden dar, als daß, wie gewisse Pflanzen nur unter gewissen Himmelsstrichen, so gewisse Tugenden gemeiniglich nur bei gewissen Beschaffenheiten der äußeren Verhältnisse gedeihen.

Zweitens gibt die Weltgeschichte Aufschluß über die Natur der bürgerlichen Gesellschaften. An der unendlichen Mannigfaltigkeit in Abtheilungen und Stellungen der Menschen durch die gesellschaftliche Ordnung, in Maß und Mischung der Freiheit und der Einschränkung, in Vertheilung des Eigenthums und der Ehre, zeigt sie nicht nur die Ursachen und Wirkungen dieser, die Eigenthümlichkeit eines jeden Staates ausmachenden Verhältnisse, sondern auch die Nothwendigkeit derselben, d. i. die mehr oder minder tiefe Begründung einzelner Bestandtheile und ihren mehr oder minder festen und das Ganze bedingenden Zusammenhang; womit sie lehrt, was zusammen bestehen könne und was nicht, was einem Jeden förderlich, was schädlich sei, was unter gewissen Bedingungen stehen oder fallen müsse, stehe oder falle, auch wo etwa Schein und Name das Gegentheil vorgibt. Sie rügt damit einerseits die stumpfe Beharrlichkeit auch bei dem Unwesentlichen oder bei dem unhaltbar Gewordenen, andererseits den flatterhaften, lüsternen Dünkel, welcher, mit Worten bekannter als mit Sachen, Aenderungen als etwas Leichtes begehrt. Ebenso weit entfernt die Beweglichkeit zu preisen als die Unbeweglichkeit, und nur damit beschäftigt, Ursachen und Bedingungen sowohl der Bewegung als der Ruhe zu erklären, führt die Weltgeschichte, hinweg von den Trugbildern der Leidenschaft, zu einer festen und gesunden Ansicht der bürgerlichen Gesellschaft.

Was im Großen die Weltgeschichte leistet, dasselbe kann, zwar nicht in gleicher Ausdehnung und Fülle, doch zuweilen selbst eindringlicher die vaterländische Geschichte wirken, die, obwohl bei dem einen Volke gehaltreicher als bei dem andern, doch keinem unter den gesitteten ganz fehlt. Ueberdieß aber hat dieselbe ihren eigenthümlichen Nutzen. Sie ist die Pflegerin

der Liebe des Vaterlandes, das, wie ein Weiser unserer Zeit nicht unnöthig bemerkt hat, liebenswerth sein muß, wenn es geliebt werden soll. Nun erweckt für sich schon die Bekanntschaft mit den früheren Schicksalen des Vaterlandes innigeren Antheil an demselben, ebenso wie schon auf einer niedrigen Stufe der Gesellschaft der heimatliche Boden, weil in ihm die Gebeine der Väter ruhen, heiliger geachtet wird; und was Schönes und Rühmliches in der Vergangenheit eines Volkes ist, die ihm eben so gut angehört als seine Gegenwart, verstärkt die Theilnahme und fordert auf, entweder das Erworbene zu schützen oder das Verlorene wieder zu erlangen, überhaupt, nicht unwerth der Besten unter den Vorfahren zu sein. Damit haben die hohen Redner des Alterthums oft die Gemüther von Tausenden entflammt, indem sie weder fremde Beispiele vorhielten, deren Eindruck die Entfernung schwächt, noch von den Sagen des Heldenalters einen eitlen Gebrauch zu machen suchten, welchen ihr Abstand von der Wirklichkeit verbietet, sondern aus der eigenen urkundlichen Geschichte ihres Volkes schöpften, was Antheil, Bewunderung, Nacheiferung erregen möchte.

Aufforderung, das Duell zu beseitigen.

(S. 208.)

Eingang. Die Unsitte des Duells hat schon manchen hoffnungsvollen Jüngling in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft, sein eigenes und das Lebensglück seiner nächsten Angehörigen für immer zerstört. Nicht oft und nachdrücklich genug kann daher dazu ermuntert werden, diesen zwecklosen und den Geboten der Religion und Kirche, wie auch des Staates zuwiderlaufenden Gebrauch endlich einmal abzuschaffen.

I. Das Duell ist zwecklos, da es weder der Absicht, den Gegner zu züchtigen und gesetzloser Rohheit zu steuern, noch auch der Absicht, sich als Mann von Ehre zu beweisen, entspricht. Denn

a) der Erfolg der Waffen entscheidet an sich nicht für die gerechte Sache.

b) Statt der Rohheit zu begegnen, wird diese noch befördert, indem der gewandte Kämpfer ermuntert wird, den Schwächeren seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

c) Das Duell schließt eine Verhöhnung des Gesetzes in sich, und setzt an seine Stelle das sogenannte Faustrecht;

d) Die wahre Ehre wird nicht wiederhergestellt durch einen gewaltsamen Angriff auf das Leben und die Gesundheit des Gegners.

e) Der bewiesene Muth ist kein echter und sittlicher, sondern ein thierischer, roher und sündhafter, da ihm ein edles Ziel fehlt.

II. Das Duell widerstreitet den Geboten der Religion und Kirche, wie auch des Staates.

a) Das Christenthum lehrt Versöhnlichkeit und Sanftmuth; der Zweikampf aber geht aus dem Gefühl des Hasses und der Rachsucht hervor.

b) Die Staatsgesetze bestrafen das Duell; würde der Staat dasselbe dulden, so würde er hiemit nur beweisen, daß er die Kraft nicht besitze, dem Rechte Geltung zu verschaffen.

Schluß. Es ist an der Zeit, daß besonders die studirende Jugend darauf hinwirke, diese verderbliche Sitte in Abnahme zu bringen und endlich ganz und gar zu verdrängen.

Das Duell ist ein Kampf zwischen zwei Personen zur Erledigung von Streitigkeiten mittelst Waffengewalt, und soll insgemein gekränkte Ehre sühnen. Der Beleidigte fordert den Gegner vor, um ihn entweder für seine Kränkung zu züchtigen, oder wenigstens sich ihm als einen Mann zu bewähren, dem die Ehre theurer als das Leben ist.

Was nun den ersten Zweck betrifft, so sichert ihn der Zweikampf nicht entfernt. Er würde das thun, wenn Gott durch ein Wunder dazwischenträte, und den Sieg auf die Seite

des Rechtes lenkte. Da jedoch Gott das nicht thut, so hängt der Erfolg des Zweikampfes bloß von der körperlichen Kraft und Gewandtheit der Kämpfenden ab, und der Sieg beweiset gerade so wenig für das Recht, als das Besiegtwerden — für das Unrecht.

Aber wehrt nicht der Zweikampf gemeinem Benehmen und roher Begegnung, da für solche unfehlbar blutige Sühne gefordert werden wird? Man muß erwidern: Umgekehrt! er macht diejenigen, welche sich ihrer körperlichen Kraft und Gewandtheit bewußt sind, übermüthig, und reizt sie, den Schwächeren zu tyrannisiren, dem Verhaßten Schlingen zu legen und denselben (unter der Form des Duells) ihrer Rache zu opfern.

So läßt denn der Zweikampf nicht das Gesetz und die das Gesetz handhabende unparteiische Macht als Richterin und Herrscherin in der Welt gelten; er stellt vielmehr die Entscheidung über Recht und Unrecht den Parteien selbst und dem Zufalle und der rohen physischen Gewalt anheim. Der Zweikampf setzt mithin an die Stelle unserer wohlgeordneten Gerechtigkeitspflege das Faustrecht, an die Stelle unparteiischen Gerichtes die Leidenschaft und die Rache, und an die Stelle allgemeiner Unverletzbarkeit und Sicherheit unter dem Schutze der Obrigkeit die Willkür der Herausforderung und den Zufall ihres Erfolges. Welche tiefe Barbarei der Menschheit, wenn das Princip des Zweikampfes, d. i. das Faustrecht noch Geltung finden könnte!

Der Zweikampf hat ferner ganz verkehrte Begriffe von Ehre und Muth. Kann die Ehre fordern, etwas innerlich Verwerfliches zu thun? Kann etwas die Ehre herstellen oder bewahren, was seiner Natur nach dieselbe gar nicht berührt? Bin ich dann, ob ich den Gegner fordere oder nicht, verwunde oder nicht, tödte oder nicht, deßhalb achtungswürdiger? Bin ich nicht vielmehr gerade dadurch ein Entwürdigter, weil ich mir solchen Angriff auf die öffentliche gesellschaftliche Ordnung, und auf Leben und Gesundheit meines Nächsten erlaube?

Aber stellt der Duellant nicht doch seine Ehre her, und reinigt er sie nicht durch seinen Muth und durch das Wagniß seines

Lebens für dieselbe? Allein sagt man von dem Stiere, der seinem Gegenstier die Stirne bietet, daß er Muth habe? Das ist höchstens der Naturmuth des Thieres, dagegen der menschliche und sittliche Muth ist jener, der Alles daran setzt für Wahrheit und Gerechtigkeit. Also der Muth, der die Zumuthung des Zweikampfes als eine Sünde, ob er auch von Raufbolden und Schwachköpfen darüber verhöhnt werde, verachtet, dagegen Blut und Leben einsetzt, wo es Gott, Tugend und Vaterland gilt. Und wie verhält es sich mit dem Eifer für die Ehre, wenn dieser in dem Wagniß des Lebens liegt? Ist der Eifer nicht die Aufgeregtheit des Hochmuthes bloß, statt Eifer für eigentliche persönliche Würde? In der That, wie viel Unehrenhaftes, d. i. Sündiges begehen diese angeblichen Eiferer für die Ehre vielfach in anderer Beziehung, und lassen es ruhig auf sich liegen.

Das Christenthum lehrt Versöhnlichkeit und Vergebung. Sein Charakter ist Sanftmuth und Barmherzigkeit. Der Zweikampf dagegen schnaubt Rache, und will Blut sehen. Sein Charakter ist Wildheit und Brutalität. Es soll schimpflich sein, keine Genugthuung für Beleidigungen zu fordern.

Die Tödtung, welche im Zweikampfe begangen wird, (weil schlechthin ohne Fug und Recht), ist Mord. Wie mögen beide — der Thäter und der Getödtete — verantworten, was sie (in Stolz und Rache) zerstört haben! Aehnlich verhält es sich mit der Verstümmelung. Mit großem Nachdrucke stößt daher die Kirche Christi dieses Verbrechen von sich aus. Ein Staat aber, welcher die Duelle duldet, duldet seine eigene Verhöhnung. Er fühlt entweder, für gerechte Entscheidung der Streitigkeiten vorhanden und solcher Entscheidung gewachsen zu sein, läßt aber dessenungeachtet den Parteikampf über Recht oder Unrecht entscheiden, oder er gesteht seine Unkraft, und überläßt es dem Einzelnen, ob und wie er zu Recht kommen möge.

(Vgl. den abhandelnden Aufsatz: „Was lehrt die Geschichte über den Werth oder Unwerth des Duells?")

Karl der Große ermuntert das fränkische Volk zur Befehdung der Sachsen.

1. Das Christenthum solle immer weiter verbreitet werden.
2. Welche deutsche Völker bereits zu demselben bekehrt worden seien.
3. Daß nur die Sachsen demselben sich widersetzen.
4. Daß die Franken einen herrlichen Triumph über sie gewinnen werden.

Im Jahre 772 berief Karl der Große den Heerbann auf dem Wormsfelde, und forderte dessen Beistimmung zur Bändigung der widerspenstigen Sachsen. Nachdem sich die Herzoge, die Fürsten, Grafen und das ganze Volk gelagert hatten, legte er ihnen die Beweggründe zu dem Zug ungefähr mit folgenden Worten ans Herz: „Nachdem unser Herr und Erlöser Jesus Christus durch seine Apostel das heilige Evangelium sowohl unter gesitteten als wilden Völkern verbreiten ließ, hat er nun auch das herrliche Frankenvolk herbeigerufen, um sein göttliches Werk zu schirmen und ein christliches Reich zu gründen, das, aus Deutschland hervorgegangen, sich über alle Reiche der Erde erheben soll. Schon haben sich die übrigen deutschen Völker, die Schwaben und Baiern, die Thüringer und die Hessen unseren gemeinschaftlichen Gesetzen unterworfen, und die Lehre, welche ihnen der hl. Bonifacius brachte, mit Dank angenommen; auch die Gallier und Italiäner haben den fränkischen Scepter nicht verschmäht, nur dieß hartnäckige Sachsenvolk widerstrebt noch dem Willen Gottes und unseres Volkes siegreichen Waffen. Verblendet durch die Gaukeleien des Teufels, betet es lieber rohe Klötze und faule Eichbäume, als den einzig wahren Gott, und dessen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus an. Auf also, meine tapferen Franken, zum heiligen Kriege gegen diese verstockten Heiden! Ich trage euch die Fahne des h. Kreuzes voran, und wie unser Herr und Heiland einst dem Kaiser Constantinus mit diesem Zeichen den Sieg angedeutet hat, so wird er ihn auch

mir und euch verleihen. Christus herrscht, Christus siegt, Christus triumphirt!" — Dieser Antrag erhielt den allgemeinen Beifall des Volkes. Die Haufen schlugen ihre Schilde zusammen, und der Krieg gegen die Sachsen war hiemit beschlossen.

Ueber die nothwendige Verbindung sittlicher Gesinnung mit geistiger Bildung.

Eingang:

Wohl wünscht man geistig gebildet zu sein und dafür zu gelten. Die geistige Bildung ist auch gewiß für ein hohes Gut zu halten; doch erreichen wir mit ihr allein noch nicht das uns vorgesteckte Ziel.

Satz. Die sittliche Gesinnung gibt der geistigen Bildung erst den wahren Werth und die rechte Richtung.

Beweisführung.

Zur geistigen Bildung gehört

1. eine geübte Denkkraft und das Streben nach Erforschung der Wahrheit. Nur durch die sittliche Gesinnung aber fühlen wir uns
   a) zum Wahren, Göttlichen und Ewigen hingezogen und uns
   b) gedrungen, die gewonnenen Kenntnisse für das allgemeine Wohl nutzbar zu machen.

   Im gegentheiligen Falle würde die wissenschaftliche Beschäftigung
   a) zu einem bedeutungslosen Gedankenspiele, oder wohl gar
   b) zu einem bloßen Mittel sinnlichen Genusses und der Befriedigung unedler Leidenschaften, wie der Ruhmsucht, Gewinnsucht u. s. f., herabsinken und dadurch Unheil und Irrthum verbreiten.

   Zur geistigen Bildung gehört ferner

2. das Wohlgefallen am Schönen in der Natur und

Kunst. Auch dem Schönheitssinne gibt erst die sittliche Gesinnung die rechte Richtung und den wahren Werth. Denn das wahrhaft Schöne, das Edle und Würdige, das Erfreuende und Erhebende ist unzertrennlich vom Sittlichen, und kann nur von einem reinen, sittlichen Gefühle ganz gefaßt und innig empfunden werden. Wo dieß mangelt, ist auch der Geschmack und Kunstsinn mangelhaft oder er geräth völlig auf Abwege.

3) Zur geistigen Bildung gehört auch der Sinn für die Geschichte und das öffentliche Leben, für die allgemeinen und besondern Schicksale der Völker und Staaten. Auch in dieser Richtung wirkt die sittliche Gesinnung entscheidend auf die Geistesbildung ein. Wo beide verbunden sind, wird Liebe zum Menschengeschlechte und wohlwollende Theilnahme die Triebfeder unserer Beobachtungen sein; wo dagegen die sittliche Gesinnung fehlt, wird auch der historische Sinn ein bloß äußerlicher bleiben, und sein Genügen in müßiger Unterhaltung und in Befriedigung der Neugierde finden.

4. Zur geistigen Bildung wird endlich auch die Gefälligkeit der Sitten im geselligen Umgang erfordert. Diese erhält ebenfalls ihren wahren Werth erst durch die sittliche Gesinnung, die uns antreibt, den höheren Zweck des Umganges — herzliche Befreundung mit guten Menschen und sittliche Veredelung — im Auge zu behalten, nicht etwa nur Zeitvertreib und Zerstreuung dabei zu suchen.

Folgerungen.

1. Der sittlich gute Mensch steht, wenn er auch der Gelehrsamkeit, der Kunstkenntniß, der Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse und feiner Lebensart entbehrt, doch höher, als der sogenannte Gebildete, der zwar diese Vorzüge besitzt, dessen Herz jedoch leer ist an Glaube und an der Liebe zu Gott und den Menschen.

2. Wohl ist Geistesbildung ein Vorzug und eine Zierde für Jeden; aber vor Allem trachte man nach Weisheit und Tugend, da diese noch höher stehen. Letztere mit der Bild-

ung zu verwechseln oder sie doch mit ihr auf gleiche Stufe zu stellen, wäre ein gefährlicher Irrthum.

Schluß. Ermunterung, an der sittlichen Bildung mit nicht geringerem Eifer zu arbeiten, als an der geistigen Bildung.

Gebildet zu sein und für gebildet zu gelten, wünschen in dieser Zeit Alle, die etwas sein und gelten wollen, und zur Ehre pflegen wir es uns anzurechnen, daß wir einem gebildeten Zeitalter und Volke angehören und an einem Orte wohnen, wo wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung einheimisch geworden ist. Allgemein wird die Bildung geschätzt und darum auch allgemein gesucht, so daß Niemand roh und unwissend erscheinen will und daß, wer nur irgend regeren Geistes ist, und durch seine äußeren Verhältnisse einigermaßen begünstigt wird, sich Kenntnisse zu erwerben und gefällige Sitten sich anzueignen bemüht ist. Wie nun, meine Freunde? Ist dieser Fortschritt der Bildung ein Gewinn für die Welt, und besitzt, wer sie erworben hat, ein wahres Gut? — Allerdings ist der Besitz eines bereicherten und durch Nachdenken geübten Geistes, eines erweiterten Gesichtskreises, eines feinen Sinnes für das Schickliche und Schöne, und einer Gefälligkeit und Gewandtheit im Umgange, welche die Menschen zu gewinnen und zu ergetzen weiß, allerdings ist die Bildung ein Vorzug und eine Zierde des Menschen, ein Gut, dessen er sich freuen darf. Allerdings ist das Wachsthum der Bildung für einen großen Gewinn zu achten, denn mit ihr verschwindet die Rohheit, die bald als wilde Lust, bald als beleidigender Uebermuth sich äußert, und indem sie die mildere Sitte bringt, verschönert und erheitert sie das Leben. Erlangen wir aber mit der Bildung des Geistes auch das Höchste, was wir erreichen können? Wird mit ihr auch die Weisheit und die Tugend erworben? Bringt die feinere und gefälligere Sitte auch die sittliche Gesinnung in die Herzen der Menschen? — Nein, das dürfen wir nicht von ihr rühmen. Man kann ein gebildeter und doch ein schlechter,

selbst ein verworfener Mensch sein; niedrige Leidenschaften und entehrende Laster werden bei gebildeten, wie bei rohen Völkern, und in den Kreisen, wo die Bildung einheimisch ist, nicht weniger als anderwärts gefunden; und auch der geistreiche Thor ist doch nur ein Thor. Ein großer Unterschied ist zwischen einem gesitteten und einem sittlich guten, zwischen einem gebildeten und einem durch Religiosität gebesserten und geheiligten Menschen. Die Weisheit und die Tugend wird damit noch nicht erworben, daß man seinen Verstand übt und seine Kenntnisse erweitert, und ohne diese höheren Vorzüge ist doch alle Bildung nur ein Gut von zweideutigem Werthe und kann selbst die Veranlassung zu Verirrungen werden, denen der rohe Sohn der Natur leichter entgeht.

Ganz entsprechend der sittlichen Hoheit der christlichen Lehre ist daher der Satz: daß der Geistesbildung nur die sittliche Gesinnung den wahren Werth und die rechte Richtung verleihe.

Das erste Merkmal der Bildung ist ein durch Nachdenken geübter und durch Unterricht bereicherter Geist, welcher nach Kenntnissen und nach der Beschäftigung mit Gedanken verlangt. Der gebildete Mensch hat seine Geisteskräfte geübt und findet darum Wohlgefallen an geistiger Thätigkeit; er hat sich unterrichtet und darum ergetzt es ihn, an die erworbenen neue Kenntnisse zu knüpfen; er hat mit Geistern verkehrt, und darum sucht er die Werke der Wissenschaft, daß er unabläßig sich bereichere und durch die fremden Gedanken die eigenen wecke. Wahren Werth aber hat diese Fähigkeit und Geneigtheit zu geistiger Thätigkeit doch nur dann, wenn sie auf den doppelten Zweck, theils zur Selbstverständigung über sein Dasein und seine Stellung in der Welt zu gelangen, theils die Einsicht und Kenntniß zu erwerben, durch welche man von seinem Standpunkte aus der Welt zu nützen hofft, bezogen wird. Nur wer sich der Gesetze des Rechts und der Pflicht klar und innig bewußt ist, hat etwas Sicheres und Feststehendes in seinem Gemüthe, so daß er an Wahrheit glaubt und sich nicht überreden läßt, daß das ganze Menschenleben nur eine lange

Lüge und alles Denken nur ein bedeutungsloses Spiel mit nichtigen Schatten und leeren Bildern sei. So faßt denn die sittliche Gesinnung die Liebe zur Wahrheit in sich. Wie kann man doch die Wahrheit lieben und suchen, wenn man nicht glaubt, daß sie ist und gefunden werden kann? — Nur die sittliche Gesinnung ferner macht den Menschen der Ahnung des Göttlichen und der Achtung des Rechtes fähig; und darum wird nur der von ihr durchdrungene und geleitete Geist vor Allem auf den Zweck, über sich selbst und seine Stellung in der Welt sich zu verständigen, sein Nachdenken beziehen; denn nur er verlangt, wie nach sichern Regeln für sein Verhalten, so nach der Glaubenszuversicht, die das Herz still und fest macht. — Nur der sittliche Mensch endlich erkennt und fühlt sich den Menschen verpflichtet, und darum wird nur er die Einsicht und die Kenntniß mit uneigennützigem Eifer und ausdauerndem Fleiße zu erwerben streben, durch welche er von seinem Standpunkte aus zu nützen und der Welt seine Schuld zu bezahlen hofft. — Ohne die Leitung der sittlichen Gesinnung wird der bereicherte und gebildete Geist nur darum Kenntnisse suchen, weil ihr Besitz ihn ergetzt, und nur darum denken und forschen, weil er an geistiger Thätigkeit Wohlgefallen findet. Bloß ein Mittel des Genusses ist ihm dann die Wissenschaft, bloß ein ergetzendes Spiel wird ihm die Uebung der Geisteskraft, und auch das Spiel mit Gedanken ist in diesem Falle doch immer nur ein Spiel. Und wenn statt der sittlichen Gesinnung Sinnlichkeit und Selbstsucht, Eitelkeit, Ruhmsucht und Dünkel in der Seele wohnen, wie oft wird dann nicht die Klarheit der Ansicht getrübt, das Urtheil bestochen und die Wissenschaft und Kenntniß zu kleinlichen, selbst zu verwerflichen Zwecken mißbraucht werden! — Was zur Weisheit führen soll, wird dann nur ein Mittel zu eigener oder fremder Bethörung. — Wer zählet die Irrthümer, welche geist- und kenntnißreiche, aber der Achtung des Heiligen und dem sittlichen Ernst entfremdete Menschen in der Welt ausgestreut, wer ermißt das Unheil, das sie gestiftet haben? Nur die sittliche Gesinnung kann die geistige Fähigkeit, die wissenschaftliche Thätigkeit zur Wahrheitsliebe erheben, welche das

Heilige und das Recht sucht und findet, und das, wodurch sie der Welt nützen kann, erwerben will; nur sie kann ihr den wahren Werth und die rechte Richtung geben.) — Oder soll etwa, was die höchste unserer Kräfte wirkt und schafft, nur zu einem ergetzenden Spiel, nur zur Erreichung äußerer Zwecke dienen? Dann müßte der Geist dem Leibe zum Knechte, und die Vernunft der Sinnlichkeit zur Dienerin gegeben sein.

Ein zweites Merkmal der Geistesbildung ferner ist ein dem Wohlgefälligen und Schönen aufgeschlossener Sinn. Wen das Schöne, was in der Natur erscheint oder von der Kunst dargestellt wird, nicht ergetzt und das Unschickliche und Geschmacklose nicht beleidigt, den lassen wir nicht für einen gebildeten Menschen gelten, ob er auch manche Kenntniß und Geschicklichkeit besäße. In den höheren Kreisen der Gesellschaft insbesondere wird nichts mit weniger Nachsicht behandelt, nichts strenger getadelt, als was den Mangel an dieser Art von Bildung verräth. Auch diesem Sinne für das Wohlgefällige und Schöne gibt jedoch die sittliche Gesinnung erst die rechte Richtung und den wahren Werth. Zwar kann man bis zu einem gewissen Grade Geschmack und Kunstsinn besitzen und selbst auch Werke der Kunst hervorbringen, ohne die sittliche Gesinnung im Herzen zu tragen. An gewissen Darstellungen der Kunst sich zu ergetzen, bedarf es vielleicht gar nicht einmal eines feinern Gefühles und eines geläuterten Geschmackes, sondern nur offener Ohren und lüsterner Augen. Soll aber der Sinn für das Schöne mehr sein, als eine leicht erregbare Sinnlichkeit oder eine durch öftere Betrachtung von Kunstwerken erworbene Fertigkeit, sie zu beurtheilen, soll sie erfreuendes und erhebendes Wohlgefallen an dem Erfreuenden und Erhebenden sein, welches in schöner Gestalt uns begegnet, so müssen wir für sittliche Gefühle empfänglich und fähig sein. Denn in Allem, was solches Wohlgefallen erweckt, drückt das Sittliche sich aus, und kann daher auch nur von einem Gemüthe, worin die sittliche Gesinnung wohnt, ganz gefaßt, tief und innig empfunden werden. Was macht das Holde zu dem Holden? Der Ausdruck heit'rer Milde und unbefangener Unschuld. Was drückt das Bild der so oft von der

Kunst Verherrlichten aus, welche vorzugsweise die Holdselige genannt wird? Den Frieden eines reinen Herzens, den Selbstgenuß eines schuldlosen, unentweihten Daseins, die Milde der Liebe und die heitere Ruhe einer befriedigten und doch hoffnungsreichen, dem Himmel zugewendeten Seele. Worin besteht das, was wir das Edle nennen, ob es im Charakter des Menschen, oder in der Darstellungsweise seiner Gedanken, oder in seiner Gestalt erscheine? In der Ankündigung des Bewußtseins einer Würde, welche Niedriges und Gemeines verschmäht. Und was Anderes nennen wir erhaben, als was, indem es unsern äußern Menschen durch seine Größe und Ueberlegenheit niederdrückt und demüthigt, dem Bewußtsein unsrer sittlichen Kraft und der Ahnung einer übersinnlichen Welt neue Stärke verleiht? Das Erfreuende und Erhebende stellt entweder Erscheinungen des sittlichen Lebens dar, oder weckt sittliche Gefühle, und darum kann der Sinn für das Schöne nur durch die sittliche Gesinnung zu dem Wohlgefallen an dem werden, was nicht bloß ergetzt, sondern auch erfreut und erhebt. Und was hat höheren Werth, die Ergetzung oder die Erhebung der Seele?

Ein drittes Merkmal der Bildung ist die Aufmerksamkeit auf Alles, was auf dem Schauplatze der Weltgeschichte sich begibt. Der Blick des gebildeten Menschen geht über den engen Kreis seines Hauses und seines Wohnortes hinaus. Jede Erscheinung des öffentlichen Lebens wird von ihm beachtet und erwogen; denn es ergetzt ihn, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen, die Zukunft zu errathen, und merkwürdige Männer und Ereignisse seiner Zeit in hellen Bildern und unter bestimmten Zügen sich vorzustellen. Auch dieser Aufmerksamkeit aber auf die Erscheinungen der Zeit gibt die sittliche Gesinnung erst die rechte Richtung und den wahren Werth; denn nur durch sie wird sie wohlwollende Theilnahme an den menschlichen Dingen. Die sittliche Gesinnung ist Achtung des Menschen und der Menschenrechte, und Liebe zu unserem Geschlechte, und darum wird durch sie, was die Aufmerksamkeit des gebildeten Menschen auf sich lenkt und festhält, Gegenstand solcher Theilnahme. Wer auf die Erscheinungen der Zeit nur

achtet, um zu wissen, was sich begibt, sich damit zu unterhalten und darüber mitzusprechen, der thut, was er auch lassen könnte, und sucht dabei nur das Seine. Wer aber, indem er das bewegliche Bild der Zeitgeschichte betrachtet, sich freut, wenn er Gutes keimen sieht, wer über Unheil und Verderben trauert, wer zürnet, wenn ihm das Unrecht begegnet, der fühlt, wie der Mensch und der Christ fühlen soll, und nimmt menschlich Theil an den menschlichen Dingen. Und ob auch solches Gefühl nur Gefühl bliebe und nicht zur That würde, es hat doch einen Werth, eben weil es ein menschliches Gefühl ist und der Ausdruck christlicher Gesinnung.

Ein viertes Merkmal der Bildung endlich ist die Gefälligkeit der Sitten, vermöge welcher der Mensch im gesellschaftlichen Umgange, was zurückstößt und beleidigt, zu vermeiden, zudem auch zu ergetzen, zu unterhalten und die Menschen zu gewinnen weiß. Auch dieser gesellschaftlichen Bildung gibt erst die sittliche Gesinnung die rechte Richtung und den wahren Werth. Durch diese nur wird sie eine wohlthuende Befreundung mit den Menschen, in welche doch allein der höhere Zweck des gesellschaftlichen Umganges gesetzt werden kann. Freilich, wenn man bloß zusammenkommt, um in fremder Umgebung sich zu zerstreuen, durch gegenseitige Mittheilung sich zu unterhalten, sich aufzuheitern durch Spiel und Scherz; so ist für diesen Zweck die Gefälligkeit der Sitten völlig hinreichend, die wir an jedem wohlerzogenen und durch Umgang gebildeten Menschen finden. Allein es gibt auch noch einen höheren Zweck des gesellschaftlichen Umganges, den nämlich, daß man Theilnahme und Vertrauen einflöße und erweise, daß die, welche einander in's Auge schauen, mit einander sich befreunden in dem Austausche ihrer Gedanken und Gefühle; dieser höhere und würdigere Zweck kann aber nur von denen erreicht werden, welche die sittliche Gesinnung im Herzen tragen. Denn diese Gesinnung wehret dem, was zwar nicht die Unterhaltung, wohl aber die Befreundung hindert, der Eitelkeit, welche, auch wenn sie schmeichelt, doch nur das eigene Lob sucht, dem Spotte, welcher hinter dem Scherze sich verbirgt,

und dem Hochmuthe, welcher oft auch aus der verbindlichsten Höflichkeit hervorblickt, und breitet über das ganze Wesen des Menschen die Milde, die Ruhe und die Würde aus, wodurch er Vertrauen und Theilnahme erwirbt. Eine Befreundung mit den Menschen im gesellschaftlichen Umgange, welche uns und ihnen wohlthut, sie zu uns und uns zu ihnen zieht, so daß wir einander mehr werden als unterhaltende Gesellschafter, eine solche Befreundung ist nur durch die sittliche Gesinnung möglich.

Was das Auge im Leibe, das ist die sittliche Gesinnung in der Seele; nur was sie lenkt, nimmt die rechte Richtung; nur was sie gleichsam läutert und heiligt, hat wahren Werth. Der sittliche Mensch ohne Bildung steht höher, als der gebildete ohne sittliche Gesinnung; der rohe Sohn der Natur, welcher wenig weiß, aber an Gott glaubt und der Verheißung seines Wortes vertraut, von der Kunst und ihren Regeln nichts versteht, aber sich erfreut, erhoben fühlt in seinem Gemüthe, wenn Gottes Sonne aufgeht über seinen Bergen, wenig von dem erfährt, was in fremden Ländern sich begibt, aber sich freut mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weint, durch gefällige Sitten die Menschen zwar nicht gewinnen und ergetzen kann, aber es redlich meint mit jedem, dem er treuherzig seine Hand bietet: er hat mehr Werth, als alle die, welche viel wissen, aber nichts glauben, alle Kunstwerke richten, aber an nichts Freude haben, über Alles reden, aber für nichts fühlen und handeln, und ein liebeleeres Herz hinter glatten Worten und gefälligen Sitten verbergen. Des Menschen wahrer Werth ruht in seiner Gesinnung; denn nur sie wird unabhängig von der Gunst der äußeren Umstände, welche die Bildung bedingen, erworben.

Wohl ist die Bildung ein Vorzug und eine Zierde des Menschen, und wir haben Ursache, uns ihrer zu freuen und ihr Wachsthum zu fördern. Das aber, was der Christ und der Weise vor Allem sucht und achtet, die Weisheit und die Tugend, wird doch mit ihr nicht empfangen, und der gefährlichste aller Irrthümer würde es sein, wenn wir sie mit jener verwechseln oder meinen wollten, daß sie den Mangel des sittlichen Ernstes uns ersetzen könne. Christum lieb haben, sagt der Apostel, ist

besser denn alles Wissen, und nur dann dürfen wir uns freuen, daß uns die Nacht vergangen und der Tag herbeigekommen ist, wenn wir die Waffen des Lichts anlegen und ehrbarlich wandeln.

Darum lasset uns, indem wir nach der Bildung des Geistes trachten, nicht versäumen, dahin zu gehen, wo wir mehr als irgendwo das finden, was die sittliche Kraft erweckt und die sittliche Gesinnung kräftiget und stärket, zu dem Worte des Herrn, wo das Wasser des Lebens quillt, das Licht, das vom Himmel kommt, leuchtet, und Gottes Geist wehet. Nichts, keine Wissenschaft und keine Kunst kann dem Menschen das Evangelium entbehrlich machen; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Traurige Verirrung derer, welche meinen, weil sie manche weltliche Dinge wissen und feinere Sitten erworben haben, der Religion nicht zu bedürfen! Wie, ihr Starken, seid ihr so stark, daß ihr die Hilfe verschmähen zu dürfen glaubet, welche die ewige Weisheit dem schwachen Sterblichen bietet? Steht ihr so fest, daß ihr niemals zu wanken fürchtet, ob auch Niemand euch stütze und führe? Seid ihr so vollkommen und rein, daß ihr des Trostes und der Vergebung, so erhaben über den Schmerz und den irdischen Jammer, daß ihr der Hoffnung nicht bedürfet? — Ach, wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes; wir sind allzumal schwache, leicht verführbare, leicht betrogene, leicht verwundete und dem Schmerze dahingegebene Menschen. Hier ist kein Unterschied, wir alle bedürfen der religiösen Erhebung, der sittlichen Kräftigung, durch welche Alles, was wir sonst etwa uns erwerben mögen, erst die rechte Richtung und den wahren Werth erhält.

Allen ist der Herr erschienen; wie er durch die Schatten dunkler Jahrhunderte gegangen ist, so wandelt er heute im helleren Strahle einer erleuchteten Welt, auch das Geschlecht dieser Zeit zu führen. Auch uns will, auch uns soll er Führer sein. Nichts soll uns von unserem himmlischen Führer und Freunde scheiden, nicht die falsche Weisheit der Welt, nicht der Selbstbetrug eines bethörten Herzens! Bei ihm wollen wir bleiben, aufsehen zu ihm und merken auf seine Stimme; denn Er hat Worte des ewigen Lebens!

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus) in München.

Beck, Friedrich, 1806-1888

Stilistisches Hilfsbuch

Bd.: 2

München 1868